

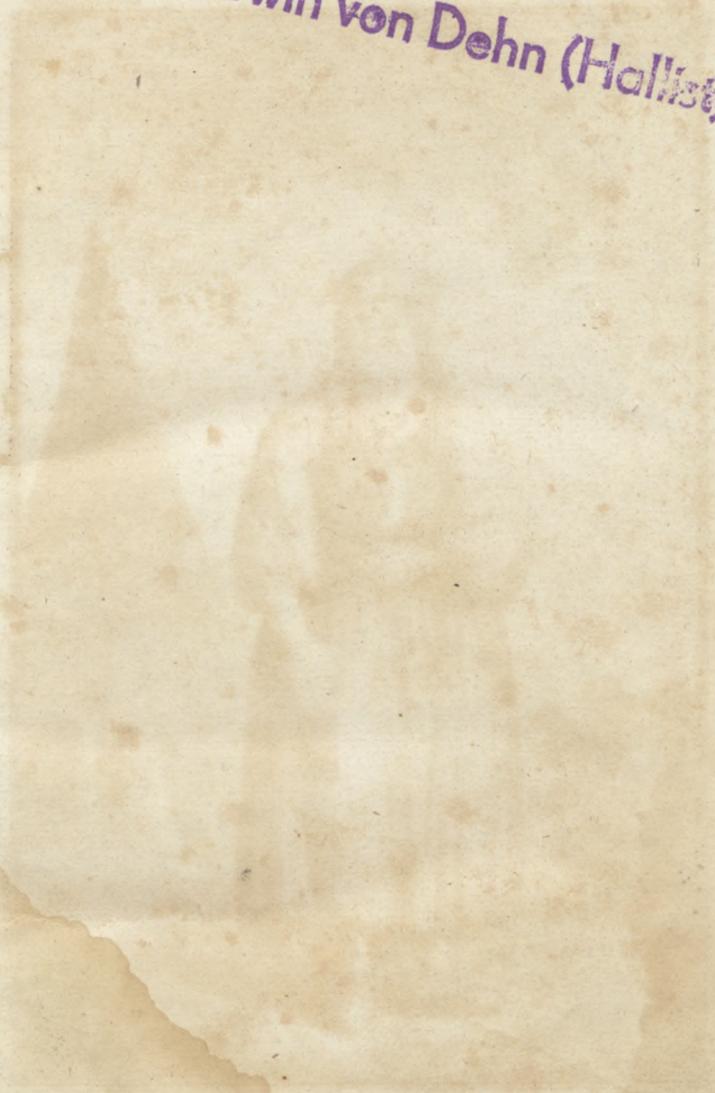
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

85891

2. 2. 1806

Erwin von Dehn (Hallis)

Erwin von Dehn (Hallist)



Th. 1.

Tit. Kupf.



Eine Chstin.

Neuestes Gemählde
von
Lief- und Chstland,
unter
Katharina II. und Alexander I.
in
historischer, statistischer, politischer und merkantilischer
Ansiht.

Auch als ein Beytrag
zur
Kenntniß des Russischen Reichs.

Von
Johann Christoph Petri,
Doctor der Philosophie und Professor am Raths-
Gymnasium in Erfurt.

Erster Band.

Mit sechs Kupfern.

Leipzig,
in der Dyl'schen Buchhandlung.
1809.

M
Lg
Q 2542/44

85891



An

Ihre Kaiserliche Hoheit,

die Großfürstin von Rußland

Maria Pawlowna,

Erbprinzessin von Weimar.

Erhabenste,
Allergnädigste Großfürstinn,
Durchlauchtigste Erbprinzessin,

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit nehme
ich mir die Freyheit, Ihrer Kaiserli-
chen Hoheit ein Werk vorzulegen, dazu
ich die Materialien größtentheils in Ihrem
Vaterlande selbst gesammelt und nur erst in
Deutschland geordnet habe. Als ich es un-
ternahm, wußte ich nicht, ob ich es sobald

bekannt machen würde; aber nachdem es vollendet war, bestimmten mancherley Bewegungsgründe, deren die Vorrede zum Theil erwähnt, meine Unschlüssigkeit. —

Ich bitte Ihre Kaiserliche Hoheit, nicht eher ein Urtheil über dieses Buch zu fällen, als bis Sie es ganz werden durchgelesen haben. Nur in Ihre ruhige und überlegte Art, Menschen und Sachen zu betrachten und zu beurtheilen, setze ich mein Vertrauen, und hoffe deswegen, Vergebung für meine Kühnheit zu erhalten. Von

allen meinen ehemaligen Verbindungen im Norden, wo ich zwölff Jahre glücklich lebte, seit mehreren Jahren losgerissen, stößt nur ein reines und der großen Eigenschaften Ihrer Kaiserlichen Hoheit würdiges Gefühl mir den heißen Wunsch ein, Ihren Beyfall zu erhalten, und mit einem von Ihrer unbegrenzten Güte durchdrungenen Herzen wage ich, wenigstens um Ihre Nachsicht zu bitten.

Ich lege vor Ihrer Kaiserlichen Hoheit die tiefen Gefühle der Ehrfurcht

und der höchsten Achtung nieder, die mich bis
zum letzten Athem begleiten werden, und die
sich mit allen jenen vereinigen, mit denen ich
Zeitlebens bin

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

Erfurt,
den 1. Jan.
1809.

unterthänigster und gehorsamster Diener
Johann Christoph Petri.

V o r b e r i c h t.

Reisebeschreibungen, das heißt, Schilderungen
der Sitten und Gebräuche der Länder und Völker,
gehören mit zu den undankbarsten Arbeiten. Man
sagt in denselben bald nicht genug, bald wieder zu
viel, lobt entweder zu wenig und tadelst zu sehr,
oder erhebt, was nach dem Urtheile vieler nicht zu
erheben ist. Lobt man zu viel, so fällt man leicht
in den Verdacht der Schmeicheley; lobt man zu
wenig, so stehet man in Gefahr, von den Be-
wohnern der Länder, die man beschreibt, als ein
Partheyischer, ja wohl gar als ein Undankbarer
beurtheilt zu werden; und man sieht das Buch ge-
wöhnlich als das non plus ultra von Erdichtung,
Verdrehung, falscher Ansicht der Dinge und Un-
wahrheit an, bezüchtiget auch wohl den Verfasser
der Verläumdung und Bosheit. Wenigstens war
dieß der Fall bey Herrn Reichards Briefen aus
Paris, und auch dem Verfasser des gegenwärtigen
Buchs ist dieß bey seinem früheren Werke über

die Ehesten begegnet, das ihm sogar wegen einer darin erzählten Thatsache einen Injurien-Prozeß zuzog. —

Diese Schrift ist daher so wenig als jene vor sieben Jahren herausgegebene Beschreibung der Ehesten geeignet, dem Verfasser Dank oder Freunde zu erwerben, und den Beyfall der sogenannten Vornehmen und Großen zu verschaffen. Sie enthält zu viele Wahrheiten und Seiten, welche ihre Blöße aufdecken und den Grundsätzen und Leidenschaften mancher Stände und Individuen gar nicht schmeicheln. Ich habe, wo es auf Wahrheit und Vertheidigung der unveräußerlichen Rechte des Menschen ankam, ohne Schonung, ohne alle Rücksicht gesprochen. Kein Interesse, kein Ansehen, keine Furcht hat mich bey dem Niederschreiben meiner Nachrichten geleitet. Ich weiß so gut als meine Leser, daß die Wahrheit den Menschen, und keinen so sehr als denen, welche ihrer vor allen andern bedürfen, verhaßt ist. Auch habe ich mir schon manche, große und kleine Feinde, ja sogar, wie ich bereits gesagt habe, eine gerichtliche Klage dadurch zugezogen. Dieß kommt daher, weil die Menschen nicht leiden können, wenn ihre Schwächen, ihre Fehler, ihre bösen Gewohn-

heiten, ihre verkehrten Maximen und Handlungsweisen, ihre Leidenschaften, aufgedeckt, andern zur Schau ausgestellt und sie selbst in ihrer Blöße jedermann gezeigt, aber eben dadurch in ihrer auch behaglichen Ruhe, in ihren egoistischen Grundsätzen und einem ihnen vortheilhaften Systeme gestört werden. Allein ich weiß auch, daß in dem Herzen der Menschen ein unvertilgbarer Keim von Achtung für das moralische Gesetz, für Tugend, Wahrheit und Recht liegt, daß sie diesem zu Folge mehr die Art der Darstellung als die Sache selbst hassen, und daß ein Schriftsteller, bey dem das Gefühl und Vertrauen auf seine gute Sache spricht, sich eben deshalb ungescheut manches Urtheil erlauben dürfe, das sonst das Licht fürchtet, und überhaupt eine freymüthige Sprache führen könne und solle. —

Mein Buch wird vielleicht manchem in die Hände fallen, der sich für sehr wichtig hält und nichts gut findet, als was er selbst sagt und was mit seinen Meinungen übereinstimmt; ein schlechter Mensch wird ihm hämische Absichten, boshafte Deutungen unterschieben; ein herrschsüchtiger Klein-Großer oder sogenannter Vornehmer wird es, seiner freymüthigen Aeußerungen und der Grundsätze seines Verfassers wegen, als gefährlich bekritteln

und Ceter schreyen; vielleicht wird sogar ein Affe oder ein kleiner beißiger Klaffer darüber herfallen und mit dem Gebiß knirschen oder die Zähne fletschen. Wenn es aber nur dem Manne gefällt, welcher ein Herz hat und das Gute da findet, wo es nützt und wirkt, so bin ich zufrieden und denke, daß es noch bis jetzt kein Buch und noch keinen Schriftsteller in der ganzen weiten Welt gegeben hat, der es allen recht gemacht, das allgemeinen Beyfall gefunden hätte und nach dem Geschmacke aller gewesen wäre. Willkommen sollen mir Belehrungen, Zurechtweisungen, Verbesserungen seyn, auf Nöckereyen, grobe Ausfälle, hämische und lieblose Urtheile werde ich wider achten noch antworten.

Die Kupfer sind an Ort und Stelle aufgenommen und treue Kopien ihrer Originale. Der Plan zur Vereinigung des schwarzen Meeres mit der Ostsee, ist mir aus St. Petersburg zugeschiedt worden und in Deutschland noch gar nicht bekannt.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.

Kurze Beschreibung des Landes und der natürlichen Beschaffenheit desselben. — Klima, Fruchtbarkeit und Producte. — Gewässer. — Bevölkerung. — Niga und Neval, die beiden Hauptstädte. — Narwa. — Schloß Dberpahlen. Nahrungsmittel und Preise derselben. — Genaue und buchstäbliche Volziehung der Ukasen. — Deutsche und Russische Waaren und Zeuge. — Anmerkung für fremde Reisende. — Reisefuhrwerk und Fuhrleute. — Gärten und Gärtnerei. — Lustbarkeiten u. Vergnügungen. — Ueber den zahlreichen Adel, die Landgüter und das Recht, sie zu besitzen. Seite 1 — 408.

Zweyter Abschnitt.

Zustand der Bauern, Letten und Ehten. — Ihre Nahrungsweige, Wohnungen und Bauart derselben. — Ihre Kunstanlagen, Hausgeräthe und Ackerwerkzeuge. — Die verschiedenen Geschäfte bey dem Ackerbau und der Landwirthschaft, Pflügen, Säen, Eggen ic. — Wernte, Miegen. — Andere ökonomische Nebenbeschäftigungen. — Die Heuärnte, Wiesen und Heuschläge, Kujen. — Kleidung der Letten und Ehten, nebst Erklärung der Kupfer. — Verschiedenheit zwi-

ſchen beyden Nationen. — Aberglaube. — Ihre Dampfbäder und Badſtuben. — Mühseligkeiten und elendes Sklavenleben. — Verſuche zur Verbesserung des Zuſtandes der Bauern; Landtagsbeſchlüſſe. — Grausame Behandlung der Thiere. — Seltenheit großer Diebſtähle. — Hochzeitgebräuche, Laufen und Leichenbegängniſſe. — Tanz und ſonſtige Vergnügungen. — Prediger und Paſtorate auf dem Lande. — Krankheiten der Bauern. — Nationalcharakter. S. 409 — 539.

Nachträge zum erſten Bande.

S. 540 — 544.

Erſter Abſchnitt.

Kurze Beſchreibung des Landes und der natürlichen Beſchaffenheit deſſelben. — Klima, Fruchtbarkeit und Produkte. — Gewäſſer. — Bevölkerung. — Niga und Neval, die beiden Hauptſtädte. — Narwa. — Schloß Oberpahlen. — Nahrungsmittel und Preiſe deſſelben. — Genaue und buchſtäbliche Vollziehung der Ukaſen. — Deutſche und Ruſſiſche Waaren und Zeuge. — Anmerkungen für fremde Reiſende. — Reiſefuhrwerk und Fuhrleute. — Gärten und Gärtnerei. — Luſtbarkeiten und Vergnügungen. — Der zahlreiche Adel, die Landgüter und das Recht, ſie zu beſitzen.

Innerhalb des unermeflichen Flächenraums von 336,000 □ Meilen, den Rußland in ſeinem Umfange auf dem Erdboden einnimmt, liegt nordweſtlich am Baltiſchen Meere ein kleines Land, eine Provinz deſſelben, das ungefähr den 210ten Theil des Arealinhalts jenes kolofſalichen Reichs beträgt, und mit Inbegriff der dazu gehörigen Inſeln etwa 1600 □ Meilen groß iſt, das aber in den Augen der Beſherrscher des Ruſſiſchen Reichs von jeher ein großes Gewicht gehabt hat, und zu deſſen Erlangung und Behauptung ſie alle Kräfte aufgeboten haben. Dieſes Land, von dem ich hier den Leſern einen etwas

ausführlichern Abriß entwerfen will, wird im gemeinen Leben unter dem Namen Lief- und Ehstland angeführt. Es begreift aber eigentlich zwey ganz besondere Provinzen und Völkerschaften in sich, welche letztere an Sitten, Sprache, Kleidung und Meinungen sehr weit von einander abgehen; Lettland, das von den Letten, und Ehstland, das von den Ehsten bewohnt wird. Das erstere nennt man auch vorzugsweise insbesondere Lief- und Ehstland, und nach der Regierungsverfassung von 1783, da Katharina II. ihr ganzes Reich in Statthalterschaften oder Gouvernements eintheilte, das Rigische Gouvernement, von der Hauptstadt Riga, so wie Ehstland das Revalsche Gouvernement nach seiner Hauptstadt Reval. Ehemals waren sie auch unter Schwedischer Regierung, und selbst noch bis weit über die Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts unter Russischer Vormüßigkeit, unter der Benennung der Herzogthümer Lief- und Ehstland bekannt, weil sie in ihrer frühern Geschichte Herzöge als ihre Regenten erkannt hatten. Man nennt sie auch die Deutschen Provinzen des Russischen Reichs, weil sie unmittelbar von Deutschen beherrscht werden, und Deutsche Sprache, Sitten und Gebräuche in ihnen herrschend sind, auch in ihren Städten meistens Deutsche wohnen. Von andern werden sie die Ostsee-Provinzen Russlands genannt. Ich werde sie, um alles Mißverständniß zu vermeiden, Lief- und Ehst-

land, oder auch das Rigische und Revalsche Gouvernement, bisweilen auch wohl die Statthalterschaft Riga und Reval nennen.

Man hat sich bisher gar häufig noch immer sehr unrichtige Vorstellungen und Begriffe von diesen beiden Ländern gemacht. Manche verwechseln sie mit einander, andere denken sich Ehstland in Lief- und Ehstland, noch andere halten beide für ein und dasselbe Land, viele endlich wissen von Ehstland so wenig als nichts. Seit Büschings Erdbeschreibung kennt man diese Provinzen jedoch etwas genauer und besser, obgleich auch seine Nachrichten noch mancher Berichtigung und Verbesserung bedürfen. Eine ganz vollständige, genaue und fehlerfreie Beschreibung von Lief- und Ehstland kann selbst ein geborner Lief- und Ehstländer so leicht nicht liefern, wenn er auch das ganze Land durchreisen würde. Es ist zu weitläufig, in manchen Gegenden noch zu wenig bewohnt und angebauet, ja nicht selten den Eingebornen selbst in vielen Dingen unbekannt. Nur nach und nach, durch Sammeln brauchbarer Materialien, durch eigene Ansicht und mehrjähriger Aufenthalt im Lande selbst orientirt, durch viele sichere Beyträge, Berichtigungen und gedruckte Hülfsmittel kann man etwas Vollkommenes zu leisten in den Stand gesetzt werden. — Die besten Charten, welche zu diesem Behuf ein nothwendiges Bedürfniß sind, findet man nicht etwa im Homannischen oder Lotterschen Atlas, als welche beide voller

Unrichtigkeiten sind, sondern in der Hupelschen Topographie von Lief- und Ehstland, bey der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg von dem Herrn Adjunkt Schmidt, und vornämlich in der Sammlung neuer Charten von den einzelnen Kreisen Lief- und Ehstlands, welche der Herr Graf von Mellin, ein geborner Liefländer, mit vielem Fleiße und Genauigkeit und mit sehr guten Hülfsmitteln unterstützt, geliefert hat.

Schon vorher, ehe die Bremer Schiffahrt und Handel nach den östlichen Küsten der Ostsee trieben, oder vielmehr, ehe sie, wie man allgemein annimmt, an die Liefländischen Küsten verschlagen wurden und sich hier ansiedelten, müssen diese Länder von der Düna an bis an den östlichen Finnischen Meerbusen von den Deutschen befahren worden seyn, weil man schon lange vor dem elften Jahrhunderte Spuren und historische Nachrichten von dem ausgebreiteten Handel der Deutschen in diesen Gegenden findet. So viel aber ist wenigstens gewiß, daß mit der Eroberung dieser Länder im zwölften Jahrhunderte durch die Deutschen, mit ihrer Niederlassung und der Anbauung fester Städte und Plätze an den östlichen Küsten des Baltischen Meeres, zugleich auch eine genauere Bekanntschaft dieser Gegenden mit dem übrigen westlichen Europa und vorzüglich mit Deutschland bewirkt wurde. Lief- und Ehstland erschienen den Deutschen

als wichtige und merkwürdige Länder, da man sich unter diesem Namen neuentdeckte Provinzen eines noch unbekanntem größern Landes dachte. Der Mangel an geographischer Richtigkeit und Bestimmtheit, den man in allen historischen Denkmälern vor dem elften Jahrhunderte von diesen nordöstlichen Gegenden wahrnimmt, entschuldigt die damaligen Deutschen, daß sie selbst ihre erste Niederlassung in Liefland so schildern, als wäre sie in einem bisher ganz unbekanntem Lande geschehen. Die Russen aber kannten alle diese Küstenländer mit ihren Bewohnern schon lange vorher. Die Ehsten nannten sie Tschuden, mit welchem Namen der ganze Finnische Völkerstamm von ihnen benannt wird: eben so werden von diesen Küstenbewohnern auch Letten, Kuren und Semgaller unterschieden und bezeichnet. Diese Bekanntschaft erhellet nicht nur aus der gegenseitigen Handelsverbindung, sondern auch daraus, daß die mächtigern Russen diesen Stämmen, Ehsten, Letten und Kuren, schon seit langer Zeit Tribut aufgelegt und sich mithin als die Oberherren ihrer Länder betrachtet hatten. Der Name Liwe ist wahrscheinlich spätern Ursprungs, und kann daher auch nur muthmaßlich etymologisch erklärt werden. Die wahrscheinlichste Meinung darüber ist die, daß er von Liiv (Sand) herkomme, weil dieses Volk ein mit vielem Sande bedecktes Land bewohnte, oder bey seinen Wanderungen von einem Wohnsitze zum andern vielen,

die Reise erschwerenden Sqnd antraf. *) Die Ehten nennen ihr Land selbst Eestima, so wie die Letten das ihrige Liwama, das Sandland. Ees oder Eest heißt vor, und ma das Land, also das Vorland, ein vorwärts liegendes oder wohnendes Volk. Dieser Name scheint also nicht mitgebracht oder von den Deutschen entstanden, sondern im Lande selbst angenommen zu seyn. Er ist so alt wie die Nation, welche selbst in ihrer Sprache noch die nördlicher, im Revalschen und längst dem Finnischen Meerbusen wohnenden Dauern, von den südlicher, weiter ins Land hinein gegen Lettland und hinter Dorpat liegenden, unterscheidet. Jene nennen die letztern tagga ma rahwas, d. h. Leute des hinterwärts liegenden Landes: sie selbst müssen sich folglich als ein vorwärts wohnendes Volk ansehen.

Die Russen, als die ersten Beherrscher des Landes, welche nachher ihr einige Zeit verlohrenes Recht so oft wieder geltend machten, ihre Ansprüche auf diese Provinzen erneuerten, und sie endlich zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts eroberten und auf ewig ihrem Reiche einverleibten, ließen Anfangs diese Völker ganz bey ihrer eigenen Verfassung. Die

*) Mehrere, zum Theil sehr lächerliche Erklärungen davon findet man in Hupels topographischen Nachrichten, B. I. S. 68 f. und in Friebes Handbuch der Geschichte Lieflands, B. I. S. 39 f.

Ehten, und die Insulaner auf Desel insbesondere, konnten ungehindert Seeräuberey treiben, ohne Ahndung und Verantwortung zu befürchten; die Letten und Kuren dagegen lebten in ihren Wäldern wie Halbwilde in einem Zustande von sorgloser Ruhe und Unthätigkeit, zufrieden, wenn man sie in ihrem behaglichen Wohlseyn nicht störte, und nichts mehr als den ihnen auferlegten Tribut von ihnen foderte. In diesem Zeitpunkte war es, als die Deutschen zuerst die Düna mit ihren Schiffen besuhren, das Land kennen lernten, und zum Unglück und Verderben seiner Bewohner an den Küsten Handels-Etablissements errichteten. Zu untersuchen, ob dieß von ungefähr oder planmäßig, nach einer wohlberechneten Speculation geschah, gehört nicht hieher. Es ist aber außer Zweifel, daß hauptsächlich Gewinnsucht hieran ihren Antheil hatte, und die erste feste Niederlassung der Deutschen in diesem nördlichen, damals unwirthbaren Erdstriche begründete, um daselbst durch angelegte Faktoreyen sich der Quelle des Russischen Handels mehr zu nähern, und sich der Produkte dieses Landes aus der ersten Hand zu bemächtigen. Liefland, oder die Gegenden um die Düna herum, waren viel zu arm an Produkten, um ein Ersatz für den beträchtlichen Aufwand zu werden, wenn man nicht den Prospekt einer Ansiedelung und weiter hinausgehenden reichen Besitznehmung im Auge gehabt hätte. Außer Holz, Thierfellen, Honig und Wachs hatte der

Liwe und Lette nichts, das zu größern Unternehmungen hätte reizen können. Dennoch hielt es schwer, die hartnäckigen Fremdlinge, nachdem sie einmahl die Fruchtbarkeit des Landes, und daß hier etwas zu holen wäre, hatten kennen gelernt, wieder aus dem Lande zu vertreiben. So tapfer auch die Letten, und hernach, mit mehr Wuth und Verzweiflung, die Ehstern fochten; so mißlangen doch alle Versuche, dieser hungrigen, raubsüchtigen Gäste los zu werden. Die Deutschen, (und in der Folge auch die Dänen nach ihrer Besiznahme von Ehstland,) waren und blieben die Herren des Landes, und sind es gewissermaßen noch jetzt dadurch, daß sie unmittelbar die unglücklich unterjochten Leibeigenen als ihre Erbunterthanen mit willkührlicher Gewalt beherrschen.

Sowohl Lief- als Ehstland wird auf zwey Seiten von der Ostsee, die außerdem noch viele größere und kleinere, zu einem von beiden gehörende Inseln bildet, umschlossen, gegen Westen durch den Rigischen, und gegen Norden durch den Finnischen Meerbusen. Gegen Osten macht die Narowa, welche sich in den Peipussee ergießt, die Gränze, wo Narwa die letzte Stadt ist und Ehstland an Ingermannland gränzt: gegen Süden, nach Kurland zu, ist eigentlich die Klaikapelle, 4 Meilen hinter Riga, der Gränzort, wo, wegen etlicher seitwärts liegenden Moräste, alles vorbeysreisen muß. Bey Kur-

tenhof fängt die Düna an, die Gränzlinie gegen Süden zu schneiden und Liefland von Semgallen zu trennen. Weil aber dennoch einige Kirchspiele und Güter noch jenseits der Düna liegen, so macht die südliche Gränzlinie mehrere Winkel und Ausbiegungen. — Die Düna und die Ostsee beleben an dieser westlichen Küste den Handel ungemein, und man erblickt den Rigischen Meerbusen zu allen Zeiten des Sommers und Herbsts mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art und vieler Nationen bedeckt. Wenn auch die Schifffahrt auf der Ostsee durch einen fünfmonatlichen Frost gehemmt wird; so vermindert diese Unterbrechung doch nicht die regsame Thätigkeit des Handelsfleißes. Der Winter öffnet alsdann auf dem festen Lande die Heerstraßen und brücket Flüsse, Seen und Moräste, die dann mit Fuhren und Karawanen, beladen mit Produkten und Waaren, bedeckt sind und sich zu den Seestädten hinlenken, die Magazine dafselbst anfüllen, um sie bey erneuerter Schifffahrt in alle Theile der Welt zu versenden. Diesem ausgebreiteten Handel an der offenbaren See, dem die landesherrliche Unterstützung, eine glückliche Verbindung mit seinen Nachbarn und fernen Nationen, die innere Sicherheit, schiffbare Flüsse und die angränzenden Länder, denen es in der Gegend an Häfen fehlt, als Rußland, Pohlen, Litthauen, Kurland, Preussen, durch die Vertauschung ihrer Produkte, einen wichtigen Schwung geben, verdankt das Land haupt-

sächlich seinen gegenwärtigen Wohlstand. — Die Ostsee (oder das Baltische Meer) war sonst viel größer als jetzt; doch nimmt sie noch immer einen Raum von 3700, oder, nach andern, sogar von 5000 Quadratmeilen, ein. Sie ist lange nicht so salzig als andere Meere, welches wahrscheinlich von den vielen großen Flüssen herrührt, die in dieselbe fallen. Selbst im heißesten Sommer ist ihr Wasser kühler als in andern Meeren. Ihre Wellen erheben sich auch nicht so hoch, als in der Nordsee, sondern fallen kürzer und geschwinder auf einander. Ihre Tiefe ist nicht sehr beträchtlich, an manchen Stellen kaum 20, auf der Höhe zum höchsten 50 Klafter. Sie hat 3 große Meerbusen, den Liefländischen (oder Rigischen), Finnischen und Bothnischen. Sie frieren häufig zu, wahrscheinlich wegen der geringen Salzigkeit des Wassers. Im Jahre 1459 war die Ostsee so zugefroren, daß man mit Schlitten nach Kopenhagen, Stockholm, Lübeck, Wismar u. s. f. über dieselbe fahren konnte. Der Finnische Meerbusen erstreckt sich von der Insel Dagen bis nach St. Petersburg 60 Meilen lang; die Breite ist sehr ungleich, bald 7, bald 10 bis 17 Meilen. Die Ostsee ist mit Klippen und Untiefen angefüllt, und bey einem Sturme bietet sie nur selten große Räume dar, auf denen sich das Schiff ohne Gefahr den Winden überlassen kann. Man nennt die Klippen auf diesem Meere Scheeren (Schwedisch Skären, daher die

Scheerenflotte), welche an den Schwedischen und Finnischen Küsten am zahlreichsten sind.

Die Größe des ganzen Landes mit den dazu gehörigen Inseln beträgt 1600 □ Meilen, davon bey nahe 1100 auf Liefland und über 500 auf Estland kommen. Die Länge des festen Landes (ohne die Inseln), rechnet Büsching von Süden gegen Norden von 45 — 50, die Breite aber von Westen nach Osten 35 bis 40 Meilen. Es erstreckt sich ungefähr vom 56 Grad 20 Min. bis zum 59 Gr. 36 Min. N. B., und mit Inbegriff der Inseln von 39 — 46 Gr. der Länge. Innerhalb dieses Raums gab es noch um das Jahr 1555 neun gemauerte und wohlbesetzte Städte, ohne die kleinern offenen Städtchen und Flecken, 120 Schlösser, darunter man auch steinerne Häuser zählte, und eine Menge anderer adelichen Landsitze, die weniger haltbar waren. Die gewöhnliche Form der eigentlichen Schlösser war ein Viereck: drey Seiten bildete die Ringmauer, die vierte das feste Wohnhaus, welches bey wichtigen Schlössern in Gestalt einer Burg mit vier bewohnbaren Seiten erbaut war, in der Mitte des Vierecks einen dunkeln Hof und außerhalb noch einen freyern und größern hatte: längs der Ringmauer standen die verschiedenen Wirthschaftsgebäude. Bey solchen findet man auch Ruinen von Thürmen und Graben, bey einigen auch von Wällen, z. B. bey dem Weissensteiner Schloß. Die meisten sind zerstört und liegen jetzt in ihren

Trümmern da. Einige trotzen der Verwüstung durch ihre ungeheuer dicken Mauern, und von solchen stehen noch jetzt beträchtliche Ueberreste, die von ihrer ehemaligen Größe zeugen. Etliche von ihnen sind wieder aufgebauet worden, und haben durch Sprengung der Mittelmauern und durchgebrochene Fenster ein modernes Ansehen bekommen, wie z. B. Schloß Lohde in Ehstland, Oberpahlen im Fellinschen Kreise; bey andern ist die Ausführung wegen der allzugroßen Kosten unmöglich, weil man mit wenigerem Aufwande ein ganz neues, weit bequemeres steinernes Wohnhaus bauen kann. — Von diesem ehemaligen Flore in Absicht seiner zahlreichen Städte ist das Land jetzt sehr gesunken, denn es befinden sich gegenwärtig nicht mehr als 9 Städte in demselben, von welchen Riga und Reval die Gouvernements-Städte, die übrigen 7 aber, Dorpat, Pernau, Narwa, Arensburg (auf der Insel Oesel), Wenden, Walk, Habsal, nebst den seit der Statthalterschafts-Einrichtung 1783 hinzugekommenen kaum den Nahmen verdienenden Städtchen, Baltischport, Wesenberg, Weissenstein, Fellin, Werro, Lemsal, Wollmar, — die Kreisstädte sind. Unter diesen sind Riga und Reval bey weitem die größten und wichtigsten, keine verdient aber den Nahmen einer eigentlich großen Stadt; denn ungeachtet Riga 30,000, und Reval 10,000 Einwohner zählt, so kann man sie doch in 3 — 4

Berst umgehen, d. h. keine hat über eine Stunde im Umfange, und keine darf sich mit Erfurt, Hannover, Braunschweig oder Dresden messen. Viere davon, nämlich Riga, Reval, Narwa und Pernau, die zugleich nicht unbedeutende Festungen sind, treiben einen wichtigen Seehandel; Habsal, Arensburg und Baltischport sehen zwar viele Schiffe an ihren Küsten vorbeyssegeln, aber kaum, alle zusammen genommen, 25 auf ihren Rheden landen. Etwas Landhandel giebt aber den meisten Einwohnern, die größtentheils, so wie in den übrigen kleinen Landstädten, Krämer, Künstler und Handwerker sind, hinreichende Nahrung und gutes Auskommen. Jede hat ihren Magistrat, und außer demselben noch besondere Kaiserliche Gerichtsstühle.

Der Kirchen sind im ganzen Lande ungefähr 300, nämlich 50 in den Städten, die übrigen auf dem Lande, von welchen über 200 auf Liefland und etwa 95 auf Ehstland kommen. Der Kirchspiele sind auf dem Lande, ohne die Städte, 165, wovon 120 in Liefland und 45 in Ehstland liegen. Manche haben ihre Filiale, die zwar auch eine Art kleiner Kirchspiele sind, aber doch immer zu ihren Mutterkirchen mitgerechnet werden. Der Höfe oder einzelnen Landgüter und dazu gehörigen Nebengüter — Hoflagen nennt man die letztern — sind wenigstens 1500, von denen mehr als 1000 auf Liefland oder das Rigische Gouvernement, die übrigen aber auf Ehstland oder das

Revalsche Gouvernement kommen. Die Pfarren auf dem Lande, welche ebenfalls ansehnliche Ländereyen und Bauern haben, und mit den adelichen Gutsbesitzern gleiche Rechte genießen, gehören mit hierher. Aber nicht alle Höfe sind bewohnt. Durch die neuangelegten Nebengüter (Hoflagen) macht ein Besitzer aus seinem größern Gute leicht mehrere kleinere Höfe, so daß manches große Gut 5 — 6 solcher Hoflagen hat. — Die Dörfer lassen sich unmöglich genau angeben, denn viele bestehen kaum aus 4 — 5 einzeln liegenden Häusern, und tief im Rigischen stehen die Bauernwohnungen beynah alle weit aus einander zerstreut, und haben ihre Felder, Wiesen und Gärten um sich herum. In Ehstland findet man eher ordentliche Dörfer von 30, 40 und mehr Häusern, doch hat keins eine Kirche, Pfarre und Schule, sondern diese stehen alle wieder besonders und nehmen ihren Bezirk für sich ein. Liegt ja eine Kirche nahe bey einem Dorfe oder Gute, so gehört sie doch nicht allein zu demselben, sondern zu dem ganzen Kirchspiel, zu welchem gar oft 20 — 25 Güter und 50 bis 60 Dörfer eingepfarrt sind; daher manches Kirchspiel, welches noch nicht zu den größten gehört, einen Flächenraum von 25 bis 30 □ Meilen einnimmt. Auch die Güter, Schlösser und Nebenhöfe liegen äußerst selten in oder nahe bey den Dörfern, sondern alle für sich und entfernt von andern Häusern und Kirchen, ohne daß deshalb die Nachbarschaft und der gesellige Ver-

kehr leidet, oder die Sicherheit gefährdet wird; vielmehr ist die Gastfreundschaft und das Besuchen in keinem Lande Europens größer als eben hier. Außer den adelichen Höfen und Pastoraten siehet man auch noch auf dem Lande häufige Krüge (Bauernwirthshäuser), und alle 3 — 4 Meilen eine Postirung (Poststation), welche letztern gemeinlich etwas besser gebauet sind, als die gewöhnlichen Bauernhäuser, und vor einem Postkommissär bewohnt werden. Zur Bezeichnung eines Orts oder einer Gegend vertreten die Kirchspiele die Stelle der Städte, welche zu einzeln und zu weit aus einander liegen, als daß man nach ihnen bequem eine Gegend anzeigen könnte. Von Riga z. B. nach Reval sind 50 Meilen, dazwischen nur Pernau liegt, welches von Riga 30 und von Reval 20 Meilen entfernt ist. Die dazwischen befindlichen Distrikte, Güter, Kirchen u. giebt man nach den Kirchspielen an, welche in dieser Strecke liegen.

Nach der Eintheilung in Statthalterschaften oder Gouvernements von 1783, sind in Liefland folgende 9 Kreise angeordnet:

I. Der Rigische Kreis. Die Gouvernementsstadt ist Riga mit mehr als 30,000 Einwohnern; ihre Beschreibung folgt weiter unten. Außer derselben gehören folgende 22 Kirchspiele zum Rigischen Kreise: 1) Dún amünde. Die kleine Festung Dún amünde liegt in der See, am Ausflusse der Düna, und ist rings umher mit Wasser umgeben.

Sie hat einen hohen Wall, eine Russische Kirche und etwa 30 Häuser, die bloß zum Bedürfnis der Garnison bestimmt sind. Unter dem Walle in Kasematzen sind Gefängnisse, welche zum Verwahrungsort für Staatsverbrecher dienen. Die Festung deckt den Hafen so, daß kein feindliches Schiff einlaufen kann: schweren Kriegsschiffen ist es ohnehin, wegen des kleinen und niedrigen Wassers unmöglich. Zum Kirchspiel von Dünamünde gehört das Gut Bolderaa, welches am Strande liegt und einen sandigen, unfruchtbaren Boden hat. Die wüsten Sandhügel sind für den Fremden, der zuerst in den Hafen einläuft, ein unangenehmer und öder Anblick. Die Menschen, welche sich hier angebauet haben, leben vom Besuche der fremden Schiffe und von der Fischerey. In der Bolderaa ist auch eine Kaiserliche Zoll- und Postexpedition, die aber beide den Hauptexpeditionen in Riga subordinirt sind. Die Lutherische Kirche, welche dazu gehört, liegt eine Meile davon, dicht an der offenen See. — Eine Erdspitze, der Festung gegenüber, heißt das Fort Kommet, wo seit etwa zwanzig Jahren hölzerne Wohnungen für die Gefangenen, welche am Hafenbau arbeiten, erbauet worden sind. Auch stehen daselbst Häuser für die zum Hafenbau gehörigen Offiziere, Aufseher und Handwerker, nebst den nöthigen Schenken und Garlücken. Mit der Zeit wäre vielleicht ein hübsches Dorf daraus geworden, wenn nicht bey dem Ausbruche des Türkenkriegs 1787,

der Hafenbau ins Stocken gerathen wäre. — 2) Das Kirchspiel Neuermühlen, zunächst bey Riga auf der Landseite. Es hat wegen der Nähe der Stadt, der See und des durchstromenden Flusses Na gute Nahrung: auch sind in diesem Kirchspiele einige Landseen, welche mit dem Meere in Verbindung stehen, als der Jägelsee und der Stintsee. Die Fischerey darin ist beträchtlich, und an den Ufern derselben hat der Adel, die Kaufleute und andere Reiche, viele Landhäuser oder Lusthöfchen, wo sie im Sommer wohnen, und wo besonders an Sonn- und Festtagen ein Zusammenfluß von Menschen ist, wodurch die Neuermühlischen Bauern gute Nahrung haben. — 3) Schloß. Das Städtchen dieses Namens gehörte sonst zu Kurland, durch eine Gränz-Berichtigung kam es aber 1782 zu Liefland. — 4) Steinhölm, das aber eigentlich kein Kirchspiel ist, obgleich Güter dazu gerechnet werden, denn es gehört zum Kirchspiel Kattelkale und hat nicht einmahl eine eigene Kirche. Es ist ein einmahl angenommener und bis jetzt beybehaltener Nahme. Die übrigen Kirchspiele sind: Kirchholm, Dahlen, Uerküll, Rodenpöis, Kennewaden, Sunzel, Lemburg, Allasch, Segewolde, Kremone, Treyden, Peterskapelle, Jungfernhof, Ascherade, Rosenhausen, Sissegall, Jürgensburg und Nietau.

II. Der Wendensche Kreis. Die Kreisstadt

I. Band:

B



Wenden, welche in einer waldigen, etwas bergigen, kornreichen und schönen Gegend liegt, eine halbe Meile von der Na, ist ein kleiner, offener und schlechter Ort, mit einem holprichten Steinpflaster und meist hölzernen Häusern. Sie ist eine der ältesten Städte in Liefland, und von ihren ehemaligen Mauern siehet man noch beträchtliche Ueberreste: größtentheils sind sie verfallen, oder auch abgebrochen und zu Gebäuden verbraucht. Die Vorstädte sind sonst ansehnlich gewesen; aber theils die Drangsale der vorigen Jahrhunderte, theils die großen Feuersbrünste haben sie verwüstet. Selbst in der Stadt findet man noch mehrere wüste Hausplätze. Von den 3 Thürmen in der Mauer, den 2 Hauptthoren und 3 Pforten stehen nur noch die Trümmer da. Die Stadt besteht jetzt aus 108 Häusern, worunter einige schöne von Stein sind, die der Krone gehören. Sie hat ihren eigenen Magistrat und etliche Kaiserliche Gerichte, treibt auch einigen Handel. Durch Krieg, Brand und andere Unglücksfälle ist sie von ihrem ehemaligen Glanze sehr gesunken. Anfangs wurde sie von Wenden, nach der Ankunft der Deutschen aber, auch von diesen und von Letten bewohnt. Im Jahre 1748 zerstörte eine heftige Feuersbrunst beynabe die ganze Stadt und auch das Archiv. Die Stadtkirche ist ein altes, starkes, sehr langes und schönes Gebäude, dessen Gewölbe auf 8 Pfeilern ruht. Sie ist im Jahre 1284 erbaut. Die im letzten Brande erlittenen Beschädigungen sind

wieder ausgebessert. Das ganze gothische Gebäude ist noch ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit. In dem Chore linker Hand liegen die drey Leichensteine der Ordensmeister Loringhof, Plettenberg und Brüggeneu. Rechts ist das Monument des Bischofs Johann Patrizius, der, als die Reformation sich in Liefland mit starken Schritten ausbreitet hatte, einer der eifrigsten von Rom's Trabanten war, die verirrt Liefländer wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Er wurde auf das kräftigste von der Regierung unterstützt, und es lag gewiß nicht an ihm, wenn nicht ganz Liefland wieder seine Knie vor dem päpstlichen Nimbus beugte. — Das neue Gerichtshaus nimmt sich recht hübsch aus. Die Stadt hat auch zwey Jahrmärkte, eine Wassermühle und einen vortrefflichen Quellbrunnen, welcher den Einwohnern das nöthige Wasser giebt. In den Gassen stehen hin und wieder Laternen; sie leuchten aber bloß, wenn die Sonne auf die Scheiben scheint, denn angezündet werden sie nie oder äußerst selten. — Ungefähr zwey Werst von der Stadt liegt, noch im Stadtgebiete, eine merkwürdige Höhle, nicht weit von der Na, die eiserne Pforte genannt. Sie geht 6 Schritt tief in den Felsen, in Gestalt eines Thors. Aus derselben fließt ein kaltes, klares Wasser, und rings umher siehet man mehrere mit allerley Bäumen bewachsene Anhöhen. Das Wasser soll eisenhaltig seyn. Das dabey

liegende Schloß Wenden gehört nicht zu der Stadt, und liegt seit seiner Sprengung im Jahre 1577 in Trümmern, aus denen man noch jetzt auf seine ehemalige Größe schließen kann. Nur ein kleiner Theil davon, nämlich ein dazu gehöriges Gebäude disseit des Grabens an der Stadtmauer, bey dem auch ein Thurm steht, ist jetzt bewohnbar. Zwey starke Thürme, deren Mauern zwey Klaftern dick sind, haben bisher der Zerstörung getroht, ob sie gleich seit langer Zeit ohne Dach stehen. Auch siehet man noch ein altes gewölbtes gut erhaltenes Zimmer, an dessen Decke und Wänden der Geschmack und die Pracht der damaligen Zeiten in der unversehrten Malerey und Vergoldung noch sichtbar ist.

Die Ruinen des Wendenschen Schlosses gehören in jeder Rücksicht unter die merkwürdigsten des Landes. Ihr großer Umfang, die Dicke ihrer Mauern, die hohen und festen Thürme, die sich erhalten haben, die kühne Bauart dieser Massen, alles erregt Bewunderung. Von dem großen Rittersaal, der zwischen den Mauern und zwey Thürmen befindlich gewesen, ist die Decke eingestürzt. Man kann inzwischen auf seinen Umfang von den Seitenpfeilern urtheilen, die über den ungeheuern Fensteröffnungen angebracht sind und muthmaßlich die gewölbte Decke getragen haben. Durch ein verfallenes Gemauer kommt man in den Thurm zur Rechten. Ein gut erhaltenes rundes Zimmer, mit einer im Gotischen Geschmack

gewölbten Decke gewährt dem Wanderer, der diese Höhe mühevoll erstiegen hat, durch die drey tiefen Fenster eine reizende Aussicht über die vor ihm liegende Landschaft, Güter, Kirchen, Wälder und Ruinen. Zu dem Eingange hinaus, durch welchen man in das runde Zimmer eintritt, ist der Anblick erschütternd. Nichts als Graus und Schutt vor den Füßen, zerbrochne Wendeltreppen und Steinhäufen, hohe, kahle Mauerwände, schauerliche Massen und den Einsturz drohende Gewölbe von allen Seiten. — Bey der Belagerung von Iwan Wasiljewitsch im Jahre 1577 war es der Aufenthalt des Herzogs Magnus. Nach geschehener Auffoderung des Schlosses bat Magnus um Gnade und Schutz bey dem Zaar. Er kam bittend ins Lager und würde beides gefunden haben, wäre nicht in dem Momente der ersten Unterredung ein Schuß aus der Stadt auf den Zaar geschehen, der ihn zwar verfehlte, aber zur äußersten Wuth reizte. Herzog Magnus wurde eingekerkert, in der Stadt fast alles niedergemacht und geplündert und gegen das Schloß der Sturm beschloffen. Die Belagerten sahen, daß Tod ihr Loos war, sie mochten sich ergeben oder vertheidigen. Sie beschloffen daher, es in die Luft zu sprengen. Alles vorräthige Pulver wurde in ein Gewölbe neben dem Rittersaal gebracht, dahinein sich alle Bewohner versammelten, sich zum Tode bereiteten, von einander Abschied nahmen, und den schrecklichen Augenblick muthvoll erwarteten.

Schon ertönt das Hurrah der Sieger, welche die Mauern erstiegen haben, als in dem Momente Heinrich Voismann aus dem Rittersaal durchs Fenster das Pulver entzündet und die Felsenmassen in die Luft schleudert. Voismann ist selbst mit unter den Zerschmetterten, und lebt nur noch so lange, um dem Saar selbst die schreckliche That erzählen zu können. Diejenigen, welche sich in Kellern und andern Gewölben versteckt hatten, fristeten ihr Leben nur kurze Zeit; sie wurden von den wüthenden Stürmenden langsamer und qualenvoller getödet. —

Im Jahr 1744 schenkte die Kaiserin Elisabeth das Schloß mit dem dazu gehörigen Gebiete ihrem Kanzler, Grafen Bestuschef, welcher hierauf behauptete, die Kaiserin habe ihm auch die Stadt Wenden geschenkt, obgleich die Donationsurkunde derselben mit keinem Worte gedachte. Er betrachtete die Stadt als sein Eigenthum und den Magistrat als von sich abhängig. Die Stadt fing darüber mit ihm einen langen Prozeß an, den sie vielleicht verlohren hätte, wenn nicht der Kanzler in Ungnade gefallen wäre. Er verkaufte nachher das Schloß und Gut Wenden an den damaligen Englischen Konsul in St. Petersburg, den Baron von Wolf, für die Summe von 80,000 Rubel. Die Bürger suchten nun um die Zurückgabe ihrer Ländereyen an, er hatte aber so wenig Lust dazu, als der vorige Besitzer. Sie wendeten sich daher an den Senat, baten um ihre Rechte und

Ländereyen, vornämlich um das freye Bürgerrecht. Sie erhielten alles und auch eine Schadloshaltung aus des Grafen Bestuschef confiscirtem Vermögen. 1764 wurden ihnen ihre Rechte und Privilegien aufs neue bestätigt, und 1783 bey der Erhebung der Stadt zu einer Kreisstadt diese Bestätigung wiederholt. Seit der Zeit sind die Bürger in dem ruhigen Besitze ihrer Rechte und des Stadtgebiets, auch steht der Besitzer des Schlosses und dazu gehörigen Guts, der Graf Sievers, in gar keiner Verbindung mehr mit der Bürgerschaft. —

Folgende 16 Kirchspiele gehören mit Inbegriff der Stadt zu diesem Kreise: Wenden, Arrasch, Serben, Ronneburg, Kalzenau, Laudon, (worin das Gut Laudon liegt, der Stammsitz des verstorbenen berühmten Feldmarschalls Laudon,) Berson, Lasdon, Seßwegen, Löser, Peshalg, Neuhof, Schujen, Linden, Erla und Festen. In dem letztern ist eine ansehnliche deutsche Colonie, mit Namen Hirschenhof. Sie besteht aus vielen Oberdeutschen, Hessischen, Badenschen und Pfälzischen Bauern, die sich von den eingebornen Letten sehr unterscheiden. Sie leben als freye Leute, stehen naber doch unter einem Edelmann, der sie in Ordnung hält, und ihre Abgaben an die Krone erhebt. Die meisten dieser Colonisten haben ihre gute Nahrung und hinlängliches Auskommen: einige äußern aber dennoch Reue über die Verlassung

ihres deutschen Vaterlandes und sehnen sich manchemal nach demselben zurück.

III. Der Wollmarsche Kreis. Die Kreisstadt Wollmar, vormals ein Flecken, seit 1783 zur Stadt erhoben, von einem Danischen Könige Waldemar erbauet und benennet, liegt an der Na, 16 Meilen von Riga, war ehemals ein ansehnlicher und fester Ort, mit einer Mauer, Wall und Graben umgeben, und an der Ostseite durch ein Schloß gedeckt. Durch Kriege litt sie, wie andere Liefländische Städte, viel Drangsale, wurde ihrer Mauern und Festungswerke beraubt und endlich 1681 zerstört, so daß sie jetzt eher einem Dorfe als einer Stadt gleicht. Durch verschiedene Feuersbrünste verarmten ihre übrigen Bürger vollends ganz; jetzt, unter einer milden und sanften Regierung, erholen sie sich wieder, und bauen immer mehr an, so daß der Ort wieder gegen 160, meist hölzerne, doch aber auch einige schöne, der Krone zugehörnde steinerne Häuser hat. Die Kirche ist groß und fest: der Gottesdienst wird, wie in den übrigen kleinern Landstädten, in Deutscher und Lettischer Sprache gehalten; in der letztern für die Bauerngemeinen des Wollmarschen Kirchspiels. Die Schule hat 2 Lehrer, einen Rektor und Conrektor: den erstern beruft und besoldet die Regierung, den letztern wählt die Bürgerschaft. Die meisten Einwohner sind Krämer, Künstler und Handwerker. Sie haben ihren eigenen Magistrat, doch

ist auch ein Niederlandgericht und Kreisgericht daselbst, die unter dem Generalgouvernement in Riga stehen. Nahe bey der Stadt sind einige prächtig gebaute adeliche Höfe.

In diesem Kreise liegt auch das Städtchen Lemsaal. Es gehört der Stadt Riga und besteht, mit Ausnahme einiger wenigen, aus lauter hölzernen Häusern. Im Jahre 1747 brannte es beynah ganz ab. Ehemals war es eine nicht unbedeutende Stadt, und sogar eine Zeitlang eine ansehnliche bischöfliche Residenz. Das vom Bischoff Albert 1223 erbaute Schloß liegt schon längst in seinen Trümmern. Ein Rektor besorgt die kleine Schule. Das Pastorat liegt 3 Werste davon, und die hübsche steinerne Kirche dient zugleich mit zum Gottesdienst für die Landgemeinde des Lemsaalschen Kirchspiels. Die Anzahl der Häuser beläuft sich nicht auf 100. Von zwey ehemals hier gestandenen Klöstern sieht man noch die Ruinen. Zwey zum Schloß gehörige Seen sind sehr fischreich und liefern besonders schöne Brachsen. Von dem alten festen Schlosse sind noch ziemlich hohe Wälle und tiefe, zum Theil verschüttete Gräben übrig. Es wurde vom Zaar Iwan Basiljewitsch zerstört. Die Gerechtigkeiten der Bürger sind erst vor etwa 20 Jahren wieder erneuert worden, nachdem sie mit dem Magistrate in Riga, welcher die Einwohner von Lemsaal als Unterthanen behandeln wollte, einen schweren Prozeß geführt hatten. Er wurde dahin entschieden,

daß die ganze Gemarkung von Lemsal, mit den dazu gehörigen Landgütern, so wie das Kirchenpatronat, der Stadt Riga verbleiben, Lemsal aber seinen eigenen Magistrat haben und unmittelbar von der Krone und deren Dekanaten abhängen sollte. Nun hat zwar Lemsal seine eigene Stadtverfassung, aber kein Land und keine Einkünfte; daher auch der Magistrat derselben unentgeltlich dient und den Sekretär aus seinen Mitteln besoldet. Riga verwaltet nun die ehemals zu Lemsal gehörenden Güter selbst und zieht große Nebenüben daraus.

Die zum Wollmarschen Kreise gehörigen Kirchspiele sind folgende 13: Wollmar, Lemsal, Burtneck, St. Matthäi, Ruzen, Salis, Salisburg, Perniel, Allendorf, Dickeln, Ubbenorm, Pappendorf und Koop. Durch Salis fließt der kleine Fluß Salis; das 1226 erbaute Schloß Salis aber ist schon längst zerstört. Das Gut Salis liegt an der See, und hatte ehemals einen sichern und bequemen Landungsplatz für Schiffe. In der Gegend findet man auch noch Ueberreste der alten Liwen, unter denen sich bis jetzt die Sage erhalten hat, daß die Deutschen bey ihrer Ankunft an den Liefländischen Küsten, zuerst bey Salis Anker geworfen, mit den Einwohnern gehandelt, dann weiter hinunter gefahren und so längst der Düna mehrere Versuche zu landen gemacht hätten. — Das mit hier nicht etwa eine Handelsstadt entstehen möchte,

die mit Riga um den Vorzug streiten könnte; so hat diese, nach einer alten Tradition, das Fahrwasser bey Salis verstopfen lassen. In dieser Gegend findet man auch eine Merkwürdigkeit der Natur, nämlich Landseen, die mit Rasen überwachsen sind und Morastgrund haben, worauf Heu gemähet wird: unten haben sie mit dem Meere und unter sich selbst Verbindung. Wenn bey dem Heumähen ein Arbeiter unglücklicher Weise einbricht, so ist er nicht zu retten. Man hat auch Beyspiele, daß die See sich unvermerkt unter der Erde ausgebreitet und das Land unterwühlt hat, so daß hernach große Stücken Landes mit den darauf gebauten Häusern nachgestürzt sind. Von hier, längst der See bis beynahe nach Pernau, giebt es große Waldungen, aber auch vielen Sand. In dem Flusse Salis werden viel Lachse gefangen, welche dann geträuchert und weit im Lande herumgeschickt werden.

IV. Der Walksche Kreis. Die Kreisstadt Walk, ein osner Ort mit höchstens 130 Häusern, liegt an der Petersburgischen Straße zwischen Dorpat und Riga. Sie hat ihren eignen Magistrat, ein Niederlandgericht, Kreisgericht und die Niederrechtspflege, wie jede andere Kreisstadt, welche ihre Sitzungen in einem eigends dazu erbautem Gerichtshause halten, eine lateinische Trivialschule, die ein Rektor besorgt und auch eine besondere Mädchenschule, welche nicht jede Kreisstadt besitzt. Ehemals war auch ein Privat-Erziehungsinstitut hier, welches

aber wieder eingegangen ist. Die Stadtgränzen erstrecken sich nicht weit, denn sie hat nur 26 eigene Bauernfamilien, so daß sie nicht einmahl einen eignen Prediger besolden kann, sondern ihren Gottesdienst mit von dem Prediger des benachbarten Kirchspiels Lühde versehen läßt. Es wird Deutsch und Lettisch gepredigt. — Die dazu gehörenden 12 Kirchspiele sind: Walk, Lühde, Ermes, Trikatzen, Wohlfarth, Smilten, Palzmar, Lirsfen, Schwanenburg, Marienburg, Dypelale und Adsell. In Marienburg wächst vortrefflicher Flachs, auch ist der Ort durch die Geschichte der Kaiserin Katharina I., die unter dem Nahmen des Mädchens von Marienburg bekannt ist, und als Hausjungfer bey dem Pastor Glück dem Kaiser Peter I. empfohlen und von ihm geliebt wurde, merkwürdig geworden. Das bis auf etliche Reste von Mauern zerstörte Schloß war auf einer Halbinsel im Marienburgischen See erbaut, der 1 Meile lang und 6 Werst breit, dabey sehr fischreich ist. Im Jahre 1702 sprengte es der Commandant mit der Besatzung und sich selbst in die Luft. Die dort bestandenen Leder- und Leinwandfabriken hat der Gutsherr jetzt wieder eingehen lassen. Auch wird hier ein Jahrmarkt gehalten.

V. Der Dorpatsche Kreis. Die Kreisstadt Dorpat liegt beynah mitten im Lande, und ist nach Riga die beste und am modernsten gebaute Stadt in

Liefland. Sie gehörte ehemals mit zum Hanseatischen Bunde. Der reiche Adel hat sich seit 30 Jahren, als ein schrecklicher Brand 1775 beynah die ganze Stadt in Asche gelegt hatte, zum Theil prächtige Palläste daselbst erbauet. Die Straßen werden nach einer regelmäßigen Anlage gemacht, sind breit und gewähren dadurch eine freyere Aussicht als man in den meisten Städten Lief- und Ehstlands hat. Die umliegenden Gegenden sind angenehm, und die St. Petersburgische große Landstraße, welche hier vorbeiführt, macht sie überaus lebhaft und unterhaltend; auch steht sie, zumahl seit der Errichtung der Universität, nicht minder in der Cultur ihrer Bewohner oben an. Dorpat ist von Riga 33, von Reval 26, von Pernau beynah 30, und von Narwa 25 Meilen *) entfernt. Durch diese Lage gewinnt der Dorpatsche Handel, obgleich er nur ein Landhandel ist, ungeheuer, und fängt sich jetzt immer mehr zu heben an. Zwar wird und kann er nie so blühend werden, als der Handel in den Seestädten, aber er ist doch eines steten Wachsthums fähig. Die Fahrt mit Paketbooten auf dem Embach, welcher die Stadt durchfließt, über den Peipusse kann in der Folge bey mehr Erwerbsfleiß und größerer Begünstigung für

*) Wenn ich von Meilen rede, so verstehe ich immer Deutsche geographische Meilen, wovon eine 7 Russische Werst enthält.

den Handel, für die Stadt und den Kreis, ja wohl selbst für einige Gegenden von M e s k o w und N o w g o r o d, wichtig und vortheilhaft werden. Zwischen Dorpat und Narwa ließe sich ein ansehnlicher Handel errichten, zumahl wenn an dem letztern Orte Magazine von Russischen und inländischen Produkten, als von Korn, Holz, Flachs, Hanf, Talg, Hopfen u. dergl. angelegt würden, wodurch Thätigkeit und Erwerb befördert würden. Die Anzahl der Kaufleute ist beträchtlich; man zählt allein etliche 50 deutsche, ohne eine Menge Russischer Krämer. Im Luxus thut es Dorpat mancher großen Stadt gleich. In den alten Zeiten war sie der Sitz eines Bisthums und hatte auf zwey nahe bey einander liegenden Anhöhen einen Dom und ein bischöfliches Schloß, die beide nicht mehr sind. Auf einer dieser Anhöhen, auf welcher man unter der Regierung Katharinen's II. eine Festung zu bauen angefangen hatte, werden, den neuesten Nachrichten zufolge, die Gebäude der neuen Universität erbauet. Der Anschlag zu denselben, nebst den Sammlungen von Instrumenten zum physikalischen und mathematischen Apparat, zur Sternwarte und zur Bibliothek beläuft sich auf 270,000 Rubel, die der Kaiser großmüthig unterzeichnet hat. Im Dorpatschen findet man auch die einzigen Berge in Plesland, die diesen Nahmen verdienen, denn das, was man sonst mit diesem Nahmen belegt, sind weiter nichts als Hügel oder unbedeutende Anhöhen.

Im 17. Jahrhunderte mußte Dorpat viele harte und abwechselnde Belagerungen von den Pohlen, Russen und Schweden ausstehen: kein Wunder daher, wenn die Stadt in Armuth, der Handel in Verfall, die Universität in Abnahme gerieth, die Musen endlich gar flohen und der Ort dem Untergange nahe gebracht wurde. Der lange Nordische Krieg zu Anfange des verfloßenen Jahrhunderts brachte ihren Kummer fast aufs äußerste; eine lange Reihe glücklicher Jahre vertilgte jedoch das Andenken der überflandenen schweren Leiden, bis endlich der große Brand 1763 die Wunde wieder aufriß und den Schmerz erneuerte. Doch fanden sich bald wieder eine Menge Bürger, welche, von der großmüthigen Hand der Kaiserin Katharina II. unterstützt, die eingeäscherten Wohnplätze wieder aufbaueten und durch regsamem Fleiß sich bald emporarbeiteten; als im Jahr 1775 eine neue schrecklichere Feuersbrunst die junge Stadt verwüstete. Der durch solche wiederholte Unglücksfälle niedergeschlagene Muth der Einwohner würde alle Kraft und Strebbarkeit verlohren haben, wenn ihn nicht die Kaiserin aufgerichtet und einen neuen Anstoß gegeben hätte, indem sie der Stadt großmüthigst einen Vorschuß von 100,000 Rubeln auf 10 Jahre ohne Interessen zur Aufbaung neuer Häuser bewilligte. Dadurch erhob sich die gute Stadt aus dem Schutte, und ging, wie durch eine neue Auferstehung, verschönert aus ihrer Asche her-

vor. Jetzt siehet man daselbst viele steinerne Häuser, der Erwerbsfleiß erwacht zu einer bewundernswürdigen Emsigkeit; alles ist in Bewegung; Regsamkeit, Leben und Thätigkeit begegnen den Reisenden auf allen Straßen, und unter einer sanften und milden Regierung hebt sich die Stadt durch eine ungestörte Ruhe und den Genuß ihrer Freyheiten täglich mehr empor. Noch siehet man zwar mehrere Plätze unbebaut liegen; noch verstecken sich unter den vielen hölzernen manche kleine unansehnliche Häuser; aber jährlich werden einige verschönert, erweitert und die Zahl der steinernen beträchtlich vermehrt, besonders seit 1799, da Dorpat aufs neue zum Sitz der Liefständischen Landesuniversität bestimmt wurde. Nach einem neuern Befehl dürfen in der Stadt gar keine hölzerne Häuser mehr gebauet werden. Wer daher nicht den Willen noch das Vermögen zur Erbauung eines steinernen Hauses hat, dem wird ein Platz in der Vorstadt angewiesen, die dadurch jetzt mit vielen hübschen, ja mit unter auch steinernen Häusern pranget.

Da Dorpat ehemals zu den Hanseestädten gehörte, so war sie der Stapel und die Niederlage für alle aus Rußland kommende Waaren; der Handel blühet; Reichthum und Wohlstand machte die Einwohner glücklich und — üppig; die Stadt war nach Riga und Reval eine der angesehensten, sie hatte ihre Stimme bey der Bischoffswahl und auf dem Landtage. Spielt sie diese glänzende Rolle auch jetzt nicht mehr,

so kann sie doch in der Folge vielleicht wieder ein beträchtlichen Größe ähnliches Aussehen erhalten, wenn sie der Sitz einer blühenden Universität werden wird, und Männer von Talenten und Geschicklichkeit dieselbe zieren, oder aus ihrer Mitte glückliche Zöglinge, Bildner, Erleuchter und Beglückter ihres Vaterlandes hervorgehen sollten. Sie war ja sonst ein Sammelplatz der Musen, die hier gedeiheten: als der Mittelpunkt beyder Gouvernements und wegen ihrer gesunden Gegend, scheint sie dazu eine glückliche Lage zu haben. Der Anfang ist unter günstigen Auspicien gemacht, der Adel gewinnt nach gerade dem Unternehmen Beyfall ab; es wird gebauet, es werden neue Einrichtungen getroffen, es sind bereits mehrere Professoren berufen; die freygebige Hand Alexander I. kann das Uebrige vollenden. Jetzt ist auch eine wohl eingerichtete Schule da, an welcher 4 Lehrer arbeiten, die auch gut besoldet werden, so wie man noch sonst für die Aufnahme der Anstalt alle Sorge trägt. Die Inspection derselben hat die Universität und zunächst der Obergastor der dasigen deutschen Gemeinde. Die Lehrer haben freye Wohnung. Auch ist noch eine Mädchenschule und eine adliche Pension oder ein Fräuleinstift zu 12 bis 15 Kostgängerinnen in den neuern Zeiten eingerichtet worden. Das Stadtconsistorium, das vormals ein Oberconsistorium und unabhängig war, steht jetzt unter dem Oberconsistorium in Riga. Dorpat ist auch der Sitz für die Kaiserliche Defon-

mie des Dorpatschen und Pernäuschen Kreises, oder für diejenige Behörde, wo die öffentlichen Abgaben der Landgüter entrichtet und berechnet werden. Man nennt sie auch Oekonomieverwaltung, und ihren Vorsteher den Oekonomiecommissär.

Die neue steinerne Russische Kirche nimmt sich recht hübsch aus, und ist in neuem Styl gebaut. Es sind dabey zwey Popen angestellt, deren Kirchsprenzel sich nicht nur über die in der Stadt wohnenden Russen erstreckt, sondern auch über die im ganzen Kreise theils zerstreut, theils in großen Dörfern lebenden Russischen Bauern reicht. Außer derselben ist noch eine deutsche Kirche da, bey welcher der Oberpastor, jetzt Fried. David Lenz, ein Sohn des verstorbenen Generalsuperintendenten in Riga, und ein Nachmittagsprediger den Gottesdienst besorgen *). Beyde, nebst dem Pastor an der Esthnischen Gemeinde, sind Beysitzer des Consistoriums, das den Justizbürgermeister zu seinem Vorsitzer, den Syndikus aber und einen Rathsherrn zu weltlichen Beysitzen hat: der Stadtsekretär führt das Protokoll. Ehemals waren in Dorpat 6 Kirchen, wovon man noch die Reste sieht, nämlich: 1) Die Johannis Kirche, welche den Dominikanern gehörte, nachher aber der Esthnischen Gemeinde eingeräumt wurde. In derselben stellt

*) Von ihm befinde die Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat. Dorpat 1803.

auch die deutsche Gemeinde, zu großer Unbequemlichkeit, ihre Versammlungen an. 2) Die Kirche des heil. Mauritius, weiland die Kirche der Franziskaner, die aber seit der Reformation wüste stand. Man bestimmte sie in der Folge für die Esthnische Gemeinde; allein der dazwischen getretene Krieg hinderte ihre Wiederherstellung. Im Jahre 1743 wurde hier eine Russische Kirche gebaut. 3) Die Domkirche St. Dionysius auf dem Domberge, war ehemals die bischöfliche und die Hauptkirche. Sie brannte durch ein verwahlosetes Johannisfeuer ab und wurde nicht wieder hergestellt. Die vorhandenen Mauern zeugen noch von der Größe und Pracht des Gebäudes, dessen Gewölbe von 24 starken Pfeilern getragen wurde. Man hat in den neuern Zeiten die Mauern abgebrochen, der Thurm aber stehet noch, und aus seinen erhaltenen Ueberresten erkennt man seine ehemalige Höhe und Schönheit. Jetzt richtet man das Ganze zu Universitätsgebäuden ein. 4) Die Marienkirche, ein ansehnliches steinernes Gebäude. Sie war zum Gebrauch für die deutsche Gemeinde bestimmt, mußte aber 1582 den Jesuiten, und 1625 auf Befehl des Königs von Schweden der Garnison eingeräumt werden. Nachher machte man sie zur Universitätskirche: weil aber auch in Finnischer und Schwedischer Sprache darin gepredigt wurde, heißt sie noch bis jetzt die Schwedische Kirche. Seit der letzten Eroberung stehet sie wüste, die Mauern aber haben sich sehr gut er-

halten. 5) Eine kleine Russische Kirche von Holz in der Vorstadt am Embach, die jetzt ganz verfallen ist und nicht mehr gebraucht wird, an deren Statt nunmehr 6) die neue Russische Kirche dient. — Die neue steinerne Brücke über den Embach, welche auf Kaiserliche Kosten ist erbauet worden, ist fest und schön. Die Kosten belaufen sich auf viele tausend Rubel, weil man nicht nur die Steine weit herbegeführt und behauen, sondern auch den Fluß, der hier 50 Klaftern breit ist, quer durch abgedämmt hat, so daß das Wasser jetzt durch einen breiten Graben fließt, der vormals die Schanze umgab.

Der Magistrat besteht nebst der Kanzley aus 12 Personen; 4 Stellen werden mit Gelehrten, die übrigen aus der Kaufmannschaft besetzt. Jene sind der Justizbürgermeister, der Syndikus, der Sekretär und der Notarius; diese der Polizeybürgermeister, 6 Rathsherrn und der Stadtskäl oder Official, welche alle nur sehr mäßige Besoldung erhalten. Seine Einkünfte erhebt der Stadtrath aus etlichen Patrimonial- oder Stadtgütern, aus der Accise von Bier, Fleisch, Fischen, Wein und Branntwein, und aus dem Pachte für die Mühlen, Holzflöße, Buden, Plätze in den Vorstädten und einzelnen Ländereyen. Das neue mit Geschmack von Stein aufgeführte Rathhaus ist eine Zierde der Stadt. — Die Einwohner bestehen aus Deutschen, Russen und freyen Ehsten. Die ersten nähren sich meistens vom Handel, von

Künsten und Handwerken; die Russen handeln mit Russischen Waaren, treiben Gärtnercy, sind Fahrleute u. s. w. gehören aber nicht zu den Bürgern, sondern haben ihre eigene Unterobrigkeit. Die Ehsten machen ebenfalls zum Theil Fahrleute, zum Theil Fischer, andere leisten durch Verbesserung der Straßen der Stadt einige Dienste, und tragen so gut wie die andern Einwohner Einquartierung, von der aber die in Aemtern stehenden Gelehrten, Prediger, Professoren und Schullehrer frey sind. Die hiesige seit 1801 errichtete Universität hat bereits eine ansehnliche Bibliothek, einen guten physischen Apparat und ein Naturalienkabinet. Das Personale der Lehrer und Studirenden besteht jetzt aus 186 Individuen. — Vier privilegirte Jahrmärkte, welche hier jährlich gehalten werden, befördern den Geldumlauf, Waarenabsatz und Erwerbseiß. Die Kaufmannschaft hat auch hier, wie in Riga und Reval, ein Schwarzeschäuferscorps*), das aus unverheiratheten Kaufleuten besteht, und bey feyerlichen Veranlassungen unter Anführung eines Rittmeisters zu Pferde mit Standarte und in Uniform paradirt. Es werden auch hier nur allein Kaufleute und Handlungsdiener aufgenommen.

Die Kirchspiele dieses Kreises sind folgende 13: Dorpat selbst, Cef, Maria Magdalena,

*) Was es damit für eine Bewandniß habe, werde ich unten bey der Beschreibung von Riga und Reval erzählen.

Koddaser, Lorma mit dem Filial Lohhosas, Kawelecht, Manden, Niggen, Wendan, Kamby, Ningen, Odenpäh, Lheal mit Felf. Der Land- und Ackerbau ist in diesem Kreise sehr vollkommen, und die Güterbesitzer sind fast alle wohlhabend. Auch wird hier vieles Obst gezogen. —

VI. Der Werrosche Kreis. Ursprünglich hatte dieser Kreis keine Stadt: er bekam seinen Namen von dem in der Gegend liegenden Gute Werro, das schöne steinerne Hofgebäude hat, in dessen Bezirk die Krone einen Platz kaufte, den sie zur Erbauung einer neuen Kreisstadt, unter dem Namen Werro, anwies. Gegenwärtig bestehet der Ort ungefähr aus 80 Häusern, und siehet einem hübschen deutschen Dorfe ähnlich. Doch nimmt sich das auf Kosten der Krone neu erbaute Gerichtshaus und die neue Kirche, zu der ebenfalls die Kaiserin Katharina II. das Geld hergab, recht niedlich aus. Die Einwohner bestehen aus unbemitteltem Adel, den zur Gerichtspflege gehörigen Personen und einigen Deutschen und Russischen Krämern und Handwerkern. Das Gut Werro gehört der freyherrlichen Familie von Mengden. Die zu diesem Kreise gehörigen Kirchspiele sind folgende 8: Nappin, Pölwe, Neuhausen, Kaugen, Hariel, Karolen, Anzen, Kanapäh; wozu denn künftighin noch Werro als ein besonderes Kirchspiel kommen wird, wenn es erst besser angebauet und bevölkert ist.

VII. Der Fellsche Kreis. Fellin, die Kreisstadt, ist eine uralte Festung und allezeit eine ansehnliche Stadt gewesen, weit wichtiger als Walk und Hepsal in Ehstland. Noch stehen die Stadtmauern eines Theils, und der Graben ist noch nicht ganz verschüttet; auch von dem dabey auf einer Anhöhe gelegenen alten zerstörten Schlosse siehet man noch beträchtliche Ruinen, ein Denkmahl seiner Größe in der Vorzeit. Es wurde für unüberwindlich gehalten; fast rund herum ein zwey- auch dreyfacher Graben: die hohe Lage, ein Wall und eine 10 bis 11 Fuß dicke Mauer, machten es für jene Zeiten haltbar. Sonst war es mit dem dazu gehörigen Lande und Bauern ein Kaiserl. Domainengut; die Kaiserin Elisabeth aber schenkte es der Familie Tschoglikow, deren Erben es noch besitzen. — Das Städtchen ist der Sitz eines Kaiserl. Kreis-Niederlandgerichts und der Niederrechtspflege, die alle ihre Versammlungen in dem neuen, von Stein schön erbauetem Gerichtshause halten. Der verdiente Probst Schröter ist hier Prediger. Sein Kirchspiel (Fellin) ist eins der größten im Lande, denn er hat gegen 10,000 Seelen unter seiner geistlichen Obhut. Jetzt ist Fellin ein schlecht gebaueter, offener Ort von etwa 160 Häusern, davon die meisten hölzerne, einige wenige aber steinerne, meistens neu erbaute, sind. Der größte Theil der Einwohner bestehet aus Handwerkern und Russischen Krämern; seit etwa 20 Jahren haben sich

aber auch adeliche Personen, Gelehrte u. hier niedergelassen, die meistens zum Gerichtspersonale gehören. Der Jahrmart ist unbedeutend: einige deutsche Kaufleute machen aber ganz ansehnliche Geschäfte und finden vielen Absatz, weil das Städtchen der einzige Ort in einem Bezirk von 15 Meilen ist, wo man Tücher, seidene Zeuge und Galanteriewaaren haben kann. Gleich unter dem Städtchen liegt gegen Südost ein 2 Werst langer und beynabe eine Werst breiter fischreicher See, aber auch ein großer Morast. Unter Fellin steht das 8 Meilen davon liegende Schloß Oberpahlen, mit dem Kirchspiele gleiches Namens, dessen Pastorat der Sitz des berühmten Liefländischen Schriftstellers Aug. Wilh. Hupels ist. Hier von werde ich weiter unten noch besonders reden. — Die 8 Kirchspiele dieses Kreises sind: Fellin, St. Johannis, Oberpahlen, Pillistfer, St. Bartholomäi, Laiz, Talkhof und noch ein anderes St. Johannis, das zum Unterschiede des erstern Klein Johannis heißt. Im Laizschen Kirchspiele liegt auch das Schloß Laiz, sonst ein Kaiserliches Domainengut, das aber Katharina II. verschenkte, und als es der Besitzer veräußern wollte, selbst wieder von ihm kaufte. Von dem ehemaligen festen Bergschlosse stehen nur wenige Ueberreste in etlichen zerrissenen Mauern. Karl XII. hielt sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen ganzen Winter daselbst auf, und noch wissen die

Bauern vieles von seiner Freundlichkeit und Keuschigkeit zu erzählen, besonders daß er, so oft ihn die damaligen Bauern zu Gevatter baten, sich allezeit gefallen ließ, persönlich bey der Taufe zu erscheinen. Auf dem eine Meile davon abgelegnem Pastorate pflegte er oft zu seyn und sich mit dem Prediger zu unterhalten.

VIII. Der Pernausche Kreis. Pernau, die Kreisstadt, eine kleine aber hübsch gebaute Stadt von etwa 400 Häusern, liegt an der See und an einem Flusse gleiches Namens, der für kleine Schiffe nothdürftig zu einem Hafen dient. Größere Schiffe müssen auf der Rheebe, 3 Werst von der Stadt, ein- und ausgeladen werden. Diese Unbequemlichkeit verhindert einen ausgebreitern Handel, noch mehr, da es oftmals auch an der hinlänglichen Rückfracht fehlt. Dennoch ist der Handel, sowohl zu Wasser als zu Lande, nicht unbedeutend. Ehedem gehörte sie mit zum Hanseatischen Bunde. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beläuft sich im Durchschnitt auf 60 bis 70, und die Rückfracht besteht in Korn, Leinsamen, Hanf, Flach, Bretern, Falken, Potasche u. s. w. Die Einfuhr begreift dieselben Artikel, die ich unten bey Riga und Reval anführen werde. Der Werth der gesammten Ein- und Ausfuhr beläuft sich jährlich gewiß auf eine Million Rubel, wo nicht darüber. Doch ist jetzt die blühende Periode des Pernauschen Handels vorbey. Durch

allzu sichtbare Defraudationen der Krone und schnelles Reichwerden machten sich die Pernauschen Kaufleute und Zollbeamten verdächtig. Man ward auf sie aufmerksam, und von Petersburg kam der Befehl an den damaligen Zolldirektor Dahl in Riga, die Sache zu untersuchen und dem Schleichhandel Einhalt zu thun. Von dieser Zeit fing der Handel an zu sinken, denn statt daß von 1788 bis 1793 alle Sommer über 100 Schiffe ankamen, steigt jetzt ihre Zahl nicht viel über 60; doch wetteifert Pernau immer noch mit Reval, und hat gewissermaßen im Handel dadurch noch ein Uebergewicht über den letztern Ort, daß die Pernauschen Kaufleute im Winter mehr für das Korn bezahlen als die Revalschen, wodurch sie größere Vorräthe bekommen, und im Frühjahr eine stärkere Ausfuhr dieses Artikels treiben.

Die Stadt ist regelmäßiger gebauet als Reval, mit der sie übrigens in Sitten, Lebensart, Ton und Gebräuchen übereinstimmt, an edler, großmüthiger Gastfretheit es ihr aber nicht zuvorthut. Sie hat eine hellere und freundlichere Außenseite, weil sie nicht im Altgothischen Geschmacke gebaut ist, und geradere, breitere Straßen als Reval hat, obgleich sie in einer sandigen, unfruchtbaren Gegend liegt, die wenig Anehmliches hat und an Naturschönheiten fast gänzlichen Mangel leidet. Sie hat ein kleines Schiffsverfahrsort außerhalb der Wälle, das ein reicher und patriotischgesinnter Kaufmann gestiftet hat; auch sind

mehrere Sägemühlen in ihrer Nähe, die sämmtlich vom Winde getrieben werden. Eine Windmühle auf dem Walle gehört der Krone, und einige Wassermühlen sind Privatbesitzern zuständig. Der Pernaustrom, welcher bey seiner Mündung über 1000 Schritte breit ist, bringt der Stadt ansehnliche Vortheile, weil nicht nur viel auf demselben dahin gestößt wird, sondern auch Barken und Boote bis an die Wälle gehen und nahe bey denselben ausgeladen werden. Gegen die Stadt zu hat er 3 kleine Fälle, die man schon lange zu sprengen sich vorgesetzt hat. Das unaufhörliche Herüber- und Hinübersetzen, (weil keine Brücke über denselben geht,) macht, daß es nie leer an Menschen wird und das Fährboot (die Prahme) ohne Unterlaß von einem Ufer zum andern fährt. Doch ist seit dem August 1803 eine vortreffliche neue steinerne Brücke über diesen Strom gebauet, und auch eine an der Mündung desselben befindliche, und für die Schifffahrt sehr beschwerliche Sandbank hinweggeräumt worden. — Die Einwohner bestehen aus Deutschen, Russen und Ehsten: die erstern machen etwa zwey Drittheile, die beyden letztern aber einen Drittheil der Volksmenge aus. Wer Bürger werden will, mußte sich sonst in grüner Kleidung mit Ober- und Untergewehr vor dem Magistrat oder der Kanzley stellen, das Gewehr präsentiren und um die Aufnahme bitten; darauf das Gewehr bey Seite stellen und den Eid ablegen. Ob dieser Gebrauch jetzt noch herrscht, weiß

ich nicht, habe aber billig Ursache, daran zu zweifeln. Die Bürgerschaft besteht aus einer Compagnie von 100 Mann und trägt grüne Uniform. Sie hat eine eigene Fahne von der Kaiserin Katharina II. erhalten, und bekommt, wenn sie aufzieht, von jeder Wache die Honneur, selbst die Hauptwache verweigert sie nicht. Sie wird von einem Major commandirt und bisweilen auch exercirt.

Pernau ist eine nicht unbedeutende Festung, die sich in dem großen Nordischen Kriege zu Anfange des letzten Jahrhunderts gegen die Russen tapfer vertheidigte, endlich aber 1710 von Peter I. erobert wurde. In dem letzten Schwedischen Kriege wurden die Festungswerke 1789 verbessert und erweitert. Vormalz war Pernau der Sitz eines Bischofs und bestand noch am Ende des 16. Jahrhunderts aus zwey Städten, Alt- und Neu-Pernau, welche der dazwischen fließende Strom trennte. Die Samogiten zerstörten Alt-Pernau 1268, wovon man die Ruinen noch in einem Steinhaufen, der jehigen Stadt gegen über, erblickt. Es wurde zwar wieder aufgebauet, aber 1599 von den Schweden, und vornämlich von den Polzen, aufs neue verheert, seit welcher Zeit es sich auch nicht wieder erholt hat. Es stehen jetzt bloß noch einzelne Häuser, Mühlen und Wirthshäuser da. Das jehige Pernau hat lauter Erdenwälle und 4 Thore, die gleich in die Hauptstraßen der Stadt führen. Ein Bataillon Russen, das so wie die Festung unter einem

Commandanten steht, wacht für die Sicherheit der Stadt. Die besten Gebäude sind das neue Gerichtshaus, das Rathhaus, die Schule und die Wohnung des Commandanten. Nicht weit vom Rathhause ist die Wage und das Zollhaus oder Licent, welches zugleich zur Börse dient. — Pernau würde unstreitig ein weit lebhafterer und angenehmerer Ort seyn, wenn wieder eine Universität daselbst errichtet würde, welches die Einwohner immer gewünscht haben: an die Erfüllung ihres Wunsches ist aber nun nicht mehr zu denken, da Dorpat zum neuen Liefländischen Musensitz erkoren ist. Die ehemaligen Universitätsgebäude sind noch da, und fallen jedem beym Eintritt in die Stadt sehr ehrwürdig in die Augen, ob sie gleich verfallen sind und jetzt zu einem Kronmagazine gebraucht werden. Man muß gestehen, daß die Stadt nicht unbequem zu einer Universität liegt. Die See macht durch eine lebhafte Schifffahrt die Verbindung mit dem gelehrten Auslande leichter, als dieß bey Dorpat geschehen kann. Das Verschreiben und Uberschicken der Bücher, Instrumente, Charten, Musikalien u. dgl. kann schneller gefördert werden. Die alten akademischen Gebäude bedürfen bloß einer starken Ausbesserung, die mit weniger Kosten verbunden ist, als das Aufführen neuer Gebäude. Die meisten Bürgerhäuser sind noch bis jetzt zu Studentenlogis geeignet, mehr als in Dorpat, wo, nach mehrern Einschärfungen durch Brand, zwar das meiste wieder

aufgebaut, aber auch großen Theils mit Pallästen besetzt ist, die dem Adel gehören, welcher sie wohl schwerlich vermiethen würde, da sie auch nicht zu Studentenwohnungen eingerichtet sind. Pernau hat von dieser Seite Alles für sich, und ich hätte der guten Stadt wohl diese Freude gewünscht, weil ich so viele Freuden in ihr genossen habe.

An gesellschaftlichen Vergnügungen in Privatzirkeln sowohl, als an öffentlichen Orten, fehlt es hier so wenig als in Riga, Dörpat und Reval. Der Umgang, der Ton in Gesellschaften, die Begegnung, Geselligkeit, die freundliche, herzliche und willige Aufnahme der Fremden, mit einem Worte, die herrliche, seltene Tugend der Gastfreundschaft, ist hier, wie in den übrigen Städten Lief- und Ehstlands, charakteristisch. Die reichern Kaufleute machen vielen Aufwand, lieben das Wohlleben, lassen aber auch andere an ihren Kotterien und Genüssen mit Theil nehmen. Aber auch an öffentlichen Lustbarkeiten ist kein Mangel. Es wechseln Bälle mit Redouten und Concerten, und von Zeit zu Zeit erscheint auch eine Schauspielergesellschaft; wiewohl auch hier, wie in allen kleinen Städten, der Charakter des Eigenthümlichen und Klein-Städtischen nicht zu verkennen ist, große Geschäftigkeit bey Kleinigkeiten, — much ado for nothing — übertriebene Neugierde und das sorgfältigste Bestreben, bey solchen

öffentlichen Feten nach Stand und Würden zu erscheinen. —

Der Magistrat besteht ohne die Kanzley aus 10 Gliedern; gewöhnlich sind aber nur 2 Bürgermeister und 6 Rathsherren, oder wie sie nach der neuen Stadtordnung heißen, Rathmänner*), an der Regierung: bey der Kanzley stehet ein Sekretär, der auch den Charakter als Syndikus hat, ein Notar und ein Aktuar. Der gelehrte Bürgermeister (Justizbürgermeister) verwaltet die Justiz, der andere aus der Kaufmannschaft wacht für die Polizey. Jener hat 600 Rubel Gehalt, dieser 200, jeder der übrigen Rathsherren 100, außer dem Obergerichtsvogt, der als ein Gelehrter 400 Rubel bekommt. Außerdem erhalten sie noch Deputat an Korn, Holz, Malz, Heu, Hafer &c. Der Magistrat hat volle Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalsachen über die Stadt sowohl als die dazu gehörigen Güter; die Appellation von seinen Urtheilen geht nach Riga an den Gerichtshof. Seine Einkünfte schöpft der Stadtrath aus 4 ansehnlichen ihm zustehenden Landgütern, aus gewissen Accisen und Abgaben von jedem ankommenden Schiffe, aus dem Hafen- und Brücken- oder Fähr- (Prahm-) Zoll, von Wage- und Miethgeldern für die Stadtbuden u. a. m. welches alles nahe an 60,000 Rubel steigt. Da-

*) Katharina II. wollte keine Herren zu ihren Dienern haben. —

von werden die Magistratspersonen, Kirchen- und Schullehrer besoldet, die öffentlichen Gebäude unterhalten und andere Ausgaben besritten. Soldaten hält der Magistrat nicht; er bekommt sie erforderlichen Falls von dem Commandanten. Das Rathhaus ist ein unansehnliches Gebäude. Als Merkwürdigkeit zeigt man daselbst einen Pokal, aus welchem weiland Karl XII., Peter I. und Katharina II. während ihrer Anwesenheit in Pernau, die Gesundheit der Kaufmannschaft tranken. — Von Kaiserlichen Gerichtsstühlen ist hier seit 1783 ein Kreisgericht, Niederlandgericht und die Niederrechtspflege. Jenes ist die erste Instanz für die im Kreise vorkommenden Justizsachen; dieses stellt das Polizeygericht für den Kreis vor, und die dritte ist das Gericht für die Kronbauern und verschiedene freye Leute der niedern Stände im Kreise. — Das Consistorium bestehet aus 5 Gliedern: der Justizbürgermeister führt den Vorsitz, 2 Rathsherren sind die weltlichen, der Oberpastor und der zweyte deutsche Prediger die geistlichen Beysitzer; das Protokoll führt ein Notarius, und der Stadtschreiber ist noch ein Mitglied, aber selten gegenwärtig. Es stehet aber das Consistorium auch hier, wie in Dorpat, unter dem Rigischen Oberconsistorium. Sonst sind noch an Civilbeamten der Krone hier, ein Postmeister, ein Rentmeister, der die Abgaben an Früchten vom Lande einnimmt und berechnet, ein Zollrath mit mehrern Unterzollbeamten; endlich auch ein Stadt-

physikus. — Wie in andern Städten ist die Bürgerschaft in 3 Gilden oder Klassen eingetheilt; die erste Gilde enthält solche, welche ein Kapital von 10,000 — 50,000 Rubel zu besitzen angeben und davon Procente bezahlen. Diese heißen n a h m h a f t e Bürger, und genießen wegen ihrer Reichthümer, Dienste oder Geschicklichkeiten, besondere Rechte und Vorzüge. Zur zweyten Gilde gehören die, welche ein Kapital von 5 — 10,000 angeben und der Krone verzinsen; zur dritten die, welche sich mit einem Vermögen von 1000 — 5000 einschreiben lassen. In die letztere kommen gemeiniglich die Handwerksleute. Schwarzhäupter sind aber hier nicht, wie in Riga, Reval und Dorpat, wo sie ein ansehnliches Corps ausmachen. Der drey Wochen lang dauernde Jahrmarkt ist von weniger Bedeutung.

Das beynah neue hergestellte Schulgebäude dient zugleich zur Wohnung für die 4 Lehrer, welche in demselben Unterricht ertheilen und vom Magistrate berufen und besoldet werden. Es ist von Stein gebauet und nimmt sich gut aus: Schade, daß es in einer engen Gasse steht und gegen über die Woge hat, wo der beständige Lärm Störungen im Unterrichte verursacht. Die Schule ist seit 1786 in 4 Klassen getheilt, aber jetzt nicht im besten Zustande; denn obgleich ein Rektor, Konrektor, Kantor, Rechen- und Schreibemeister und auch ein Russischer Sprachlehrer bey derselben angestellt sind; so steigt die Zahl

I. Band. D

der Schüler doch kaum auf 50 — 60, und ohne Privatunterricht kann keiner die Universität unmittelbar aus derselben beziehen. Ihr Flor stand vor 20 Jahren, da sie mit dem erneuerten Gebäude eine Totalreform erlitt, auf einer höhern Stufe, und sie zählte gegen 100 Schüler. Seit der durch Katharina II. eingeführten Normalmethode, gegen welche die meisten Aeltern eingenommen waren, verlor sie an Frequenz, weil man die Kinder lieber in Privatstunden schickte. Der thätige, auch als Schriftsteller bekannte Rektor Scherwinzky thut Alles, um die Schule in Aufnahme zu bringen, er findet aber bey dem jetzigen Geiste des Zeitalters zu wenig Unterstützung. Die Besoldungen sind sehr mittelmäßig. Außer freyer Wohnung, Holz, Korn, Malz, Heu und Hafer, bekömmt der Rektor 300, der Konrektor 250, der Kantor 180, und der Rechenmeister 150 Rubel. Die Lehrbücher sind dieselben, welche die Rigische Schulkommission bey der neuen Normalmethode einführte. Es wird nach denselben Griechisch, Lateinisch, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Religion und Deutsche Sprache gelehrt. Durch die Dorpatsche Universitätskommission hat die Schule jetzt eine neue Einrichtung und manche Verbesserungen erhalten. Außer derselben ist noch eine Mädchenschule da; über beyde hat der Oberpastor die Inspektion.

Kirchen hat die Stadt 3, die deutsche Nikolaikirche, eine Ehstnische und eine Russische. An

der Deutschen stehet ein Oberpastor und Diakonus. Zu der Ehstnischen sind außer den in der Stadt wohnenden Ehstien noch 6 Landgüter eingepfarrt, welche dem Prediger die besten Einkünfte geben, denn von der Stadt hat er nicht mehr als 150 Rubel. Alle drey stehen unter dem Oberconsistorium in Riga. Die neueste, schönste und geschmackvollste ist die Russische auf dem neuen Markte. Sie wurde auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbauet, bildet ein regelmäßiges Viereck, hat einen zierlichen Thurm und eine Kuppel, welche 4 kleinere Thürme einschließen. Auch das Innere ist nett und sauber eingerichtet. Der Protopop hat in Deutschland studiert und ist ein ziemlich helldenkender Mann, der sich über viele abergläubige Gebräuche hinwegsetzt, und — so weit er kann, seiner bessern Ueberzeugung folgt. Die beyden Hauptfeste der Russischen Kirche, die Jordanstaufer oder Wasserweihe am 6 Januar und die Feyer der Auferstehung Jesu am ersten Ostertage, werden auch hier wie in Petersburg und Moskau, Riga, Reval und andern Städten des Russischen Reichs, mit aller ersinnlichen Pracht gefeyert *). Das Glockenläuten ist ebenfalls eins der wesentlichsten Stücke des Griechischen Gottesdienstes, und gehört mit unter die

*) Eine ausführliche Beschreibung davon finden die Leser am Ende des zweyten Theils.

verdienstlichen Werke religiöser Russen. Es dauert ohne Aufhören bisweilen den ganzen Tag und länger, es wird daher auch nicht bezahlt, weil man sich ohnehin dazu drängt und sich dadurch den Weg in den Himmel zu bahnen glaubt. Die Glocken werden nicht gezogen, denn sie hängen fest und unbeweglich, sondern bloß der Klöppel wird mit einem Seile bewegt und angeschlagen. Das Einweihen und Laufen der Glocken ist hier eben so wie in der römischen Kirche gebräuchlich. Die Wohnungen der gemeinen Russen sind in dem sogenannten Slobod, einer Straße außerhalb der Vorstadt, die über eine Werst lang ist, und aus lauter kleinen, elenden hölzernen Häusern besteht. Sie ist eine Herberge der Lustbirnen, die daher auch von jedem rechtlichen Manne gern vermieden wird.

Der Pernausche Kreis begreift folgende 13 Kirchspiele in sich: Pernau, Audern, Testama, St. Michaelis, St. Jakobi, Jennern, Torgell, Paistell, Larwast, Hallist, Karfus, Helmet, Saara. Im Michaelischen Kirchspiele liegt das Gut Kokenkau, in dessen Gebiete man Ruinen von einer zerstörten Stadt oder einem weitläufigen Schlosse findet, von welchem die Bauern erzählen, daß es schon vor der Ankunft der Deutschen eine Stadt oder Festung der heidnischen Eisten gewesen sey. — Durch das Torgelsche Kirchspiel fließt der Pernaustrom. In seinen Ufern findet

man verschiedene große und tiefe Höhlen, von denen sich die Bauern mit allerley sonderbaren Erzählungen tragen. Wegen ihrer Tiefe, Finsterniß und des darin herrschenden Drausens von verfangenem Winde nennen sie sie die Pforten der Hölle. Sie scheinen bloß ein Werk der Natur zu seyn, vielleicht ehemals vom Wasser ausgehöhlt. — In Larwast stand in den alten Zeiten am Flusse gleiches Namens ein dem Comtur von Fellin gehöriges, nun aber zerstörtes Schloß.

IX. Der Deselsche Kreis begreift die Insel Desel mit den umliegenden kleinern Inseln in sich, und ist in 12 Kirchspiele eingetheilt. Arensburg ist die Kreisstadt und der dritte Ort in der Rigischen Statthaltertschaft, welcher Seehandel treibt. Dieser ist aber unbedeutend, weil die Ein- und Ausfuhr sich allein auf die Insel erstreckt. Es kommen selten mehr als 6 — 7 Schiffe an, oft nur 3 oder 4, weil es an hinlänglicher Rückfracht fehlt, obgleich Desel Getreide, Holz, Flachs und Hanf erzeugt. Von Riga und Reval liegt die Stadt 30 Meilen entfernt, und wer dahin reiset, muß den großen und kleinen Sund passieren. Der erstere geht vom festen Lande nach der Insel Moon, der letztere von Moon nach Desel. Man macht im Sommer die Fahrt gewöhnlich auf kleinen Booten von dem Gute Werder aus: im Winter fährt man gerade über das Eis; doch muß man des Weges kundig seyn, weil man sich leicht,

zumal bey Schneegestöber, auf der großen Meeresfläche verirren kann, und gegen das Frühjahr zu das Eis gern Risse bekommt, die bisweilen 2 Ellen breit sind. Arensburg liegt von der Küste 8 Meilen und ist die einzige Stadt auf der ganzen Insel. Sie hat meistens hölzerne, doch aber auch manche hübsche steinerne Häuser, ist noch nicht durchaus gepflastert und ein offener schlechtgebauter Ort. Im Jahre 1804 besuchte der Kaiser Alexander I. diese Stadt, die noch nie einen Monarchen in ihren Mauern gesehen hatte. Die Freude der Einwohner war daher unbeschreiblich und die ganze Stadt illuminirt. Der Magistrat besteht aus einem Bürgermeister, einem Syndikus und 3 Rathsherren von der Kaufmannschaft. Ein Major ist als Commandant der Stadt angestellt; das Kaiserliche Kreisgericht, Niederlandgericht und die Niederrechtspflege sorgt für die Erhaltung der Gerechtigkeit und Polizey im Kreise. Der Deselsche Adel, der auf dem festen Lande oft mit Unrecht ein Gegenstand der Spottsucht ist, hält hier seine Versammlungen, welche die Stelle des Landtages vertreten, und die sämtlichen Prediger der Insel kommen auch alljährlich zu einem Synodus zusammen. In der Stadt selbst sind deren nur zwey, der Superintendent, welcher auch Pastor ist, und der Nachmittagsprediger. Alle Sonntage wird Deutsch und Ehnisch gepredigt. Die Schule, welche eine Verbesserung durch den ehemaligen Vicegouverneur der Insel, Baron von Cam-

penhausen, und durch die Universität in Dorpat eine noch verbesserte Gestalt erhalten hat, wird durch einen Rektor verwaltet, dessen Gehülfe ein Conrector ist: sie ist aber eine bloße Trivialschule. Dem braven, thätigen, verdienstvollen Campenhausen verdankt überhaupt nicht nur die Stadt, sondern die ganze Insel manche Verbesserung und schöne Einrichtung. Die vortreffliche mit steinernen Werksäulen gezierte Landstraße von Arensburg bis an den kleinen Sund, wo man nach Moon überseht, eine liberalere Lebensart, besserer Geschmack, abwechselnde Vergnügungen etc. sind ganz sein Werk. An einer neuen Landesvermessung und Gränzregulirung auf der Insel wird jetzt auch thätig gearbeitet. Die Einwohner sind meistens Deutsche, doch auch Russen und Ehnen, welche sich vom Handel und von Handwerken nähren.

Nah bey der Stadt liegt das Schloß, ehemals der Sitz des Bischofs von Desel. Es ist ein Denkmal des guten Geschmacks aus der alten Zeit und großer Kosten zur Ehre des Erbauers, von lauter behauenen Quadern aufgeführt, und unterscheidet sich durch Form und Dauer von den meisten übrigen Liefländischen Schlössern. Karl XI. ließ es zu einer Festung machen und mit großen Kosten erweitern, auch Geschütz auf die Wälle bringen, wovon noch einige Stücke verschüttet im Schloßgraben liegen. Der Russische General Bauer ließ es 1711 sprengen: weil aber nur ein Theil davon in die Luft flog, so

stehet noch bis jetzt viel, ein Theil sogar noch unter Dach, es verfällt aber immer mehr; die noch unbeschädigten Theile, Gewölbe und Häuser dienen zu Magazinen für die Krone, auch zu Gefängnissen. Aber weder der Gouverneur noch der Commandant wohnen im Schlosse, sondern beyde in der Stadt. Das Gouvernementshaus liegt mitten in derselben, und ist ein aus dem Schutte des alten steinernen Gouvernementshauses auf ein steinernes Fundament erbautes hölzernes, ziemlich großes und recht hübsches Gebäude.

Die Insel Desel selbst ist 15 Meilen lang und 10 breit, Moon ist viel kleiner und Kuuna noch unbedeutender, doch unter den kleinern Inseln die vornehmste. Desel steht unter dem Rigischen Generalgouvernement, hat aber seinen besondern Vicegouverneur, eine ein besonderes Corps ausmachende Ritterschaft, ein Provinzialconsistorium und manche eigenthümliche Rechte. Die Einkünfte der Krone von derselben sind ziemlich beträchtlich. Es ist ein Kornreiches Land, und würde weit ergiebiger seyn, wenn der Ackerbau nicht vernachlässiget würde. Die Einwohner legen sich aber mehr auf das Fangen der Seehunde, deren Speck und Felle sie mit gutem Gewinn verkaufen, und auf das Plündern gestrandeter Schiffe, wovon sie sich, trotz aller Verbote und Strafen, noch immer nicht ganz abhalten lassen wollen. Die alten Deselaner waren von jeher berühmte Seeräuber; sie

gingen bis nach Dänemark, Schweden und Deutschland, und noch jetzt sind sie wilder und roher als die übrigen Eisten des festen Landes. Sie sprechen den Revalisch-Estnischen Dialekt, an den Küsten aber auch Schwedisch. Weil Desel in der Landessprache Kurreaar heißt, so meint Büsching, daß der Name Korsar von ihnen herkomme. Jetzt treiben sie zwar nicht mehr die grobe Kaperey, weil aber wegen der vielen Untiefen, Sandbänke und Klippen, womit die Insel umgeben ist, jährlich viele vorbeysegelnde Schiffe hier stranden; so sind sie gleich bey der Hand, und obgleich Katharina II. das Strandrecht aufgehoben hat, so sind sie doch so sehr an dieses unmenschliche Recht gewöhnt, daß sie sich von der Beraubung gestrandeter Schiffe schlechterdings nicht abhalten lassen: wenigstens eignen sie sich Alles das zu, was die See auswirft. Sie kreuzen mit ihren Booten unaufhörlich auf der See herum, schlagen Seehunde, schießen an den Küsten Wild, sind erfahrne Schwimmer und Fischer, tauchen unter und holen viele verlohrene Sachen aus dem Meere heraus.

Der Adel hat sehr einträgliche Güter auf Desel, selbst aus Ehstland besitzen viele auf der Insel Land und Bauern. Ein großer Theil gehört aber auch der Krone zu, welche sie verpachtet, oder durch Verwalter disponiren läßt. Der Boden scheint nicht der beste; gegen Norden ist er steinig und leimig, gegen Süden sandig, dennoch trägt er gutes und schweres

Korn, daß der Kaufmann, der es verschifft, gern etwas mehr dafür bezahlt, als für das vom festen Lande: auch fehlt es nicht am nothwendigsten Brennholze. Die Deselschen Pferde sind zwar klein, aber dauerhaft. Die kleinen Seen und Flüsse, vornämlich die Seeküsten, sind fischreich. Man bricht hier schöne und große Steine, welche nach Riga, auch nach Reval, verschifft werden. Auch Wildpret, Hasen und Geflügel, giebt es in Ueberfluß. Die Wölfe fehlen nicht; sie kommen im Winter aus Ehst- und Kurland über das Eis nach Desel, dergestalt daß eine gänzliche Ausrottung nicht wohl zu bewerkstelligen ist. — Die Luft ist erträglich und gesund, daher man dort eben so alte Leute als anderwärts findet. Dem Brantwein trinken ist der Deselsche Bauer weniger ergeben, als der Ehste und Lette auf dem festen Lande. Aus den dasigen Steinbrüchen hat man viele ansehnliche 4 — 5 Ellen lange Stücke zu Statuen für das Kaiserliche Zeughaus nach St. Petersburg geschickt, so wie an die dasige Akademie der Wissenschaften allerley Arten von Marmor, Tafelsteinen und andere schöne und seltene Steine.

Die Insel ist, weil hier die Pest nie gewüthet hat, ziemlich volkreich. Nicht alle Güter können daher, sonderbar genug! — ihre Bauern sämmtlich recht benutzen, sondern lassen sie auf Arbeit nach dem festen Lande gehen. Man siehet daher ganze Gesellschaften Deselscher Bauern im Lande herum ziehen,

welche Graben stechen, Böttcher- und Tischlerarbeit machen, zum Bauen gemiethet werden, in der Aerndre und beym Heumähen helfen u. s. w. Sie nähren sich so den ganzen Sommer hindurch, und ihre Herren sind froh, daß sie sie nicht zu ernähren brauchen. Sonst leben die Deselschen Bauern gemächlicher und reinlicher, als ihre Brüder die Ehsten auf dem festen Lande. Ihre Häuser sind besser gebaut, sie haben hier und da Fenster und Dielen; sie breunen auch nicht Pergel, (Richtspahn von Kien- oder Birkenholz,) sondern ordentliches Licht, kleiden sich besser und schon etwas mehr nach deutscher Bauernart; sie behelfen sich nicht mit elenden Baffeln oder Sandalen, sondern tragen Schuhe und Stiefeln, welches alles man bey den Ehsten des festen Landes äußerst selten findet. Uebrigens stimmt ihr Charakter mit dem der letztern völlig überein, doch sind sie noch einen Grad gröber, rauher und trokiger als die auf dem festen Lande.

Die kleine Insel Moon, welche ein besonderes Kirchspiel für sich ausmacht, gehört eigentlich zu Ehstland. Ich beschreibe sie aber gleich hier mit, weil sie die Nachbarinsel von Desel ist. Sie ist $2\frac{1}{2}$ Meile lang und nicht völlig 2 Meilen breit, im Umfange hat sie 9 Meilen. Sie ist von jeher eine separate Insel gewesen, und hat niemals, wie man fälschlich geglaubt hat, mit Desel zusammengehangen. Sie hat mit dieser gleich guten Kornboden,

vornämlich fette Weide und herrliche Wiesen. Die Wolle der hiesigen Schaafse ist vortreflich und überaus weich. An den Ufern findet man große und feste Bruchsteine. Die Insel hat ihre eigene Kirche, welche beynah in der Mitte auf einer Anhöhe liegt. Ihr Prediger, der Superintendent Kellmann, ist ein würdiger, rechtschaffener Mann, der von seinen Bauern überaus verehrt und geliebt wird. Viele von ihnen wohnen sehr angenehm; fast jeder hat sein eigenes kleines Wäldchen, das sie aus Holzmangel sehr rein halten und mit einem Steindamme umgeben. Eichen, Ebereschen, wilde Aepfel- und Haselnußstämme wachsen hier häufig. Aus dergleichen Aepfeln machen sich die Bauern eine Art schlechten Cybers. Ihre Kleidung geht wenig von der ihrer Landesbrüder ab, nur die Farbe ist grau, da sie bey den andern Ehsten durchgängig braun ist. Sie bringen viele gesalzene Fische, auch etwas Wolle, grobe Strümpfe, Garn, Haselnüsse u. dgl. auf das feste Land zum Verkauf. Der Fischfang ist hier ungemein beträchtlich und ein Nahrungszweig der Insulaner. Der beyden Sunde zwischen Moon und dem festen Lande und zwischen dieser Insel und Desel habe ich im Vorhergehenden gedacht. Die Breite des erstern ist verschieden; von dem Gute Werder beträgt sie gewöhnlich 2 Meilen, und die Zeit zum Uebersezen ist beymschnellsten Rudern 4, aber wenn das Boot mit gutem Winde segelt, kaum 2 Stunden. Ein Krongut

unterhält die nöthigen Fahrzeuge und Leute zum Uebersezen, sowohl nach dem festen Lande, als nach Desel, welches jährlich 6 — 800 Rubel einträgt.

Kirchspiele hat Desel 12, nämlich: Arensburg, Peude, St. Johannis, Karri, Wolde, Pühha, Karmel, Kergel, Mustel, Kielkond, Anseküll und Janima. Moon ist ein besonderes Kirchspiel. Was auf den gewöhnlichen Charten noch von Städten und größern Orten steht, z. B. Schworben, Sonneburg, Holmschhof, sind entweder Vorgebirge oder zerstörte Plätze, von denen man aber jetzt kaum noch die Lage anzugeben weiß.

Die Insel Ruun, welche noch zum Deselschen Kreise gerechnet wird, liegt in der Bucht des Nigischn Meerbusens und besteht aus einem kleinen Kirchspiele von 25 Bauernfamilien. Sie gehört ganz der Krone, hat ihren eigenen Prediger, der ein sehr einsames Leben führt und die Tugend der Genügsamkeit zu üben Gelegenheit hat. Die Krone unterhält hier wegen der Schifffahrt einen Leuchtturm. Die Einwohner sind noch ein Ueberrest der alten Liwen, der ersten Ureinwohner des Landes. Sie reden noch die alte Liwische Sprache, welche nur ihnen verständlich ist, verstehen aber auch Ehstnisch, Lettisch und Schwedisch, ja manche sogar etwas Deutsch, Holländisch und Russisch, weil sie viel mit fremden Schiffen umgehen und diesen zu ihrem Schleichhandel be-

häftlich sind. Ihre Hauptnahrung ist die Fischeyen, der Seehundsfang und die Jagd; nebenbey plündern sie auch den Strand. Sie bleiben alle einmüthig bey einander und heirathen aus keinem fremden Gebiete. — Eine eben so kleine Insel ist Kúún, vor dem Pernauschen Meerbusen, 2 Meilen vom Lande. Sie ist 1 Meile lang und $\frac{1}{2}$ breit, mit guter nahrhafter Viehweide. Es ist ein einziges Gut auf derselben, das, so wie die ganze Insel, eine Kaiserliche Domain ist. Sie hat viele weit in die See hineinreichende Erdsitzen und Riffe, die den Schiffen oft gefährlich werden und leicht Stranden verursachen. — Die übrigen kleinen Inseln halte ich nicht der Mühe werth anzuführen. Nur will ich noch einer gefährlichen Gegend auf der See zwischen der südlichen Spitze von Dösel und Kurland gedenken. Sie heißt Domesnes oder nach andern dommes Nest, und bestehet aus einer Meerenge, durch welche alle nach Riga, Pernau und Arensburg handelnde Schiffe gehen müssen, die See ist zwar hier immer noch 5 — 6 Meilen breit, aber dieser Zwischenraum ist voll gefährlicher Sandbänke, die mehr als zwey Meilen weit in die See hineingehen, so daß das Fahrwasser dadurch kaum 1 Meile breit ist, und für die durchgehenden Schiffe äußerst unsicher wird. Die Krone unterhält daher auf Dösel und Ruuna einen, auf der Erdzunge Domesnes in Kurland aber beständig zwey Leuchttürme, auf welchen vom August an 5 Monat hindurch

beständig des Nachts, zur Warnung Feuer brennt, wodurch die Gefahr vermindert wird. Von Domesnes, wo der Eingang in die Bucht ist, sind noch 20 Meilen bis nach Riga. Die Schiffer müssen ihren Lauf so richten, daß beyde Kurländische Leuchttürme nur ein Feuer zu seyn scheinen.

Dies war die Eintheilung und kurze Beschreibung des Rigischen Gouvernements. Das Revalsche Gouvernement oder Ehstland, welches den ganzen nördlichen Theil des Landes längst dem Finnischen Meerbusen einnimmt, ist beynah um drey Viertel kleiner als das erstere, und nach der Statthalterchaftsverfassung von 1783 in 5 Kreise eingetheilt, mit Ausschluß der Stadt Narwa, welche eigentlich gar nicht dazu gehört. Bey dieser Eintheilung liegt, so wie in Liefland, die alte zum Grunde, nur die Nahmen sind verändert. Bey der Aufhebung der Statthalterchaftseinrichtung unter Paul I. traten auch die ehemaligen Benennungen wieder ein. Diese waren Harrien, Bierland, Biek und Terwen. Man nennt sie aber seit 1783 lieber den Revalschen, Baltischportschen, Wesenbergischen, Habsalschen und Weissensteinschen Kreis.

I. Der Revalsche Kreis, oder das ehemalige Harrien. Die Gouvernementsstadt ist Re-

val, deren Beschreibung weiterhin folgt. Sie liegt unter dem 59 Gr. 24 Min. nördlicher Breite, von Petersburg 50, von Riga 46, von Pernau 20, von Narwa 27 und von Dorpat 26 Meilen, und hat mit dem Militär über 11000 Menschen zu Einwohnern. Außer derselben gehören 7 ziemlich ansehnliche Kirchspiele zu diesem Kreise, nämlich: Ingeleht, Kusall, St. Johannis, Jürgens, Kosch, Regel u. Ampel. Der Zerkaische See, 2 Werst von Reval auf dem Wege nach Dorpat, ist beynah eine Meile lang und eine Werst breit. Er liegt auf einem Sandberge und verschafft der Stadt das meiste und gutes Wasser. Er ist aber wegen seiner Lage derselben gefährlich, und drohete wirklich ein Mahl durch einen in sein lockeres Ufer gemachten Durchriß eine schreckliche Uberschwemmung. Diesem Unglücke hat man durch zwey Abzugskanäle vorzubeugen gesucht. — Zwey Werst von Reval, längst dem Finnischen Meerbusen, liegt Katharinenthal, eine angenehme Gegend mit einem Kaiserlichen Garten und einem von Peter I. erbaueten Lustschlosse, in welchem man noch einige Kleidungsstücke und einen Sessel nebst einer Bettstelle dieses großen Kaisers zeigt. — Eine kleine Meile davon siehet man noch die zerfallenen Trümmer eines Brigittenklosters, das im Jahre 1433 vom Bischöfe Heinrich von Uerküll erbauet worden war, darin sowohl Mönche als Nonnen ihre besondern durch eine Mauer getrennten Zel-

len hatten. — Im St. Johanniſchen Kirchspiele findet man noch Ueberbleibsel eines ehemaligen bischöflichen Schlosses, das die Russen 1560 verbrannten. Es gehört zu dem Gute Jegerfeuer. — Im Koschischen Kirchspiele, unweit von dem Gute Paunküll liegen die sogenannten Silmschen Berge, welche eigentlich hohe mit Wald bedeckte Hügel sind, über welche eine Landstraße nach Dorpat geht. Durch die Menge der nahe hinter einander liegenden kleinen Berge und durch das Gehölze ist ehemals die Gegend etwas gefährlich gewesen. Jetzt ist sie dieß nicht mehr, wohl aber zum Reisen etwas beschwerlich, weil man eine gute Strecke Weges bald bergauf, bald bergunter fährt. —

II. Der Baltischportsche Kreis. Seine Kreisstadt ist das kleine, neuangelegte Städtchen Baltischport, sonst Rogewiek genannt. Es liegt in einer mit Wiesen und Strauchholz umgebenen Ebene, und ist von Natur gepflastert, da der ganze Boden in dieser Gegend felsig und sandig ist, von Reval 6 Meilen entfernt. Seinen ursprünglichen Nahmen hatte es von der dasselbe einschließenden Insel Noog: durch eine Kaiserliche Ukase aber ward derselbe 1762 aufgehoben und in den jetzigen umgetauft. Schon Peter I. fand den Ort zu einem Hafen geeignet, der, wenn er zu Stande gekommen wäre, einer der ersten des Russischen Reichs, wo nicht in Europa, hätte werden können. Mit Kaisers

lichen Kosten und Aufwande setzten Elisabeth und Katharina II. den Bau fort, bis zum Anfange des vorletzten Türkenkrieges, und nach Beendigung desselben bis zum Jahre 1783. Als ich einige Jahre nachher dahin kam, hatte der Bau aufgehört, weil man gefunden hatte, daß die damit verbundenen großen Schwierigkeiten die Herkulische Arbeit schier vergeblich und eine glückliche Vollendung sehr zweifelhaft, wo nicht unmöglich machten. Man fand Stellen 19 — 20 Klafter tief, wo alle untergesenkte Lasten, ungeheure Lasten mit Steinen, ja ganze Schiffe, von den Wellen wieder in wenigen Stunden verschlungen oder weggespült wurden. Die Absicht bey dem ganzen Werke war wohl keine andere, als die Hauptflotte von Kronstadt, wo das Wasser die Schiffsböden zerfrisst, einst hieher zu verlegen. Der Gedanke war allerdings der Ausführung werth, und man hätte das Werk dennoch vollenden können, wenn man nicht verkehrte Anstalten gemacht, unzulängliche Hülfsmittel in Bewegung gesetzt und die ganze Anordnung schlecht gemacht gehabt hätte. Ein Hauptfehler war dabey, daß man lauter Gefangene, Verbrecher und zum Tode Verurtheilte (Katorfschizzen) zur Arbeit angestellt hatte. Diese betrieben den Bau langsam, liefen davon, machten sogar dadurch die Gegend unsicher, waren oft krank u. s. w. Die Direktoren und Aufseher mochten auch vielleicht dem ungeheuern Werke nicht recht gewachsen seyn.

Anderer Umstände kamen dazu, wodurch man der Sache überdrüssig wurde und sie liegen ließ. Hätte man noch mit Eifer, Ernst und verständiger Einsicht 10 bis 15 Jahre fortgearbeitet, so wäre gewiß ein brauchbarer Hafen daraus geworden, der jedoch dem neuentworfenen und im Werke seyenden, aber noch nicht vollendeten Hafen in Riga weit würde haben nachstehen müssen. Die Kosten sollen bey dem Baltischporter Bau über 15 Millionen sich belaufen haben, und diese — hat die See verschlungen. Gegenwärtig stehet von dem ganzen kolossalisch angefangenen Werke nichts mehr, als ein 6 — 700 Schritte langer und etwa 30 Schritt breiter Damm, (den man den Molo nennt), auf der Landseite, und ein eben solcher von 300 Schritten an der gegen über liegenden Insel Klein Noog. Eine ausführlichere Beschreibung davon finden die Leser in meinem Buche: *Ehstland und die Ehsten*, Th. I. Abschn. I.

Das Städtchen Baltischport zählt ungefähr 100 Häuser und 350 Einwohner, und ist der Aufsicht eines Commandanten anvertraut, der Obrister ist. Der Magistrat besteht aus einem Bürgermeister und 3 Rathsmännern, welche Schenckerey und Handwerke treiben. Die Bürger sind, außer dem zu den Kaiserlichen Gerichten gehörigen Beamten, Krämer und Handwerker. Die Häuser sind durchgängig nur Ein Stockwerk hoch. Die nahe See und der Ackerbau verschaffen dem Bürger Nahrung: die Lebensmittel

sind wohlfeil und im Ueberflusse vorhanden. Die Gerichte halten ihre Sitzungen in einem eigends dazu neu erbauten Gerichtshause, welches mit unter die besten Gebäude daselbst gehört und eine Zierde der Stadt ist. Die neue Russische Kirche ist nach einem guten Risse gebaut, aber inwendig zu sehr mit Karrikaturen Russischer Heiligenbilder überladen. Die dortigen Deutschen haben ein bloßes hölzernes Bethaus, in welchem der eine Meile davon entfernte Prediger zu St. Matthias den Gottesdienst besorgt. Neuerlich haben sie um eine eigne Kirche nachgesucht, die ihnen auch bewilligt worden ist. Auf der westlichen Seite, unterhalb des neuangefangenen Hafens, siehet der alte hölzerne, noch von Peter I. erbaute Hafen, der 20 Schiffe faßt und vor zehn Jahren aufs neue ausgebessert worden ist. Der Dstrog, oder die Wohnung der Gefangenen, welche an dem Hafensbau arbeiteten, nun aber von mehr denn 2000 bis auf einen oder zwey zusammengeschmolzen sind, bestehet aus zwey großen hinter einander liegenden mit doppelten Pallisaden umgebenen hölzernen, mehrere Eingänge habenden Gebäuden, vor welchen auch die Hauptwache ist. Nicht weit davon, neben dem neuen Molo, ist eine viereckige reguläre und feste Schanze, in lauter Fels gehauen, mit breiten in Stein gesprengten Gräben. Sie war bestimmt, die Einfahrt in den großen Hafen zu decken und etwanige Angriffe fruchtlos zu machen. Am Fuße der steinernen Wälle sind

gesenkte Batterien zur Bestreichung der See angebracht. Man läßt sie jetzt eingehen und verwittern, da die Absicht, wozu man sie errichtet hatte, weggefallen ist. Im Jahre 1790 griffen zwey Schwedische Fregatten den Ort an, warfen einige Bomben hinein, zogen aber, nach genommener Brandschatzung von 5000 Rubeln, gleich wieder ab. Nördlich, $\frac{1}{2}$ Meile von Baltischport, steht auf einem Vorgebirge, das ein sehr steiles Felsenufer an der See bildet, ein Leuchthurm, welcher allen nach Reval, Narwa und St. Petersburg fahrenden Schiffen zum Wegweiser bey den hier verborgenen gefährlichen Klippen dient.

Die Kirchspiele dieses Kreises sind: St. Matthias mit dem Filialekreuz, Hagers, Niss, Kappel, Jörden, Merjama und Goldenbeck. In dem ersten ist der merkwürdigste Ort das Gut und nachmalige Kloster Padiß, Cistercienser Ordens, welches 1281 gestiftet, 1320 sehr fest von Stein erbauet und 1561 von den Schweden erobert wurde. 1343 wurden bey einem Aufstande der dassigen Bauern 28 Mönche im Kloster erschlagen. Die Russen entriß es 1575 den Schweden wieder, und 1601 nahmen es die Pohlen, gaben es Preis und erschlugen die Mönche. Jetzt gehört es als ein Privatgut der Familie Ramm, die es zum Theil aus seinen ehrwürdigen Trümmern wieder aufbauete und in ein Schloß verwandelte, das aber ein sehr antikes und klosterähnliches Ansehen behielt, weil nur das

untere Stockwerk zu Wohnzimmern eingerichtet war. Eine Feuersbrunst zerstörte aber auch diese neuen Anlagen; seitdem ist von den Mauern, deren Höhe 9 — 10 Klafter, die Dicke aber 8 — 9 Fuß beträgt, und von dem runden, 16 Klafter hohen Thurne, vieles abgebrochen und zu einem neuen Wohnhause gebraucht worden. Die gewölbte, sehr große Klosterkirche ist noch unverseht vorhanden. Ein großer, schön angelegter Garten, mannichfaltige Spaziergänge und die ganze umliegende romantische Gegend, welche von einem sanftfließenden Bache durchschlingelt wird, erhöhen den Reiz und die gute Aufnahme, welche die gastfreundschaflichen Besitzer jedem Besuchenden gewähren. — Im Merjamaschen Kirchspiel, unweit dem Hofe Limmat, stehet man ebenfalls noch die Mauern eines ehemals hier gestandenen Klosters; desgleichen einen mit uralten sehr dicken Wachholderbäumen besetzten dahin führenden Weg, den, alten Nachrichten zufolge, die Mönche sollen angelegt und gepflanzt haben. — Bey dem Gute Schwarzen, nicht weit von der Pernauschen Straße, stehen noch die Ruinen von Mauern, welche, nach der Größe des Umfangs zu schließen, einer Stadt zur Einschließung müssen gedient haben. Sie sind aber dergestalt mit Erde bedeckt und mit Gras bewachsen, daß sie eher einem Walle ähnlich sehen. Von dem Hofe Schwarzen führt noch ein gepflasterter Weg dahin, welcher erst in neuern Zeiten ist entdeckt und aufge-

graben worden. Die Bauern nennen es Jani lin, Johannisstadt oder Schloß, und glauben, daß es eine uralte Festung der heidnischen Ehsten gewesen sey. Innerhalb des Zwischenraums entdeckt man Vertiefungen von Brunnen und Kellern, Spuren von Straßen und Mauern; alles aber ist mit Schilf, Gesträuch und hohem Grase bewachsen. Hin und wieder findet man auch länglich zugespitzte Steine mit einem Loch in der Mitte, die vielleicht Streitärte gewesen seyn mögen. — Auch werden im Merjamaschen vortreffliche Mauersteine gebrochen, die außer ihrer beträchtlichen Länge und Breite $1\frac{1}{2}$ Elle dick sind. In der Erde sind sie so weich, daß sie sich schneiden lassen, an der Luft aber verhärten sie sich und werden weiß. Viele sind zu Wasser über Kewal nach St. Petersburg zu dem neuen Kaiserl. Pallast verschifft worden. Der Bruch liegt 3 Fuß unter der Erde und erstreckt sich weit. —

Aus dem Goldenbeckschen Kirchspiele bemerke ich noch das Schloß Lohde, eine ehemalige, an einem kleinen See und Bache gelegene Festung, die sich nebst Oberpahlen unter allen vorhandenen Lief- und Ehstländischen Schlössern, bis jetzt am besten erhalten hat. Es gehörte dem Bischofe von Desel und imponirt durch seine Größe. Unter seinen drey letzten Besitzern, dem Fürsten Dr Low, General Löwe und General Pohlmann wurde es völlig wieder hergestellt, mit vielem Aufwande verschönert und mit einem

schönen hohen Sale nebst Musik-Orchester versehen, so daß es noch vor kaum 20 Jahren einer vornehmen Deutschen Prinzessin, welche hierher vom Hofe zu St. Petersburg ins Exil geschickt worden war, zum Aufenthalt diente. Die Art, wie sie hier ihren Tod gefunden hat, hat man nie mit Gewisheit erfahren können.

III. Der Wesebergische Kreis, der zu seiner Kreisstadt das Städtchen Weseberg hat, erstreckt sich gegen Norden ganz längs dem Finnischen Meerbusen hin, und hat 9 Kirchspiele: Weseberg, Tewe, Waiwara, Luggenhausen, Maholm, Halljall, Katharine, Simons und Jakobi. — Weseberg, eine uralte, ehemals sehr ansehnliche Stadt, jetzt ein offener Flecken von etwa 100 Häusern, wurde zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in dem Nordischen Kriege gänzlich verwüstet und verlor ihr Territorium, weil die von Tiefenhausensche Familie, welcher das Schloß Weseberg gehörte, alles sich zueignete. Neben der Stadt auf einem Hügel stehen noch in ihren Ruinen die ehrwürdigen Mauern des ehemals festen Schlosses, welches der Sitz eines Ordensvogtes war. Der Ort erholt sich jetzt wieder aus seinem Verfall, nachdem Katharina II. ihm seine Privilegien zurückgab, und wird immer besser angebaut, so daß er doch schon wieder gegen 500 Einwohner zählt, die sich durch einen kleinen Handel und Handarbeiten gut nähren.

Es ist ein eigner deutscher Prediger da, der zugleich mit den Ehfinischen Gottesdienst der zum Kirchspiel Weseberg gehörigen Bauern besorgt. Hier ist auch der Sitz eines Kreis- und Niederlandgerichts, so wie der Niederrechtspflege. Seit 1805 ist eine Kreissschule mit 4 Lehrern errichtet worden. Drey Meilen davon am Meerbusen ist ein kleiner, aber sicherer Hafen, Lolsburg, wo noch im 17. Jahrhunderte ein kleiner Seehandel von den Schweden getrieben wurde, der aber nun aufgehört hat; daher dieser Hafen nur noch von den Russen in Finnland mit großen Booten besucht wird, um Korn gegen gesalzene Fische von den Bauern einzutauschen, wovon die Krone den Seehenten bekommt. — Im Kirchspiel Tewe wohnen viele Russen unter die Ehsten vermischt, welche letztere daher von ihnen mancherley Sitten und Gebräuche angenommen, und durch den beständigen Umgang auch eine ziemliche Fertigkeit in der Sprache derselben erhalten haben. Auch ist in eben diesem Kirchspiel der Platz merkwürdig, wo im Jahre 1704 die große Schlacht zwischen der Russischen und Schwedischen Armee vorfiel, da 10,000 Schweden 80,000 Russen schlugen. Man nennt sie gemeinlich die Schlacht bey Narwa, obgleich diese Stadt 6 Meilen davon entfernt liegt. Die aufgeworfenen Verschanzungen siehet man noch ziemlich deutlich. — Eins der schönsten Güter nach Umfang und Anlage in dieser Gegend ist Fockenhof, oder mit seinem veränderten Nah-

men Cudleigh, das die bekannte Herzogin von Kingston, geborne Gräfin Bristol, welche der Bigamie halber aus England flüchtig werden mußte, von dem Baron Rehinder kaufte. Sie ließ viel bauen, Gärten und Straßen anlegen, machte Handelsprojekte vermittelt eines anzulegenden Hafens, erhielt aus persönlicher Bekanntschaft und Freundschaft Katharinen's II. hierzu alle Unterstützung und Freyheiten; allein der Tod vereitelte größtentheils ihre Entwürfe. In diesem Kirchspiele ist auch der Landsitz des Herrn von Kokebue, Friedenthal von ihm genannt, wo er nach der berücktigten Fehde wegen des Doktor Wahrdrts mit der eisernen Stirn sich hinzog.

In dem Maholmschen Kirchspiel liegt nicht weit vom Finnischen Meerbusen der Hof und das Gut Pöddis, welches vormals ein Kloster war, wovon noch das alte in einem Viereck aufgeführte Gebäude und ein Thurm übrig sind. In der 8 — 12 Fuß dicken Mauer hat man noch allerley Kirchengerräthe gefunden. Es ist in neuern Zeiten wieder hergestellt und dadurch zu einem der größten, schönsten und bequemsten Landsitze gemacht worden. Es gehört dazu der Hafen Maholm, den die Insulaner nutzen, indem sie hier Korn gegen Fische eintauschen: auch manche Güter verschiffen von hier aus Korn und Branntwein nach Reval, Narwa und St. Petersburg. Er ist sicher, tief und zu 20 Schiffen geräu-

mig. — Im Jakobischen Kirchspiel liegt Finn, ein Gut, das zu einem Fräuleinstift eingerichtet ist. Ihre Zahl ist auf 40 festgesetzt, gegenwärtig sind aber kaum 10 darin aufgenommen worden. Es scheint seinem Untergange nahe zu seyn.

IV. Der Habsalsche Kreis. Er ist ein Theil der ehemaligen Wieck, welche in die Land- Strand- und Insularwieck eingetheilt wurde, und enthält die an der See liegende Kreisstadt Habsal, den Flecken Leal, das umliegende Land, die Inseln Dagen, Worms und Nuckö, nebst noch einigen andern kleinern Inseln, und die übrigen 13 dazu gehörigen Kirchspiele, deren Nahmen folgende sind: Habsal, Leal, mit dessen Filiale Kirrefer, Karusen, Hanehl, mit Werpel, Fickel, St. Martens, Röhel, St. Michaelis, Nuckö, (Insel) Keins, Pühalep, Rööks, (auf Dagen) Worms und Piersal. —

Habsal, eine kleine aber lebhafte Seestadt 12 Meilen von Reval, von nicht völlig 150 Häusern und etwa 800 Einwohnern, treibt einen kleinen Seehandel; sein Hafen, den im Durchschnitte etwa 8 bis 10 Schiffe besuchen, versendet von Jahr zu Jahr mehr. Sie hat ihren eignen Magistrat, der aus einem Bürgermeister, 4 Rathsherrn und einem Sekretär besteht, die aber, den letzten ausgenommen, keine studirte oder graduirte Personen sind. Die Stadt behauptet jetzt ihre eigenen Rechte und

Freiheiten, obgleich der ehemalige Grundherr des Schloßgebiets Ansprüche auf dieselbe machte und mit in seine Gemarkung ziehen wollte; er verlor aber den Prozeß. — Die Kirche ist ganz hübsch gebaut und es wird in derselben von einem Prediger in dreierley Sprachen gepredigt, für die Bürger in deutscher, für die Ehstnische Landgemeinde, welche sich zur Stadt halten muß, in Ehstnischer, und alle 6 Wochen für die im Kirchspiel wohnenden, auch wohl von den Inseln kommenden Schweden, in Schwedischer Sprache. Die Kreisschule besorgt ein Rektor mit einem Gehalt von 500 Rubel, nebst 3 Kreislehrern, deren jeder eben so viel hat; den Zoll aber ein Controllleur oder Licentverwalter, der unter dem Revalschen Zollamte steht. Nahe bey der Stadt auf einer Anhöhe siehet man noch die Ruinen von dem vormaligen großen und prächtig erbaut gewesenen bischöflichen Schlosse. Die Domkirche, deren zerrissene Ueberreste noch von ihrer ehemaligen Schönheit zeugen, ist jetzt ganz verfallen. — Der 5 Meilen von Habsal und $\frac{1}{2}$ Meile von der See liegende Flecken Leal besteht nur aus einer einzigen, eine Werst langen Straße, und hat etwa 250 Einwohner, die zwar keine Bürger, aber doch freye Leute, meistens Krämer, Professionisten und Fischer sind. Der dasige Prediger predigt alle 14 Tage Deutsch, alle Sonntage aber für die Landgemeinde Ehstnisch; auch besorgt er das Filial Kirrefe, wo er einen Sonntag um den andern Ehstnischen

Gottesdienst hält. Das alte Schloß, ehemals der Wohnsitz eines Bischofs, auf einer Anhöhe, der Kirche gegenüber, liegt schon längst in seinen Ruinen darnieder, obschon die alten Mauern weit über das elende Wohnhaus des jetzigen Besitzers, das er auf dem Hügel angelegt hat, empor ragen.

Die Insel Dagen, (schwedisch Dagö,) ist ungefähr 12 □ Meilen groß, enthält die 3 Kirchspiele Reins, Rööks und Pühalep, und gehört den beyden Familien von Ungern = Sternberg und von Stakelberg. Bey dem Dorfe Paden hat sie einen kleinen Hafen, und auf der westlichen Spitze Dagerort steht ein Leuchtturm, den man ganz deutlich sieht, wenn man von Lübeck nach Reval fährt. Er wird auf Kosten der Krone unterhalten. Die Insel ist durch eine schmale Meerenge von Desel getrennt und vom festen Lande 4 Meilen entfernt. Den Weg dahin nimmt man gemeiniglich über die Insel Worms. So sicher man sonst auf dem Boote mit 3 Bauern fährt, so wird doch bey schnell entstehenden Stürmen die Gefahr größer: doch hört man selten von Verunglückungen, weil die Einwohner der Gegend genau kundig sind und bald einen Schlupfwinkel finden. Aber für die Schiffahrt ist Dagen wegen der vielen Untiefen, Sandbänke und kleinen Inseln in seiner Nähe etwas gefährlich, und es stranden hier oft Schiffe. Die Bevölkerung der Insel ist beträchtlich, daher auch hier, wie in Desel, viele

Güter ihre Menschen nicht zu benutzen wissen. Den Sommer hindurch gehen deshalb viele nach dem festen Lande, wo sie durch allerley Handarbeit, Grabenstechen, Mäuren, Ziegelftreichen ihren Unterhalt suchen; auch werden hier bisweilen ganze Familien verkauft, welcher grausame Mißbrauch erberrlicher Gewalt jedoch in den neuesten Zeiten nachläßt. Die Insel reicht zu ihrem Unterhalte nicht hin, und die Erbherrn können ihre Leute nicht alle ernähren. Viele von den letztern haben sich daher auf allerley Künste und Professionen gelegt und es in denselben wirklich weit gebracht, wodurch das Vorurtheil von der Dummheit der Ehsten mit Grunde in seiner Nichtigkeit erscheint. Man findet unter ihnen geschickte Gold- und Silberarbeiter, Schloffer, Tischler, Uhrmacher, Büchsen- und andere Schmiede, Zimmerleute u. s. w. Sie sind meistens Ehsten, doch findet man auch viele Schwedische Bauern unter ihnen, die ihre Sitten und Sprache behalten haben, jedoch aber auch Ehstnisch reden. Der Boden der Insel ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, hier und da sandig und leimig, daher auch nicht alle Feld- und Gartenfrüchte wohl gedeihen. Viehzucht und Weide sind gut, aber das Vieh ist klein. Die Höfe, Kirchen und Dörfer liegen meistens gegen den Seestrand; die Mitte der Insel besteht aus Wiesen, Wald, Morästen, Weidenplätzen und unfruchtbaren Sandhaiden. Die Wälder sind voll des herrlichsten Wildes, als Auerhühner,

Birk- und Haselhühner, Schnepfen, u. s. w. auch Hasen giebt es hier: von Raubthieren findet man nur Wölfe und Füchse, die im Winter über das Eis herüber kommen; Bären giebt es gar nicht. Im Frühjahr und Herbst ist am Strände der reiche Fischfang und auf dem Eise ein guter Seehundsfang.

Als besonders merkwürdig gehöret hierher die Geschichte eines bejahrten Unmenschen unter der Adelskaste, des Baron von Ungern-Sternberg. Dieses Ehstländische Ungeheuer wohnte auf seinem Gute Hohenholm auf der Insel Dagen, und trieb auf diesem, so wie auf seinen übrigen am Meere gelegenen Gütern, eine Art von Seeräuberey. Man war es schon längst gewohnt, die schrecklichsten Dinge von ihm zu hören. Indessen trieb er sein Unwesen viele Jahre fort, bis ihn endlich unter Alexander dem Gerechten die Rache ereilte, und der Stab über ihn gebrochen wurde. Bey den entsetzlichsten Verbrechen spielte er den Frömmling und war der erklärteste Heuchler, der selbst Gott zu täuschen versuchte, indem er mitten in dem Laufe seiner Bosheiten auf der Insel, in dem Bezirk seiner Güter, wo bisher eine kleine, alte, hölzerne Kirche gestanden hatte, einen ganz neuen geschmackvollen Tempel von Stein erbauen ließ, welchen der Probst Glaström 1802 im Herbst feyerlich einweihete. Das Maas seiner Verbrechen war endlich voll. Nachdem er meh-

rere Schandthaten verübt, viele Schiffe und Menschen hatte plündern und berauben lassen, verbreitete sich allgemein das Gerücht, daß er einen Schiffer erschossen und sogar selbst seinen eigenen Sohn erschossen habe, worauf er nach gescheneher Anzeige der That von Seiten der Frau des ermordeten Schiffers, auf speciellen Befehl des Kaisers, gefangen genommen wurde. Man scheute sich anfangs, ihn auf seinen eigenen Gütern zu verhaften, daher lockte ihn der Landrichter unter irgend einem Vorwande von der Insel herüber in die Gegend von Habsal, wo er dann von einem Officiere mit einem kleinen Commando in Empfang genommen und als Criminalverbrecher fürs erste nach Perna u, von da aber nach Reval auf die Citadelle (oder den sogenannten Dom) gebracht wurde. Hier ward er nun des an dem Schiffer begangenen Mordes und mehrerer anderer Verbrechen, als da sind Conterbandirerey, Verfälschung des Leuchthurns, des Raubes an gestrandeten Schiffen u. s. w. förmlich angeklagt. Mordthaten und Mordbrennereyen gab man ihm schon lange Schuld, und wegen der letztern hatte er bereits vor mehreren Jahren einen sehr hartnäckigen Prozeß mit dem Herrn von Knoring von Weissenfeld, indem er ein gestrandetes Schiff soll haben in Brand stecken lassen und dann die Handlanger seiner Schandthaten vergiftet oder sonst aus dem Wege geräumt haben. Dieser Prozeß wurde bloß durch einen Gnaden-Ukase gehemmt.

Seine äußerst vernachlässigt gewesene Erziehung machte ihn verhärtet und taub gegen die Stimme seines Gewissens. Davon gab er noch häufige Proben während der Untersuchung, in der er anfangs alles hartnäckig läugnete, und unter andern bey dem Verhör über die Ermordung des Schiffers vorgab: dieser habe ihn auf seinem Zimmer gewaltthätig überfallen und sich im Handgemenge selbst erschossen. Wie die Natur und das Vatergefühl bey ihm so sehr habe erstickt werden können, daß er selbst Hand an seinen Sohn gelegt hat, bleibt dem Psychologen zu erklären und weiter zu entwickeln überlassen. Eine verderbte Erziehung, schändlicher Geitz, diese Wurzel alles Uebels, unersättliche Habsucht, die Begierde, reich zu werden und zu glänzen, welche allmählig Verschlimmerung bewirkten und endlich Verhärtung erzeugten, und die Furcht, einen Zeugen seiner Unthaten zu haben, waren unstreitig die Haupttriebsfedern dieses unnatürlichen Verbrechens. —

Unter seinen Schandthaten ergab sich während der Untersuchung nebst andern auch folgende: Er hatte an der Küste, wo das Meer in dieser Gegend wegen Klippen und Sandbanken sehr unsicher ist, mehrere Feuerbecken errichten lassen. Auf Befehl der hohen Krone war schon lange bey einer sichern Anfurtsstelle ein Leuchthurm angebracht. Bey stürmischen und dunkeln Nächten aber ließ der Baron an andern Stellen Leuchten und Blendwerke, wozu einer

seiner Pavillons besonders eingerichtet war, anzünden, und die Schiffe, welche sich darnach richteten, gerietten in Klippen, wo sie scheiterten. Gelangte jemand von der Mannschaft lebendig ans Ufer, so wurde er geplündert und ohne Versuche, sein Leben zu retten, in die Erde verscharrt. Mit den gestrandeten Gütern aber trieb der Bösewicht einen großen, sehr einträglichen Schleichhandel. Kurz, es ist fast keine Schandthat, die im Laufe der Untersuchung ihm nicht zu Schulden kam, und ich würde nicht fertig werden, wenn ich hier alles niederschreiben wollte. Die Sache wurde auf Anregung von St. Petersburg aus sehr eifrig bey den Nevalschen Gerichten betrieben, und auf besondern Befehl durfte das Landrath's Collegium nicht eher aus einander gehen, als bis die Untersuchung beendigt war. Es mußte daher auch in den sonst gewöhnlichen Ofterferien seine Sitzungen fortsetzen. Nach Endigung des Prozesses wurden die Acten und das Urtheil nach St. Petersburg zur Durchsicht und Bestätigung geschickt. Das Urtheil der Nevalschen Behörden ist nicht bekannt geworden, aber so viel weiß man, daß es der Kaiser, ungeachtet wichtiger Fürbitten, geschärft und zwar dahin geschärft hat, daß der Angeklagte auf Lebenszeit in die Bleybergwerke von Mertschinsk verurtheilt, und dieser Ausspruch auch an ihm vollzogen worden ist. Welches schreckliche Schicksal für einen Mann, der, in Weichlichkeit, Wohlleben und Ueberfluß erzogen,

an keine Arbeit gewöhnt ist! — Als Edelmann war er von körperlicher Strafe frey. — Im ersten Anfange der Sache hatte sich der Ritterschaftshauptmann wegen der Gefangennehmung, als einer Verletzung der adelichen Privilegien, an den Kaiser beschwerend gewendet, aber zur Antwort erhalten, daß der Kaiser diese Privilegien kenne, und auch nicht gesonnen sey sie zu verletzen, hier aber eine Ausnahme machen zu müssen geglaubt habe. Hierauf wurde der Baron auf dem eben versammelten Landtage aus der Adelsrolle ausgeschlossen.

Die Insel W o r m s liegt in gerader Linie zwischen D a g e n und R u c k ö und ist 2 Meilen lang und 1 Meile breit. Sie gehört ganz der freyherrlichen Familie von S t a f e l b e r g, und enthält ein einziges Kirchspiel, in welchem 2 Güter liegen. Die Bauern sind lauter Schweden und nicht leibeigen; sie können, wenn sie vorher ihrem Herrn einen andern Mann gestellt haben, ihr Land verlassen, ihre Kinder zu einem selbstgewählten Geschäfte bestimmen, von ihrem Herrn nicht verkauft werden, auch darf er sie nicht willkürlich mit neuen Auflagen beschweren. Ihre Anzahl beträgt gegen 1800 Köpfe, welches für den Raum der Insel überflüssig viel ist. Oft haben sie mit ihrem Erbherrn Prozesse geführt, und bey gegründeten Klagen gewonnen. Den Sommer hindurch siehet man wenig Männer auf der Insel. Bey der Unzulänglichkeit des Landes gehen sie entweder auf das feste

Rand auf Arbeit, oder sie sind mit dem Fischfange beschäftigt, der sie ernähren hilft. Sie brennen auch vielen Kalk und verschiffen ihn auf kleinen Fahrzeugen nach Reval, Pernau und Desel.

Ruckö, eine kleine Insel zwischen Worms und der Habsalschen Küste. Sie macht allein kein Kirchspiel aus, sondern der größte Theil desselben liegt auf dem festen Lande, und der Prediger fährt nur einige Mahl im Jahre dahin: die übrigen Sonntage wird der dasigen Gemeinde in ihrer Kirche von einem dazu bestimmten Mitgliede derselben aus der Bibel und einer Postille vorgelesen. Einige Mahl im Jahre besuchen sie auch die Mutterkirche auf dem festen Lande. Die Einwohner sind Schweden und Ehsten, die mit denen auf Worms gleiche Rechte haben, daher auch der Prediger in beyden Sprachen predigen muß. Die Schweden verstehen auch hier etwas Deutsch und haben bessere Häuser als die Ehstnischen Bauern. Der Boden auf der Insel ist schlecht und steinig, daher zum Ackerbau nicht sehr ergiebig. — Zwischen der Insel und dem Lande hat der Meeresgrund einige Erhöhungen, die im Sommer oft völlig trocken, und wenn der Wind lange vom Lande her wehet, ganz vom Wasser entblößt sind, so daß man trockenes Fußes hinüber gehen kann und gar kein Wasser siehet.

Im Hanehlschen Kirchspiele bemerke ich das große und schöne Gut Werder, das der jetzige Bes-

itzer, Herr Kreismarschall von Hellwig, durch Bauern und allerley Garten- und andere niedliche Anlagen ungemein hat verschönern lassen. Es liegt an der See, auf der man nach einer kleinen, 1 Werst gegenüber liegenden, Insel fährt, auf welcher der Besitzer einen Englischen Garten mit einem Chinesischen Hause hat anlegen lassen. Die Aussicht von dem Hofe dahin ist romantisch schön; das fremde Haus ragt wie ein Feenpallast aus dem Grünen hervor. Weiterhin liegt die Insel Moon, dahin und von da nach Desel, von hier aus die gewöhnliche Ueberfahrt ist. In uralten Zeiten hat hier ein Schloß mit einem kleinen Hafen gestanden. Der Gutsherr hält ein eignes Schiff, mit dem er seine Landesprodukte nach Riga und Reval versendet. — Fickel, ein der baronisirten Familie von Wercküll (einer der ältesten im Lande und von wahrer Ehstnischer Abkunft) gehöriges großes, schön bebautes Gut, das in der Vorzeit ein dem Bischof von Desel zuständiges Schloß war. An dem neu erbauten, großen steinernen Wohnhause bemerkte man vor mehreren Jahren auf einmahl einige Risse, die nichts Gutes droheten. Schon während des Baues hatte man an den Mauern ähnliche Erscheinungen wahrgenommen, sie aber noch durch eiserne Stangen zusammen gezogen. Kaum hatte man das Haus verlassen und die besten Sachen weggeschafft, als es plötzlich bis an die Fenster in die Erde versank. Der sehr morastige Boden konnte

wahrscheinlich die Steinmasse, zu der man keinen dauerhaften Grund gelegt hatte, nicht tragen, da zumahl der vorbeystießende Bach die Erde noch mehr erweichte. Es sind in dieser Gegend überhaupt große, oft undurchlöcherliche Moräste, und im ganzen Lande kennt man den bösen Fickelschen Morast. —

V. Der Weissensteinsche Kreis oder das alte Zerwen, ist unter den 5 Kreisen Ehstlands der kleinste und hat Weissenstein zur Kreisstadt. Dieser Ort zählt etwa 140 Häuser und 560 Einwohner, hat jetzt eine Kirche und ein Kaiserliches Kreis- und Niederlandgericht mit der Niederrechtspflege, die ihre Sitzungen in einem großen neu erbauten steinernen Gerichtshause halten. Sonst bestand der Ort aus beynähe 400 Häusern, hatte 3 Kirchen, auf der nahen Anhöhe dabey ein wohlbefestigtes Schloß, und war selbst, einem alten aufgefundenen Kupferstich zufolge, mit einem Wall, Graben und Pallisaden umgeben. Die deutschen Einwohner nähren sich von Gewerben, Handel, (der aber bloße Kleinrämerey ist,) und Schenkwirthschaft. Das 3 Werst davon liegende Gut Mexhof, dem Baron von Stakelberg gehörig, behauptete die Jurisdiktion über Stadt und Bürger, die deswegen Klage erhoben und den Prozeß gewannen. Katharina II. ertheilte der Stadt, als sie dieselbe zur Kreisstadt erhob, neue Privilegien und setzte ihr einen eignen Magistrat, wodurch sie nunmehr völlig unabhängig von dem Grund-

herrn geworden ist, außer daß er noch das Kirchenpatronat ausübt. Der Pastor predigt in der neu erbauten, recht hübsch und geschmackvoll eingerichteten Kirche Ehstnisch, und für die Bürger alle 14 Tage auch Deutsch. Sie ist auf der Stelle der alten verwüsteten Kirche und deren Fundament gebauet. Bey der Begräbung des Schuttes der zerstörten Stadtkirche fand man Stücke von Säulen, grub Postamente und Leichensteine aus, welche von der ehemaligen Pracht und Größe derselben zeugten.

Das Sehenswürdigste sind die Ruinen des alten zerstörten Bergschlosses. Es wurde 1270 erbauet. Ungeachtet es jetzt ganz in Trümmern liegt, haben sich doch noch einige darum geführte Befestigungen ziemlich gut erhalten. Nach mehreren Belagerungen und Eroberungen von Russen und Schweden im 16. Jahrhunderte, wobey sich das Schloß tapfer gewehrt hatte, rückten endlich am 3. Weihnachtsteyertage 1572 nicht weniger denn 80,000 Russen, die bereits Oberpahlen erobert hatten, vor diese Bergfestung und berenneten dieselbe. Der Zaar Iwan Wasiljewitsch entrüstete sich sehr, daß eine Handvoll Menschen in derselben ihn 6 ganzer Tage aufhielt und ließ, als er den Ort mit Sturm eingenommen hatte, in seinem Zorne die ganze Garnison hinrichten. Die Exekution dauerte 3 Tage, und auch mehrere Bürger und Bauern, die man im Schlosse fand, verloren dabey ihr Leben. Nach derselben befaßl der Zaar,

die Beste zu zerstören. Seit der Zeit ist sie auch nicht wieder aufgebaut worden. Man erkennt noch einen Theil der Werke ziemlich deutlich. Nach denselben war sie ein regelmäßiges Viereck, auf zwey Seiten von der Stadt und auf den beyden andern von einem Moraste umgeben, zwischen dem sich ein kleiner Bach so hindurch schleicht, daß er gegen Osten den Fuß des Walls berührt. Weil auch die Stadt mitten in einem Moraste liegt, so konnte man ihr und dem Schlosse nur von der südwestlichen Seite beykommen. Der Hauptwall ist größtentheils hohl und gewölbt, aber von ungleicher Höhe, woran die Ungleichheit des Bodens, oder die zerstörende Gewalt der Belagerer Schuld ist. Wo er am wenigsten beschädigt scheint, beträgt die Höhe etwa 35 Schuhe, dabey ist er ziemlich steil. Jede Kortine ist 144; die Face der kleinen Bastionen 60 und die der Flanken 25 Schritte lang: die obere Breite des westlichen Walles 18 Schritte. Gegen Osten sind keine Werke, denn hier schützte der Bach und Morast; gegen Mittag ist die Stadt; hier siehet man die stärksten Befestigungen, außer dem Wall einen breiten und tiefen Graben, nebst einem Glacis, Mauern und Thürme. Die Außenwerke sind wahrscheinlich verschüttet und in Gärten verwandelt. Westlich und nördlich siehet man noch Außenwerke, vor dem Hauptwall einen doppelten Graben, vor der Kortine ein einfaches Scheerenwerk, und auf beyden Seiten das Glacis. Die Auffahrt geht durch

die Flanke der in Osten an die Stadt stoßenden Bastion; auf der Mitte stehen Reste einer kleinen Mauer, die vermuthlich das Thor war. Gegen Osten, von woher man keinen Angriff befürchtete, sieht man eine spitzige Brustwehre 3 Fuß hoch, und dahinter einen 50 Schritt breiten Platz, an dessen Ende gegen Norden die Mauern eines engen Gebäudes, vielleicht des Palverthurms, stehen. In der Mitte lag das Schloß und die Kirche, welche bloß auf der westlichen Seite durch einen tiefen Graben vom Wall abge sondert sind. Die innere Einrichtung ist nicht deutlich mehr zu erkennen, doch zeuget die Höhe und die großen weiten Fenster, nebst einer alten noch sichtbaren Malheroy von der Größe der Anlage der Säle und Zimmer. Etliche Gewölbe und Treppen stehen noch unversehr. Der Raum der Gebäude beträgt im Durchschnitt etwa 80 Schritte. Mitten darin steht ein großer festgebaunter achteckiger Thurm, dessen Höhe jetzt ungefähr 130 Fuß beträgt, der aber oben schon sehr beschädigt ist: jede seiner Seiten ist 18 Fuß breit. Er diente wahrscheinlich zur Warte. Reste von zwey kleinern Thürmen hängen noch an den Mauern der Schloßgebäude. Die Eingänge sind verschüttet und in den Graben liegen ganze eingestürzte Mauern, deren Steine nach und nach verbraucht werden. Die Bauern sammelten sich sonst aus den Gewölben und Kellern Salpeter.

Die Kirchspiele dieses Kreises sind: Weissenstein mit dem Filiale St. Annen, St. Johannis, Marie Magdalene, Peters, Klein-Marien, St. Matthäi und Turgel. — In Klein-Marien lag sonst das von dem Revalschen Bischofe Simon von der Borch 1482 erbaute Schloß Borchholm, wo sich die Revalschen Bischöfe oft aufzuhalten pflegten. Jetzt ist es zerstört, aber noch ein sehr großes, reiches Privatgut. — Im Turgelschen Kirchspiel bemerke ich das schöne, durch Natur, Kunst und Gebäude sich auszeichnende Gut Allenküll, welches das jus patronatus hat und der von Baranoffschen Familie gehört.

Noch führe ich etliche Inseln an, von denen man oft in Reval sprechen hört, und die in der Nähe dieser Stadt liegen, welche man daher auch von den Wällen sehen kann und eine ungemein romantische Ansicht gewähren, Nargen, Wulf, Groß- und Klein-Karls. — Nargen liegt etwa 3 Meilen von Reval und schließt die dasige Rhede von der Westseite ein: sie ist $1\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit, wenig bewohnt und daher ohne Kirche. Sie gehört der Krone, die hier vieles Holz fällen läßt. Auf der südlichen Spitze steht eine kleine Schanze zur Bedeckung der Einfahrt nach der Rhede. — Wulf, nördlich über der Revalschen Rhede, eine kleine Insel, 3 Werst lang und eine Werst breit, Nargen östlich gegenüber. Sie ist bewohnt, aber ohne Kirche

und gehört zu dem Gute Wiems des Grafen von Streinbock. — Groß- und Klein-Karls mit Wrangelsholm 3 — 4 Werst von der Stadt, dienen fast bloß zur Weide, doch ist die letztere von einigen Bauernfamilien bewohnt.

Von der natürlichen Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen.

Sehen wir zuerst auf die Oberfläche der beyden Statthalterschaften Lief- und Ehstlands, so finden wir das Land überaus wasserreich, mehr eben als bergig, von großen Wäldern und Morästen bedeckt, wegen der vielen Sümpfe, Gründe und Niedrigungen, so wie durch seine nördliche Lage kalt, naß und zum Hervortreiben wilden Gebüsches üppig; aber dennoch auch fruchtbar und mit mancherley Naturerzeugnissen reichlich gesegnet. Freylich gedeihen hier keine Pfirschen, Zwetschen und Aprikosen, der Wein kommt nie zur Reife, wenn er auch in Gärten noch so sorgfältig gewartet wird; gleichwohl aber kommen Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen von vielerley Arten fort. Von Gemüsen und andern Gartengewächsen werden alle Arten gezeugt, selbst Melonen und Arbuzen*). Der Boden ist da, wo er durch Urbarmas-

*) Eine Art Wassermelonen, die sehr vollsaftig, von rötlichem Fleisch und von vortreflichem Geschmacke sind.

chung und Ackerbau verbessert worden ist, meistens
 theils zur Erzeugung der Feld- und Gartenfrüchte
 nicht nur sehr gut, sondern zum Theil selbst vortreff-
 lich. Durch das (nicht allemal zu empfehlende) Aus-
 hauen und Abbrennen der Wälder gewinnt das Land
 nach und nach immer mehr an freyer offener Aussicht,
 an Luft und Sonne; an fruchtbarem Boden zum Feld-
 bau, an Trockenheit und Wärme, welche durch die
 Kanäle und Abzugsgräben, die jetzt viele Gutsbesitzer
 zur Austrocknung der Moräste und Ableitung seichter
 Lachen in ihrem Gebiete machen lassen, noch mehr
 befördert wird. In den großen Waldungen, mit de-
 nen das Land bedeckt ist, wimmelt es von vortreff-
 lichem Geflügel, Singvögeln, Wildprete, aber auch
 von wilden Thieren, Wölfen, Bären, Luchsen,
 Füchsen und Elenthieren, welche vielen Schaden
 thun, auf deren Ausrottung man aber gleichwohl noch
 nicht ernstlich genug bedacht ist. Sonst sind die Wäl-
 der in den meisten Gegenden fast immer mit Laub-
 waldung vermischte Nadelhölzer, und man kann ohne
 Bedenken behaupten, daß sie noch immer mehr als
 die Hälfte des Landes einnehmen. Man braucht aber
 auch ungeheuer vieles Holz, daher die zugänglichen
 Waldungen schon sehr angegriffen und zum Theil
 gänzlich vernichtet sind: in die dichtern unzugängli-
 chen ist aber vielleicht seit ihrer Entstehung noch kein
 Weil gekommen. Der großen Verschwendung unges-
 achtet ist das Holz doch immer noch, zumahl auf dem

Lande, wohlfeil, in den Städten aber theurer. Wald-
 förster giebt es nicht; an Schonen oder Anziehen der
 Wälder ist nicht zu denken, so nöthig und empfeh-
 lenswürdig es auch in einzelnen Gegenden wäre.
 Zwar empfindet man noch keinen eigentlichen Holz-
 mangel in der Art, wie er sich in mehreren Gegenden
 Deutschlands äußert, gegen die man sich noch eines
 Holzüberflusses rühmen kann; aber bey fortgesetzter
 Sorglosigkeit kann dennoch bald wenigstens eine merk-
 liche Abnahme dieses nothwendigen Artikels Statt
 finden. Die Pächter auf Kronländern sind daher auch
 in ihren Contracten angewiesen, auf die Schonung
 der Wälder Bedacht zu nehmen.

Da der ganze Flächenraum Lief- und Estlands
 mehr einer ungeheuern Ebene als einem mit Gebürgen
 durchzogenen Lande gleicht, so ist es auch, ungeach-
 tet seiner ansehnlichen Größe von 160 □ Meilen,
 durch Bergrücken, welche den Horizont umsäumen,
 waldigte in der Ferne blau scheinende Hügel, und an-
 dere mahlerische Gegenstände der Natur, nicht so
 mannichfaltig verschieden, als es Deutschland oder
 die Schweiz ist. Man nennt zwar dort manches einen
 Berg, was anderwärts, weil der Begriff von Berg
 und Erhöhung so relativ ist, kaum mit dem Nahmen
 eines Hügel belegt wird. Aus dieser Ursache müssen
 wir uns nach dem Lokalen richten, dem Sprachge-
 brauch folgen und z. B. die Dorpat'schen Erhöhun-
 gen, oder die Sandhügel bey Reval, Riga, die

Anhöhen bey Marienburg, Besenberg und Odenpäh Berge nennen, die es eigentlich nicht sind, wenn man sie mit dem Schneekopfe, Züselsberge, Brocken u. a. vergleicht. Hier erscheinen den Einwohnern bloße Erhöhungen als Berge, die sie um so viel höher schätzen, je weniger sie Beobachtungen und Vergleichen mit andern wirklichen Bergen anstellen können. Unweit dem Gute Jehna, etwa 8 Meilen von Reval, hat sich im vorigen Jahre ein brennender Berg gezeigt, ein seltenes Phänomen in dieser Breite. Nach mehreren Untersuchungen hat ein Akademiker aus St. Petersburg, der auf Befehl des Kaisers dahin reisen mußte, das Feuer für einen Erdbrand erklärt, der noch fortdauert. — Liefland zeichnet sich, besonders in seinen südöstlichen Gegenden, noch eher als Ehstland, durch einige Höhen aus, welche in Gestalt eines fortlaufenden Bergrückens durch einige Kirchspiele des Wendischen, Walkschen und Werroschen Kreises sich erheben, und dessen höchste Spitze bey Hahnhof ungefähr den Zenaschen gleich kommen möchte. Von der Liefländischen Gränze an bis gegen Pleskow läuft diese hüglichte Oberfläche etwa noch 5 Meilen fort, senkt sich aber immer mehr, bis sie sich in eine völlige Ebene verliert. In diese Ebene fällt das Becken des Weipussee, dessen Ufer westlich und nördlich völlig flach, hingegen an der südlichen und noch mehr an der östlichen Seite etwas erhabener sind. Zwischen dem Weipussee, der Ost-

see und dem Finnischen Busen ist alles Land eine Ebene. Die Höhe desselben gegen die Oberfläche der Ostsee läßt sich durch den Wasserfall der Narwa bey Narwa, und durch den Herabsturz mehrerer kleinen Flüsse in Ehstland in den Finnischen Meerbusen, bestimmen. Ehstland ist noch ebener als Liefland, auch etwas trockener; dagegen wird die Oberfläche des St. Petersburgischen Gouvernements, schon von Narwa an, mehr morastig als trocken und erhaben. Im Ganzen behaupten aber diese beyden Provinzen dennoch mehr den Vorzug eines trockenen, als eines feuchten und morastigen Erdreichs, obgleich die Moräste noch einen sehr beträchtlichen Theil des Landes einnehmen, weil man an ihre Austrocknung bis hierher nur wenig gedacht hat. Man findet viele von 4 bis 6 und mehr Meilen groß: manche sind mit Gebüsch, andere mit Moos, Heide und Torf überwachsen, öde, wild, unfruchtbar, noch andere dienen zu Wiesen, oder wie man dort sagt, zu Henschlägen. Im Winter sind sie unübersehbare Eisbrücken, über die man auf näheren Wegen als im Sommer, auf dem Schlitten hinwegfährt. Ein Theil erwartet nur die thätige Hand des Menschen, um von Moos gereinigt, eben gemacht und durch Kanäle ihres Wassers entledigt, in fruchtbaren Kornboden oder brauchbaren Wiefengrund sich zu verwandeln. Bey andern wäre alle Mühe vergeblich; dieß sind die sogenannten Moosmoräste, die allerschlechtesten, die man nicht

ohne Grund für verwachsene Seen hält. Ihre Oberfläche ist eine leichte Erdrinde, die aus Moos, Gras und Wurzeln von Geröhrig besteht. Diese tragen im Sommer weder Menschen noch Vieh, und wer das Unglück hätte, oder so unvorsichtig wäre, hinein zu gerathen, wäre ohne Rettung verlohren. Nur im Winter, da alles steinhart gefroren ist, sind sie fahrbar. Daß in einem tiefen Bette darunter verborgene Wasser kann weder abgeleitet noch ausgetrocknet werden. Kein traurigerer, öderer Anblick als ein solcher Morast! Da wächst auf einer unermesslichen Strecke nichts als ein hartes einzeln stehendes Gras, Rohrschilf, höchstens niedriger Strauch, selten ein Bäumchen, das, weil es nicht Wurzel fassen kann, wenn es kaum etwas in die Höhe gekommen ist, bald wieder welkt und abfirbt. Alles ist hier kahl, wild, fürchterlich. Verwachsene Seen sind in Liefland keine seltene Erscheinung: man darf nur etwas im Lande herumgereiset seyn, so wird man aus eigner Erfahrung die Wahrheit bezeugen können. Diese vielen Moräste, der schwammige Grund und Boden, die häufigen und lang anhaltenden, das Land tief erweichenden Herbstregen, der geschmolzene viele Schnee im Frühjahr, die Seen und Bäche, welche oft unter der Erde eine Gemeinschaft haben, machen eine gewisse Vorsicht beym Bauen, zumahl steinerer Häuser nöthig, weil man ältere und neuere Beyspiele von versunkenen Häusern findet, wie ich eins kurz

vorher von dem Hofe Sichel angeführt habe. Auch versinken sogar zuweilen niedrig liegende Wege und Landstraßen.

Vorzüglich ausgezeichnet oder reich an Mineralien ist das Land eben nicht, auch liefert seine Oberfläche keine besondern Erzeugnisse, weder der schaffenden noch der zerstörenden Naturkräfte. Bergbau wird nicht getrieben, man kennet daher die tiefer liegenden Schichten der Erde so wenig wie das Innere des Meeres. Der Boden ist, wie man leicht denken kann, nicht überall gleich, mithin auch nicht allenthalben gleich brauchbar. Die Schale trägt aber hier von woniger die Natur, als die unterlassene fleißige Kultur. Bey Riga, Reval, Pernau und Warswa, überhaupt längst den Ostseeküsten, ist der Bodensandig und locker, daß man oft 2 Fuß tief im Sande gehet, und dieser erstreckt sich hier und da eine, zwey, auch mehrere Meilen weit ins Land hinein. In andern Gegenden, tiefer ins Land, trifft man auf leimigen Grund, z. B. im Pernauschen und Wendenschen; im Habsalschen Kreise mehr auf steinigen, anderwärts findet man mehr mit Erde gemischtes Land. An vielen Orten ist mulmiger Thon oder Morasterde, weniger Heideland; anderswo ist wieder unter dem Rasen Moostorf, alter Meersand, blaulicher Seethon, und auf den Höhen gemeiner Thon. In mehreren Gegenden, zumahl in Liefland, giebt es Kalk und Gips in Ueberfluß, auch Brausethon, Schwes

felkies ic. Nicht weit von Reval, am Strande der Ostsee, der zu dem Landgute eines der reichsten Edelleute gehört, findet man Schwefelkies in großer Menge: er giebt vielen Schwefel, aber noch mehr Vitriol; Schade, daß man dieses Mineral, wie vieles Einheimische, bisher nicht geachtet hat. Auch wird grüner Thon (terra di Verona) bey Reval gefunden. Aus jähen Uferstellen und Steinbrüchen oder Leimgruben, die meistens Thon, Mergel, Sand und mürben Sandstein zeigen, könnte man folgern, daß das Land einst Meeresgrund gewesen sey, und die häufigen Granit-, Thon-, Kalk- und andere umhergestreuten, in der Oberfläche befindlichen Steinbrocken, und der Umstand, daß dieses ganze Land Abhang des Finniſchen oder Skandinauiſchen Gebirges ist, lassen tiefere allgemeine Granit- und andere Steinlagen vermuthen. Dieses bestätigen auch die Torf-, Meersand- und Meerthonlagen in Moräften und Torfmooren. Unter den Streusteinen auf den Feldern sind viele runde Pflastersteine und große Granitblöcke. Dennoch tragen solche steinige Länder gutes Korn. Die Steine geben eine zuträgliche Kühlung gegen starke Hitze, und halten die Feuchtigkeit zusammen. Nur bey dem Mangel hinreichender Erde findet der Halm zu wenig Haltung und ist dem Frost mehr ausgesetzt. An die Verbesserung des Bodens denkt man noch immer viel zu wenig, und die Trägheit der Bauern so wie ihrer Herrn ist Schuld daran,

daß man nur selten an die Begräumung der Steine von den Aekern denkt. Ueberhaupt wird die ganze Dekonomie noch zu sehr nach dem alten Schlage getrieben, und der Boden überall auf einerley Art behandelt. Man könnte ungleich mehr durch den Ackerbau gewinnen, wenn die Gutsherrn richtiger spekulirten und auf einige Jahre mehr Kosten anwenden wollten, die in der Folge reichlich ersetzt werden würden. Daher muß man sich billig wundern, daß ungeachtet dessen alle Arten des Getreides, zumahl der Roggen, dennoch sehr gut gedeihen, so daß man im Durchschnitte bey mittelmäßigen Aernnten immer das sechste Korn rechnen kann; eine Fruchtbarkeit, die nach der Beschaffenheit des Bodens ansehnlich genug, für die Bevölkerung überflüssig, und zum Treiben eines beträchtlichen Handels noch hinreichend ist.

An mineralischen Quellen scheint das Land arm zu seyn; wenigstens haben die bisher entdeckten noch nicht den Ruf der Bäder von Pyrmont, Spaa, Aachen, Bath u. a. m. erreicht. Sey es, daß sie entweder nicht die Heilkräfte jener Mineralwasser besitzen, oder daß ihnen wegen des unfreundlichen Klima's der Geist einer angenehmen, zerstreuenden Unterhaltung mangelt; Aerzte oder — Spieler mögen dieß entscheiden. Vielleicht werden die seit etwa 30 Jahren in Kurland bekannt gewordenen Mineralwässer zu Warbern oder Waldohn mit der Zeit einen Ruf erhalten, wenn ihre Heilkraft nach Verdienst

vom Publikum wird geschätzt werden. Eine vorzügliche Empfehlung verdient die Quelle zu Waldohu, die wegen ihrer Nähe von Riga, davon sie nur 4 Meilen liegt, auch für Nichthülfsbedürftige, bey einer zu erwartenden guten Einrichtung, einen neuen reizenden Unterhaltungsort gewähren wird. Für ärmere Kranke kann, wenigstens aus Lief- und Kurland, eine Reise in entferntere theure Bäder durch die Nähe dieses Brunnens erspart werden. — Uebrigens ist das Land im Sommer so schön, als irgend ein anderes. Die grünen Fluren zwischen den dunklern Wäldern geben eine angenehme Aussicht; die Waldungen und vielen Gebüsche selbst vermehren die Anmuth und prägen dem Lande eine eigenthümliche Schönheit auf. Ich kenne bey Katharinenthal, Oberpahlen, Walk, Dorpat, Gegenden, welche mit den schönsten in Deutschland oder Helvetien wetteifern. Man muß undankbar seyn, oder die Augen gebliffentlich verschließen, wenn man das Gute, Schöne, Reizende der Natur in Lief- und Kurland kennen will. Die vornehmsten Bedürfnisse des Lebens, Korn, Holz, zahme und wilde eßbare Thiere: c. bringt das Land reichlich hervor; nur fehlt Salz und Eisen: allein das Mangelnde tauscht man bey dem glücklichen Handel leicht ein, und weiß sich sogar die Artickel des Luxus zu ersetzen, und Eisen verbirgt vielleicht auch den Einwohnern unwissend die tiefere Erde. Man handelt daher ungerecht, wenn man sich

über die Härte der Natur, die vieles versagt habe, beklagt. Sie hat den dortigen Menschen nicht nur ein fruchtbares Land, sondern auch hier und da sehr angenehme und reizende Gegenden geschenkt, die man aber zu unempfindlich, oder zu wirthschaftlich nicht allemahl nach Verdienst zu schätzen oder zu genießen weiß. Man findet Ausichten, wo Ebenen, Anhöhen, Bäche, Seen, Gehölze, Wiesen und angebaute Fluren durch ihre mannichfaltige Abwechslung alle Sinne bezaubern. Bey den Städten sind sie seltener; man vermisst sie wenig, weil dort die Kunst durch Gärten den Mangel der Natur ersetzt. Auf dem flachen Lande findet man sie häufiger: sie erquickten den müden Wanderer und gewähren dem zufriedenen Landbewohner und stillem Freunde der Natur tausend uner künstelte und sehr wohlfeile, nicht theuer erkaufte Freuden! —

Da Lief- und Ehstland, als zwischen dem 56 bis 59 Grade N. B. liegend, noch zum gemäßigten Erdsfriche gehören, darf man sich das Klima weder so übertrieben rauh und kalt als bey Archangel, noch auch so milde und warm als im südlichen Frankreich vorstellen. Zwar ist in den Monaten November bis März die Witterung ziemlich streng und die Kälte anhaltend, aber sie läßt in den übrigen Monaten doch alle Feld- und viele Gartenfrüchte gedeihen. Ein eigentlicher Frühling ist hier nicht. Zu Anfange des Aprils ist oft noch der stärkste Frost: plötzlich bricht Thau

wetter ein, die Sonne wirkt täglich stärker, das Eis schmilzt zuweilends, die Schifffahrt beginnt, Wiesen und Felder grünen, und in wenig Tagen ist der Sommer da. In Zeit von 4 Wochen eine Kälte zum Erfrieren und eine Hitze zum Verschwachen zu empfinden, ist nichts ungewöhnliches, und im Sommer ist die Hitze eben so auffallend stark, wie im Winter die Kälte. — Die Tage sind im December fast um zwey Stunden kürzer als in Berlin, Erfurt, Dresden &c. und im Sommer um so viel Stunden länger. Manche Personen, welche in Riga und Reval in dunkeln Straßen wohnen, öffnen nicht selten bey trüber Luft die Fensterladen gar nicht und arbeiten bey Licht; im Sommer hingegen kann man 11 Uhr des Abends noch ganz bequem ziemlich kleine Schrift lesen.

Die Luft ist, wie in den meisten nördlichen Ländern, im Ganzen genommen sehr gesund. Im Winter ist sie rein und wegen ihrer Kälte stärkend und erfrischend; aber nichts geht über ihre Helle, Reinheit und Dünneheit in den schönen Tagen des Januars und Februars, wo bey der blendenden Weiße des Schnees ein italiänischer Himmel das Auge entzückt und den reinsten Odem schöpfen läßt. Viele dortige Einwohner halten daher auch den Winter für die schönste Jahreszeit, und sehen dem Zeitpunkte, da die Flüsse zufrieren, mit Sehnsucht entgegen. Der Herbst ist so kläterig, schmutzig und unangenehm, man kann nicht heraus, nicht zu einander, die Luft

ist so trübe, dicke und nebelig, daß man ganz niedergeschlagen und misanthropisch wird. Auf einmal kommt der Winter, der lang gewünschte Erretter; die Luft wird trocken, der Himmel klar, der Roth verschwindet, der Frost macht über Flüsse, Bäche, Seen und Moräste die festeste Brücke, es giebt eine gute glatte Schlittenbahn, man nimmt nun weite und nahe, große und kleine Lustreisen vor, die in ihrer Art viel Reizendes und etwas ganz Eigenthümliches haben. Die Schlitten fliegen nun auf allen Wegen und Straßen, über Felder, Hügel und Sümpfe mit einer Leichtigkeit, die nicht mehr an das Stöhnen der armen Pferde vor dem beladenen Wagen im Sommer denken läßt, den sie unter hundert Peitschenschlägen schleppend und keuchend fortziehen mußten. Leicht und munter läuft es nun mit dem Schlitten davon; kein Sumpf, keine Pfütze bespritzt mehr seine Füße, und auch der Wanderer geht trocken und frisch einher. Es beginnt ein neues Leben, welches bey nahe ununterbrochen den ganzen Winter hindurch dauert. Mars ist thätig und froh. Das Gewühl der Menschen, das Fahren und Begegnen auf den Landstraßen, jeder mit seinem Pferd und Schlitten, die Regsamkeit, der innere Landhandel, die Zufahre aus mehreren entfernten Gegenden des Reichs ist um diese Zeit in Städten und auf dem Lande sehr groß. Nichts übertrifft die Annehmlichkeiten der Spazierfahrten, die man um diese Zeit von einem Gute zum andern,

von einer Stadt zur andern, auf der Düna und anderswo macht. Der Adel stiehl mit eignen Pferden ganze Lustparthien und Schlittensfahrten in die Nähe und Ferne an, und in den Städten stehen auf jedem Markte, vor jedem Thore Russische Fuhrleute (Jämtschtshiks) mit Pferden und Schlitten, angespannt und zum Fahren fertig, die jeden, der Lust hat, für eine Kleinigkeit herumkutschten, oder hinzubringen, wohin er will. Dieß geschieht mit einer solchen Schnelligkeit, daß man sich kaum eingesezt zu haben glaubt, wenn man schon $\frac{1}{2}$ Meile von der Stadt entfernt oder an Ort und Stelle gebracht ist. Alle Fremde werden von diesem Schauspiel entzückt und lernen bald Geschmac davon finden.

Regen fällt gewöhnlich im Herbst sehr häufig, dagegen klagt man fast in allen Gegenden, daß er in den meisten Jahren vor Johannisstag zu lange außen bleibe. Die anhaltenden Herbstregen thun jedoch dem Korne selten Schaden; das junge Roggenras steht munter und grün, wenn nur das Wasser nicht darüber stehen bleibt. Weil es nicht selten an einem Tage vier Mahl regnet, so ist es kein Wunder, wenn manche jährlich 160 bis 180 Regen und 70 bis 80 Regentage zählen. Dieser Umstand, und die morastigen, waldigen Strecken mit vielen Gewässern und stehenden Seen, machen das Klima mehr feucht als trocken und die Bitterung selten recht beständig. — Nebel und Reife belästigen das Land oft genug,

sowohl im Frühjahre als Herbst, im letztern besonders stark, zumahl die am Meere, an Landseen, Flüssen und bey Morästen liegenden Gegenden. Die Nebel sind oft so dick, daß man kaum 6 bis 8 Schritte weit vor sich sehen kann und ganz durchnäst wird; doch sind sie unschädlich, welches viele auf und an Morästen wohnende alte Bauerleute beweisen. — An Schnee sind beyde Statthalterschaften sehr reich. Der erste findet sich gemeinlich im Oktober, bisweilen schon im September ein, doch bleibt er selten liegen, und erst mit dem Ende des Novembers oder Anfange des Decembers kann man auf beständige Bahn rechnen. Gewöhnlich fällt er 3 bis 4 Fuß hoch, friert zusammen wie Eis, und schmilzt selten vor dem April weg. Dann ist er eine vortreffliche Decke für den jungen Roggen, und die Bauern machen bald auf allen Straßen Bahn, so daß man nun kein anderes Fuhrwerk als Schlitten sieht, und ohne Gefahr zu ahuden über grundlose Moräste, Seen und Ströme fährt. Im Anfange des Mayes fällt gemeinlich der letzte Schnee, und mit dem Ende dieses Monats hört man auch überall auf zu heizen. Bey starkem Froste ist die Erde oft 4 bis 5 Fuß tief gefroren und die Todtengräber haben dabey ein hartes Stück Arbeit mit Brecheisen und Karsten zu bestehen. An Mauern, Zäunen, Stacketen und in Wäldern, wo der Wind den Schnee zusammentreibt, liegt er oft 3 bis 4 Ellen hoch, und

es ist nichts Unerhörtes, daß man mit dem Schlitten über Säune und Feldpforten wegfährt, zumahl wenn der Schnee so zusammen gefroren ist, daß er das Pferd trägt. Die Schnelligkeit, mit welcher man bey guter Bahne fährt, kann nur der Augenzeuge, und wer selbst mehrere Winter im Lande zugebracht hat, sich vorstellen. Fürchterlich ist dort ein Schneegestöber, das oft mit einem schrecklichen Sturme vergesellschaftet ist. Man hat sich da, wenn man eben auf Reisen ist, vorzusehen, daß man nicht auf große Flächen kommt, weil man da in Gefahr geräth, eingestürzt zu werden, d. h. vom Wege und aller Spur abzukommen, in Windwehen und Schneeristen zu gerathen und so völlig eingeschneit zu werden, daß man im folgenden Frühjahre, noch auf dem Schlitten sitzend, todt gefunden wird. Das Pferd rettet sich meistens durch Losreißen. Mehrentheils mit dem Ende des Märzes verwandelt sich Eis und Schnee in Wasser und Roth und die Schlittenfahrt hat ein Ende. Man hängt traurig den Kopf, daß man nun wieder mehrere Wochen ein Einsiedlerleben führen muß, und freuet sich in sehnsuchtsvoller Erwartung auf den Sommer, den man, weil er kurz ist, mit geizigem Genusse zu vertreiben sucht.

Die Winde sind bisweilen sehr heftig, aber beständig herrschende selten: nur sind die Nordwinde anhaltender, austrocknend und durch ihre Kälte, sonderlich im Frühjahre, dem Gewächsen äußerst ver-

derblich. Auch der Ost-, und noch mehr, der schneidende Südostwind sind empfindlich. Diese sind es, welche den Schnee so emportreiben, daß ganze Wälder entstehen und dadurch mancher Reisende sein Leben verlohren hat. Düstere Sturmwinde, die manches Dach abdecken, Schornsteine und Bäume umreißen, zerbrechen die Kornhalmen und klopfen viele Körner aus den halbreifen Aehren zu früh aus. Zugluft und Erkältung äußern auch hier, wie überall, ihre schädlichen Folgen. Gegen solche Winde hilft weder Verstopfen, noch Kaltbewurf, noch glühende Fesen; sie dringen durch alle Ritzen ein, und nur in Steinhäusern, am besten von gebrannten Ziegelsteinen, ist man dagegen gesichert. Am bangsten ist das schöne Geschlecht vor den Winden und der rauhen Luft im April und May, weil sie der weißen zarten Lilienhaut desselben nachtheilig ist; doch wissen sie sich sorgfältig dagegen zu verwahren, oder geben wenig um diese Zeit aus. — Gewitter sind in diesem Himmelsstrich nicht so häufig und bey weitem überhaupt nicht so stark als in südlichen Gegenden; auch hört man nicht viel von schädlichen Blitzentzündungen, doch schlug der Blitz 1801 mehrmals ein, unter andern auf dem Pastorate St. Johannis im Revalschen Kreise, zündete zwar nicht, tödtete aber den zweyten Sohn des dasigen Predigers, einen hoffnungsvollen Jüngling von 16 Jahren. An eben dem Tage zerschmetterte das Gewitter die Spitze des Kirch-

thurms zu St. Michaelis im Habfalschen Kreise, zündete aber ebenfalls nicht. Das majestätisch fürchterliche Rollen des Donners kennt man, weil das Land keine Berge hat, dort nicht. Die Zahl der Gewitter steigt in einer Gegend des Jahres selten über 5 bis 8. Durch Hagel richten sie bisweilen einigen Schaden an. Blitzableiter habe ich nirgend gesehen. — Die Nordlichter sind sehr gemein, und, die Sommermonate ausgenommen, zu manchen Zeiten fast täglich zu sehen. Sie bedecken oft den ganzen nördlichen Himmel mit einer feurigen Röthe, die nicht selten mit sehr lebhaften, weißen, flackernden und allerley Gestalten bildenden Streifen, welche ein hörbares Zischen in der Luft verursachen, durchzogen ist. Auch das Wetterleuchten ist eine sehr gewöhnliche und in heißen Sommerabenden fast alltägliche Erscheinung. — Wolkenbrüche und große allgemeine Ueberschwemmungen sind so wie die Erdbeben in Lief- und Ehstland ganz unbekannt. Doch muß man den Eisgang der Düna bey Riga davon ausnehmen, der oft unbeschreibliche Verwüstungen anrichtet, wie ich nachher erzählen werde.

Zum Beobachtungsorte das Klima in diesem Erdstriche wählt man gewöhnlich St. Petersburg, und dehnt dann die daselbst gemachten Beobachtungen und Erfahrungen häufig auch auf Lief- und Ehstland aus, welches doch nach geographischen Begriffen ganz falsch ist und einen mächtigen Unterschied leidet. In Riga

und Reval sind seit vielen Jahren von dem Herrn Pastor Bergmann und nunmehr verstorbenen Professor Carпов Witterungsbeobachtungen angestellt und bekannt gemacht worden, von denen ich, da mehrere neben einander zu stellen mein Zweck nicht erlaubt, nur einige anführen will.

Riga 1793, größte Wärme 23. Jul. 25 Gr. Reaum.
größte Kälte 29. Nov. 22 Gr. Reaum.
letzter Frost 7. May, mit Schnee und Regen.

erster Frost 7. Sept.

erstes Gewitter 22. April.

letztes Gewitter 8. August.

1794, größte Wärme 16. Jun. 24 Gr. Reaum.

größte Kälte 30. Dec. 18 Gr. Reaum.

letzter Frost 3. April.

erster Frost 4. Sept.

erstes Gewitter 21. April.

letztes Gewitter 19. August.

1795, größte Hitze 27. May, 22 Gr. Reaum.

größte Kälte 13. Jan. 18 Gr. Reaum.

letzter Frost 17. May, mit Schnee.

erster Frost 17. Sept.

erstes Gewitter 10. April.

letztes Gewitter 18. August.

Reval 1795, größte Wärme 18. Jul. 22½ Gr. R.

größte Kälte 23. Febr. 19 Gr. R.

letzter Frost 4. May.

erster Frost 30. Sept.
 erstes Gewitter 19. April.
 letztes Gewitter 14. August.

1796, größte Wärme 30. Jun. 23. Gr. R.

größte Kälte 5. Febr. 18 Gr.

vom 3. Advent 1795 bis 27. Januar

1796 ununterbrochenes Thau- und
 Regenwetter.

letzter Frost 7. May. — In einem

Zeitraum von 16 Jahren war die

größte Kälte in Reval 24½ Gr.

Reaum., und die größte Wärme

26½ Gr.

Nächst den meteorologischen Beobachtungen läßt sich zum Theil auch die Temperatur eines Landes nach dem Zufrieren und Aufgehen der Flüsse bestimmen. Die Düna wird gemeiniglich in den letzten Tagen des März, oder zu Anfange des Aprils vom Eise befreuet; die kleinern Flüsse, welche sich in die Ostsee ergießen, gewöhnlich 8 Tage früher. In den Landseen bleibt die Eismasse 14 Tage länger liegen, als selbst in den größten Flüssen; auch die Ostsee und der Finnische Meerbusen halten oft bis den 20., 25. und 28. April das Eis. Die Neva bey St. Petersburg geht selten vor dem 10. April auf.

In den nördlichen Gegenden, mithin auch in dieser Region vom 55. bis 59. Grade, sind die Tage

im Winter sehr kurz, aber im Sommer dafür desto länger. Nach dem dort noch üblichen ältern Styl, der jetzt um 12 Tage später in der Zeitrechnung ist, nach dem Kalender von 1804,

	geht die Sonne auf,	und unter:
In Riga 1. Jan.	8 Uhr 40 Min.	3 Uhr 36 Min.
10. März.	5 — 53 —	6 — 7 —
10. Jun.	3 — 13 —	8 — 47 —
		(längster Tag.)
10. Dec.	8 — 37 —	3 — 17 —
		(kürzester Tag.)
In Reval 1. Jan.	8 — 53 —	3 — 7 —
10. März	5 — 58 —	6 — 2 —
10. Jun.	2 — 46 —	9 — 14 —
10. Dec.	9 — 14 —	2 — 46 —

Jahreszeiten sind hier eigentlich nur zwey, Winter und Sommer. Die Verbindung zwischen beyden kann man weder Frühling noch Herbst nennen. Der Uebergang ist so schnell, daß kaum eine allmähliche Abstufung Statt findet. Ein warmer Frühlingstag, eine einzige warme Nacht treibt Knospen und Laub hervor, man siehet das junge grüne Gras, die Schwalben finden sich ein, wenn kaum 8 Tage vorher die Erde noch weiß war und vom Froste starrete. So gränzt der Sommer an den Winter und dieser folgt beynahe eben so schnell auf die kaum geendete Obstarnte. Sommer und Winter sind auch für den Landmann die beyden Merktejahreszeiten. Beyde vers

laugen eine immerwährende Thätigkeit, denn alle Arbeiten sind für diese Jahreszeiten berechnet. Ein Versäumniß von einigen Wochen, oder von einem Monate, verursacht in der Oekonomie oft eine Stockung und den nachtheiligsten Schaden. Am sichtbarsten wird diese Unordnung im Winter bey nicht erfolgter fester Schlittenbahn. Alle ökonomische Hauptbeschäftigungen, besonders die Herbeyführung des nöthigen Holzes und anderer Bedürfnisse, hängen davon ab. Vorzüglich erfordert der Handelsgeist und die Gewerbsindustrie einen festen anhaltenden Winter. So manche Produkte und Erzeugnisse lassen sich erst im Winter verführen, entweder weil die Bahn den Transport erleichtert, oder auch, weil sie nur im Winter können transportirt werden. So erwarten die Städte, z. B. Riga, Verna, Reval u. a. m. im Winter die Hauptzufuhr der nöthigen Lebensbedürfnisse nicht nur, als Fleisch, Fische, Wild, Kawiar u. dgl. sondern auch der wichtigsten Handelsartikel, Korn, Flach, Hanf, Holz u. s. f. Ein schneeloser Winter oder ein anhaltendes Thauwetter, wie z. B. das von 1795 — 1796 war, hemmt auf einmahl alle diese Zufuhr und ist eine wahre Landplage. Ganze Karawanen werden auf den Straßen aufgehalten; Fleisch, Fische, Wild u. dgl. Lebensmittel, die dem Verderben durch ein öfteres Aufthauen und Frieren ausgesetzt sind, gehen verlohren; denn die Polizey in den Städten verhindert mit Recht den Verkauf solcher verdor-

benen Lebensmittel. Die Bewohner der Städte leiden entweder dadurch Mangel, oder diese Produkte werden ungewöhnlich theuer. Ein solcher schneeloser Winter war der von 1795 — 1796. Der ganze Januar des letzten Jahres war fast durch ganz Rußland ein beständiger Regenmonat: überall verschwand die Schlittenbahn. Die schon unterwegs sich befindenden Kaufleute konnten ihre Waaren nicht weiter transportiren, und die Fahrleute verlohren ebenfalls durch diesen Aufenthalt. Theuerung von mehrern notwendigen Lebensbedürfnissen war in den Städten die Folge davon; im Handel und Wandel entstand dadurch eine beynabe allgemeine Stockung, und selbst auf den Seehandel hatte diese gehemmte Zufuhr einigen Einfluß. Dagegen ist eine anhaltende Schlittenbahn eine Wohlthat für das ganze Land. Eine mäßige Kälte von 10 bis 15 Gr. Reaum. ist ebenfalls einer gelindern Witterung vorzuziehen, denn die Luft bleibt dadurch reiner, elastischer und für den menschlichen Körper gesünder. Selbst bey 20 Gr. Kalte kann man, wenn kein Wind dabey wehet, sich in freyer Luft durch das Gehen eine gesunde körperliche Bewegung machen, ohne dabey in Gefahr zu stehen, Theile zu erfrieren, woben aber freylich die nöthige Pelzbedeckung unentbehrlich ist. Gehet hingegen der Nordwind, oder der Ost- und Südostwind dazu, so ist die Kälte für Menschen und Vieh wirklich drückend, ja schrecklich. Uebrigens aber hat ein reiner, mit

dem nöthigen Schnee versehen, obgleich etwas kalter Winter, in Rußland solche Reize und Unnehmlichkeiten, die mehrere Länder eines mildern Klima's entbehren müssen.

Einen nachtheiligen Einfluß des rauhen nördlichen Klima's auf die Gesundheit der Menschen habe ich eben nicht wahrgenommen. Im Ganzen ist er eher wohlthätig als schädlich. Nirgends habe ich stärkere, ältere und gesündere Leute gesehen als hier, so wie überhaupt die Bewohner des Finnischen Meerbusens ein ziemlich derber Schlag Menschen sind. Dem Alter und kränklichen Personen ist der Herbst und das herannahende Frühjahr, wie beynah überall, etwas gefährlich. Unter den Bauern hört man um diese Zeit bisweilen von Schleim- und Fausiebern. Mir hat bey einem zwölfjährigen Aufenthalte daselbst nie etwas gefehlt. Das Einatmen der reinen frischen Luft im Winter, der öftere Aufenthalt im Freyen, die feste beständige Witterung im Januar und Februar, alles dieß stärkt den Körper und stählt die Nerven. Wohlgenährte, starke und feste Körper findet man daher, besonders unter den hiesigen Deutschen, die sich mit dem Fette des Landes mästen, überall. Ob aber nicht in Absicht des Geistes zwischen den Einwohnern dieses nördlichen Himmelsstrichs und den einer mildern südlichen Region, dahin zumahl die Strahlen des hellern Lichts und einer wirksamen Aufklärung gedrungen sind, ein merklicher Unterschied

Statt finde, darüber will ich keine Vergleichung anstellen. —

Das Klima ist ziemlich allgemein der sehr richtige Maasstab für die Ergiebigkeit des Bodens und die Fruchtbarkeit eines Landes. Nach Maassgabe desselben wird man also Lief- und Ehfland zwar nicht unter die ganz fruchtbaren und allergegnetesten Länder Europens setzen können, gleichwohl aber auch nicht zu den von der Natur verwahrloseten oder vergessenen rechnen dürfen. Ein solches fettes Erdreich, wie es größtentheils dem südlichen Rußland, z. B. der Ukraine, eigen ist, findet man hier in diesem nördlichen Striche nicht, oder doch nur selten. Hier muß die Kultur das ersetzen, was die Natur versagt hat, und bey Fleiß und Thätigkeit wird oft ein solcher Grad von Wohlstand erreicht, der dem in gesegnetern Ländern wenig oder nichts nachgiebt. Eine specielle Zergliederung der Oberfläche des Erdbodens dieser Provinzen in Rücksicht ihrer Fruchtbarkeit wird man hier um so weniger erwarten, weil es theils überflüssig und für meinen Zweck zu weitläufig, theils auch ermüdend und wenig belehrend seyn würde. Es sey genug, wenn nur allgemeine Resultate angeführt werden. Zwischen dem 55. — 59. Gr. N. B. trifft man die fruchtbare vegetabilische Gartenerde sparsamer an. Die Pflanzen erreichen keine solche saftreiche Festigkeit, Höhe und Stärke, als in den südlicher liegenden Ländern, und liefern mithin auch beym

Verfaulen weniger fruchtbare Erde. Wenn aber auch der Boden noch so fett und zu einer ergiebigen Fruchtbarkeit geschickt wäre, so scheint es doch, als wenn er durch das drückende Joch der Leibeigenschaft seine wuchernde Kraft verliere, oder als ob der Ackerbauer bey dieser stumpfmachenden Empfindung jeder aufmunternden Thätigkeit unterläge. Das an Lief-land gränzende Kurland hat fast durchgängig einen Boden, der aus rothem, weißem und bläulichem Leimen besteht. Ueber diesen Grundlagen liegt eine Schicht schwarzer Erde, mit grauem Sande oder mit gröbern Grande vermischet. Daher ist dieses Erdreich auch eins der fruchtbarsten an den Küsten der Dsisee und vorzüglich zum Waizenbau tauglich. In Lief-land ist der Boden schon mannichfaltiger und zugleich von geringerer Güte als in Kurland. Leimen und Sand sind die Haupterdschichten, die oft schnell mit einander abwechseln. Indessen ist der urbar gemachte Boden durch vieljährige Bearbeitung in ein fruchtbares Erdreich umgeschaffen worden, das alle Arten von Getreide reichlich und vortreflich hervorbringt. Es ist grundlos, wenn manche Reisebeschreiber und Statistiker Lief-land als ein völlig sumpfiges Land dargestellt haben. Es hat zwar, wie ich bereits gezeigt habe, noch viele Moräste, aber des trockenen Landes ist dennoch weit mehr. Die Hügel und Ebenen geben das beste Ackerland, die Niedrigungen Wiesen und Viehweide. Auch ist man jetzt bemühet,

durch Grabenziehen die Moräste immer mehr zu vermindern und auszutrocknen. Ehstland ist dagegen völlig eben. Leimen, Thon, Mergel, Sand und Grand (Kies) wechseln daselbst beständig ab und liefern ein gutes Erdreich; auch muß man dem Adel es zum Ruhme nachsagen, daß er seit einigen Jahren die Landwirtschaft mit mehr Betriebsamkeit kultivirt als sonst, wo alles dem großväterlichen Herkommen gemäß betrieben wurde.

Die Fruchtbarkeit in den Hauptgetreidearten, Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, ist so beschaffen, daß man in mäßigen Aernten immer das sechste Korn rechnen kann. Buchwaizen, Erbsen, Bohnen und Linsen wollen im Felde schon nicht so gut fort; Lein- und Hanfsaat gedeihen aber vortreflich. Der Roggen wird von der Mitte des Augusts bis in den September ausgesäet und zu Ende des Julius wieder geärdet. Je länger der Winter dauert, oder je früher er nach gewissen geprüften Merkmalen eintritt, desto zeitiger wird auch die Winterfaat vollendet, damit sie sich vor dem Froste noch gehörig begrasen kann. In fetten Jahren ärdet man das 10te, in magern das 4te und 5te Korn. Waizen häuet man nur so viel, als man zum Hausbedarf braucht. Die Ausfaat geschieht zu Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers. Der Ertrag ist vom 12. bis 20. Korn, bisweilen auch darüber. Die Gerste dient nicht bloß zum Malz, sondern auch zur Gröhe; nach Verschie-

denheit des Bodens ärndtet man das 4. — 9. Korn, auf Rhöbungen *) auch das 12. bis 15. Gesäet wird sie im May und zu Anfange des Junius, und wird in 9 bis 11 Wochen reif. Buchweizen wird selten recht reif: die untern Körner sind gemeiniglich hart, wenn die obern Knospen noch in der Blüthe stehen, und dann trifft sie der Frost. Man säet ihn gewöhnlich auf mageres Land, wo er kaum das 3. und 4. Korn liefert; auf gutem Erdreiche ist die Ausbeute so ergiebig, daß er mit dem besten Getreide verglichen werden kann, und das 15. bis 20. Korn giebt. Von den Erbsen ärndtet man selten das 10. Korn. — Wieviel beyde Statthalterschaften nebst den Inseln jährlich an allerley Sorten Getreide bauen, läßt sich nicht ganz genau bestimmen, am wenigsten durch die Verzeichnisse, welche jeder Hof und jedes Pastorat jährlich von der Größe seiner und der Bauern Aernte ins Gouvernement liefern muß, indem sie nicht alle Maht mit der strengsten Gewissenhaftigkeit aufgesetzt sind. Eher kann man durch eine vieljährige Bekanntschaft mit dem Lande und dessen gewöhnlicher Fruchtbarkeit nach den verschiedenen Stufen und Gegenden; durch eine ungefähre Berechnung der in jedem Kirch-

*) Rhöbung ist, wenn man ein Stück Waldung oder dickes Gebüsch herunterhaut, dasselbe trocken läßt, anzündet und dann das auf die Asche ausgestreute Saatorn unterpflüget.

spreche besäeten Hof- und Bauernfelder; durch einen Ueberschlag der Ausfuhr dieses Artikels in Riga, Reval, Pernau, u. a. D., mit dem Verbrauche im Lande selbst; durch öftere Privatgespräche über diesen Punkt, kurz, durch mancherley Berechnungen, nach der Menge und Güte der Aecker, durch Schlüsse, den ungefähren Ertrag der gesammten Aernte in beyden Provinzen muthmaßlich bestimmen. Man giebt die Anzahl der Landgüter in Liefland auf 1000, und in Ehstland mit denen auf den Inseln beynah auf 500 an. Hierzu kommen 165 Pfarrgüter, nämlich 120 in Liefland, und 45 in Ehstland. Da kann man nun, ohne einen groben Fehler zu begehen, bey mittelmäßigen Aernten, füglich 200,000 Lasten *) annehmen, die in Liefland, und 75000 Lasten, die in Ehstland geärntet werden, welches eher noch zu niedrig als zu hoch angeschlagen ist. Eine spezielle Berechnung und Auseinandersetzung, so wie die Anzeige mehrerer Listen, würde nur unnöthige Weitläufigkeit verursachen und von wenig Nutzen seyn. Von allen Russischen Häfen hat Riga die stärkste Getreideausfuhr. Das wenigste kommt aber aus dem Lande selbst, sondern bey weitem das meiste aus Kurland, Pohlen und Litthauen. Der ungeheuere Branntweinbrand

*) Eine Last hält 4½ Malter Erfurtisches Maas, oder 60 Scheffel, wornach sich obige Summe nun leicht reduciren läßt.

verschlingt das meiste eigen gebauete Getreide, und erhält das Landvolk zum Theil mit in jener elenden Nothheit, physischen und moratischen Verderbenheit, über welche der Menschenfreund seufzt und eine bessere Zukunft herbeywünscht.

Noch erwähne ich zweyer Erzeugnisse, die mit zu den Hauptprodukten des ländlichen Erwerbsefleißes gehören, ich meine Flachs und Hanf. Der Hopfen könnte gewissermaßen auch mit hierher gerechnet werden; da er aber mehr ein Gegenstand des Gartenbaues ist, so muß er auch zu diesem gezogen werden. Daher verdienen die beyden erstern hier allein noch eine Anzeige.

1. Flachs. Wer kennt nicht den weltberühmten Riga'schen Flachs? — Der beste ist derjenige, der um Marienburg wächst und unter diesem Nahmen auch verschifft wird. Doch dieser Distrikt ist viel zu klein, um eine solche Quantität Flachs zu liefern, der unter diesem Nahmen ausgeführt wird. Einige benachbarte Kirchspiele von Marienburg im Baltischen Kreise, nebst dem angränzenden Theile von Polozk, vorzüglich um Marienhäusen, liefern einen eben so guten Flachs, der alsdann unter dem Stempel des Marienburger Flachs, oder Flachs der ersten Sorte, verkauft wird. Auf diesen folgt der Drujaner Rakitzer Flachs aus Litthauen

und andere geringere Sorten. Von allen führt Riga allein gegen 50,000 Schifffund aus.

2. Hanf, wird mehr in Ehstland als Liefland, in besondern Umzäunungen oder Gärten, seltner auf dem freyen Felde, gezeugt, weil er sehr gutes, fettes Land erfordert. Man säet ihn im May; zu seiner Reife braucht er 15 — 18 Wochen. Riga bekommt dieses Produkt aus den an der Düna liegenden Provinzen auf diesem Flusse, vorzüglich aus dem vormaligen Litthauen, und verschifft jährlich 70 — 80,000 Schifffund. Es wäre zu wünschen, daß man sich mehr auf den Anbau dieses so nützlichen Produkts legte, als es bisher nicht geschehen ist, so daß der Handel dadurch einen Zuwachs erhielte, da der nordische, als der beste Hanf, allezeit seine Abnehmer findet.

Die übrigen Gegenstände des Gartenbaues, als Hopfen, Kartoffeln, Kohl von allen Arten, Rüben, Möhren, Zwiebeln, Lauch, Rettige, Gurken, rothe Rüben, Sellerie, Petersilie, Spinat, Pastinak ic. werden von den dasigen Deutschen in Städten und auf dem Lande fleißig kultivirt und gedeihen recht gut; nur von den Bauern werden sie noch zu sehr vernachlässigt, zum Theil gar nicht erzogen. Eine Ursache dieser Versäumnis liegt mit in der Entfernung und der geringen Anzahl der Städte, da der Landmann folchergestalt seine Produkte wenig oder nicht absetzen

kann. Er begnügt sich daher bloß mit dem Gewöhnlichen, was er allenfalls braucht. Da, wo er seine Mühe belohnt findet, z. B. in der Nähe großer Städte, bey Riga, Reval, übertrifft vorzüglich der Russe durch seine anhaltende Thätigkeit viele Landleute anderer Nationen, und bringt es durch seinen Fleiß dahin, daß er immer die frühesten Gewächse, als Spargel, Erbsen, Gurken u. dgl. liefert, die oft kaum in großen Treibhäusern zu finden sind. Ein Garten von der Größe eines halben Morgen ernährt oftmals eine ganze Familie. Die fleißigen Russen suchen, besonders um die Städte, alle wüste Plätze auf und bepflanzen sie mit Gemüse und Bäumen. Die Letzten und Ehesten aber mögen sich die Mühe nicht geben, und werden auch von ihren Herren nicht dazu aufgemuntert: kurz, die gemeine Gärtnerey, von der eigentlich das Land wahren Nutzen ziehen könnte, wird im Allgemeinen noch äußerst vernachlässigt. Hierher gehört insbesondere auch der schlechtbestellte Hopfenbau. Der dasige Hopfen ist recht gut, und kommt, wenn er wohl fortirt ist, den deutschen bey. Wo man seinen Anbau versucht hat und gehörig betreibt, gedeihet er ungemein: dennoch kommen noch alle Jahre ganze Schiffsladungen mit Braunschweiger Hopfen an, den man für besser hält und übertheuer bezahlt.

Die andern Produkte und Fabrikate Lief- und Ebstlands, die zugleich Handelsartikel abgeben, sind: Holz, Balken, Bretter, Segelstangen und

andere Schiffshölzer, Leinsamen, Wachs, Linnen, Segeltuch, Theer, Potasche, Wolfs-, Bären-, Fuchs- und Hasenfelle, Bast, Matten, Blättertabak, Leder, Talg, Lichte, Butter, Geflügel, Branntwein, Fische, Krebse, Häute, gesalzenes Fleisch, Bruchsteine, Seehundfelle, Hörner, Schweinsborsten, allerley Haare, Schwämme, Morcheln, etwas Grauwert, Dachsfelle, Lachs, Neunaugen, Strömlinge, von den letztern besonders die kleinere Art, Killoströmlinge genannt, welche bey Reval, Baltischport u. a. a. D. gefangen werden. Sie halten ihren Strich wie die Heringe, haben die Größe der Sardellen, werden gesalzen und mit Salz und Gewürz eingemacht, welches man in Reval vortreflich versteht. Sie schmecken beynah wie Sardellen, werden auch in vielen Häusern statt derselben gebraucht, nur ist ihr Fleisch weicher. Sie werden als etwas Leckeres nach Petersburg, Riga und Deutschland geschickt. Alle diese Produkte werden in Menge in die Städte gebracht. Außerdem noch viele Bruch- und Bausteine, Kohlen, Heu, Stroh, Brennholz, Baumrinde zum Gerben, Schweine, Kälber, Lämmer, Federvieh, Eyer, Wild u. s. w., welche die Bauern zuführen und damit auf Jahrmärkten, in den Städten an Markttagen handeln. Wallnüsse, Kastanien, Anis, Fenchel, Koriander, Maulbeer- und Mispelbäume kommen nicht fort, man erhält aber alles dieses aus andern Ländern eben so gut,

so wie noch eine Menge anderer Bedürfnisse, die im Lande selbst nicht erzeugt werden, z. B. Salz, Eisen, Bley, Zinn, Farben, Weine, Gewürz, allerley kostbares Pelzwerk, Kupfer, Nägel und viele andere Eisenwaaren, als Sichel, Sensen, Messer, Degen, Säbel, allerley Schießgewehr, Küchengeräthschaften; allerley seidene, wollene, leinene und baumwollene Zeuge, dergleichen Tücher, Tapeten, Spitzen, farbiges Leder, Pferdegeschirre, Beschlüge, Spiegel, allerley Galanteriewaaren, Steingut, Spezereywaaren, frische und getrocknete Früchte, feine Leinwand, feine Papiere, feine und Mitteltücher, feine Hüte, Bücher, Charten, Nürnberger Waaren, Käse, Rum, Arrak, Porzellan, Dachziegel u. a. m. — Die Thiere, welche hier einheimisch sind, habe ich größtentheils schon in meinem Werke über Ehstland und die Ehsten beschrieben, so daß ich hier nur ihre Nahmen anführen darf.

I. Säugthiere.

A. Mäusearten oder nagende Thiere.

Eichhorn. Fliegendes Eichhorn. Rabe. Maus. Haselmaus. Hamster. Waldmaus. Feldmaus. Wasserratte. Kaninchen. Marder. Iltis. Hermelin. Dachs. Wiesel. Fischotter. Wilder Bielfraß.

B. Raubthiere.

Bär. Wolf. Hund. Fuchs. Luchs. Raqe.

C. Gehufte Thiere.

Pferd.

D. Thiere mit gespalttenen Klauen.

Schaaf. Ziege. Dchs. Büffel. Elendthier. Schwein.

E. Thiere mit kurzen Schwimfüßen.

Biber. Fluß- oder Fischotter. Seehund. (Robbe.) Meerschwein. (Letzteres im Finnischen und Rigischen Meerbusen.)

F. Säugende Seethiere.

Delphin. (Selten.)

II. Vögel.

A. Raubvögel.

Geyer. Falke, darunter: Hasenadler, Weißkopf, Hühnerweihe, Mausefalk, (Steinadler,) Thurm- oder Mauerfalk, brauner Fischgeyer, Sperber, Wasserfalk, Nachtfalk, Geyerfalk, Laubenhacht. Eulen aller Art.

B. Spechtarten.

Rabe. Krähe. Dole. Elster. Nußheher. Holzheher. Pfingstvogel. (Kirschvogel.) Gukuk. Wendehals. Schwarzer, grüner, bunter, weißer Specht, und andere Arten. Baummeise. Gemeiner Baumläufer. Blaukehlchen. Europäischer Eisvogel. Wiedehopf.

C. Schwimmvögel.

Schwan. Gans, wilde und zahme. Ente, allerley Arten, zahme und wilde, als Biffelente, Kriechente, Schopfente u. a. Tauchergans. Wasser- oder Seerabe. Möve.

D. Sumpfvögel.

Kranich. Storch. Rohrdommel. Schnepfen aller Art, als: Brachvogel, Bekkassen, Blaubeerschnepfe, Wasserschnepfe. Kybik. Strandhähnlein u. a. m.

E. Hühnerarten.

Auerhahn. Birkhahn. Haselhuhn. Morasthuhn. Rebhuhn. Wachtel. Truthahn. Haushahn. Taube, vielerley Arten. Lerche. Staar. Drossel, u. s. w.

F. Singvögel.

Aus dieser Gattung hat Lief- und Ehstland fast alle der bekannten, Staare, Lerchen, Seidenschwanz, Ammern, Finken, Nachtigallen, Stieglitz, Hänfling, Sperling, Rothkehlchen, Schwalben u. s. w.

III. Amphibien.

Frösche und Kröten. Eidechsen. Schlangen. Natertern. Blindschleichen. (Kupferschlangen.) Neunaugon. Stör (zuweilen bey Riga und Pernau). Muscheln und Schnecken in Menge.

IV. Fische.

A. Rahtbäuche, die keine Bauchflossen haben.

Hal. Sandaal.

B. Deren Bauchflossen vor den Brustflossen sitzen.

Dorsch. Quappe. Alaquappe.

C. Brustbäucher.

Butte. Bars. Sandat. Kaulbars. Stichling. Makrele.

D. Bauchflosser.

Schmerlinge. Schlammbeisser. Gründel. Steinbeisser. Wels. Lachs. Grauer Lachs. Laimen (eine Art kleiner Lachse). Lachsforelle. Stint. Sief (eine Art Steinfisch, der bey Pernau gefangen wird). Hecht. Meerlantz. Sträuling. Fäden (eine Art der Strömlinge im Weipussee). Karpfen (selten und nur in Fischteichen bey Riga). Schleie. Gründling. Karasche. Elrige. Weisfisch. Rothauge. Wimme. Flußbrachsen. Bleyer. Rebs (eine Art Heringe im Weipus- und andern Landseen).

E. Wenig bekannte, nach dem System noch nicht geordnete Fische sind folgende.

Harwad, eine kleine Brachsenart, mager und grätzig; werden bey der Insel Moon gefangen. — Ziass, ein wohlschmeckender See- und Flußfisch im Weipussee und Embachfluß. — Platfisch. Seine. Turbe, ein ziemlich großer Bachfisch, dem Karpfen oder Brachsen ähnlich; wird bey Jellin, Oberpahlen und Dorpat häufig gefangen. — Lautias, im

und bey dem Weipussee, dem Brachsen ähnlich, doch etwas länger und schmaler.

V. I n s e k t e n.

Um zwecklose Weitläufigkeit zu vermeiden, werde ich mich hier sehr der Kürze bedienen, und nur diejenigen nennen, welche entweder ihres besondern Nutzens oder Schadens wegen merkwürdig sind.

Maykäfer, Mistkäfer, (Der Hirschkäfer oder Schröter ist hier unbekannt.) Heuschreckkäfer. Holzkäfer. Holzwurm. Vorkenkäfer (hat einige Mahl in den Waldungen Schaden gethan). Larakan, mehr gegen Narwa und Petersburg zu, doch auch schon im Nevalischen und Rigischen. Sie fallen besonders den Schlafenden beschwerlich und sind in Krügen (Wirthshäusern) am häufigsten. Grille oder Heime. Der Ehste und Lette tödtet sie nicht, weil sie glauben, sie fräßen aus Rache die Kleider. Heuschrecke. Wanze. (Eine wahre Hausplage. Reinlichkeit ist das beste Mittel zu ihrer Tilgung.) Blattlaus. Deutsche Kosschenille. Schmetterlinge, fast alle Arten, die es in Deutschland giebt. Libellen, vielerley Arten. Wespen. Bienen. Hummeln. Ameisen. Bremsen. Mücken. Fliegen. Laus. Floh. Milbe. Spinne. Krebs.

VI. W ü r m e r.

Blutigel. Saugigel. Regenwurm. Wasserwurm. Grauer Polype. Roggenwurm. Dieser letzte ist eigentlich die Larve der Grasmäher, (*Phalaena graminis*.)

unter dem gemeinen Nahmen des Kornwurms. Er siehet schwarzgrau aus, raupenförmig, ist ohne Fühlhörner, hat ein Paar hornartige gesichelte Zähne, 7 Paar Füße, 7 ringsförmige Muskeln und ist von der Größe eines Seidenwurms. Er verwüftet im Herbst in unzähligen Schaaren die Keime der aufgegangenen Saat, bisweilen schon die ausgestreuten Körner und späterhin auch das junge Roggenras, rückt mit seinen Verheerungen Strichweise weiter, so daß die Felder völlig entblößt und schwarz werden. Diesen Verwüstungen sind in manchen Jahren ganze Gegenden in Kurland, Lief- und Ehstland und auch in Stararusß ausgesetzt. Bisher hat kein versuchtes Mittel diese Landplage tilgen wollen, selbst Del und kochendes Wasser tödtet ihn nicht. Er hält bis zum Eintritt der strengen Kälte aus und schadet mehr bey Dürre als nasser Witterung. Von Krähen und Enten werden sie begierig aufgefressen: man sollte daher die letztern auf die Felder treiben, und die erstern nicht verjagen oder schießen. — Sonst thun die Raupen hier wenig Schaden, am wenigsten an Bäumen, mehr noch an niedrigen Gesträuchen und Kobl.

VII. Ronchylien und Versteinerungen.

Versteinte Schnecken. Ammonshörner. Chamisten. Versteinte Kammuscheln. Steine mit Muschel- und Schneckenvermischungen. Orthoceratiten. Perlmuschel in mehreren Seen und Bächen. Korallen von

verschiedenen Arten, als Madreporen, Milleporen, Tubiporen u. s. w. Versteinertes Holz und versteinerte Blätter.

Unter den Gewässern, welche Lief- und Ebstland umströmen und sein Inneres durchkreuzen, nenne ich mit Recht zuerst die Ostsee. Sie bildet in diesem Bezirke zwey große Basen, von denen der eine der Rigische, der andere der Finnische heißt. Die vornehmsten Häfen darin sind: Riga oder Dünamünde, Reval, Pernau, Habsal, Baltischport, Narwa, und Arensburg auf der Insel Desel. Die vornehmsten Inseln desselben, die zu beyden Statthalterschaften gehören, habe ich vorher beschrieben; hier nenne ich nur noch Hochland, einen 3 bis 4 Werst breiten und 8 bis 10 Werst langen Felsen, der fast mitten im Finnischen Meerbusen hervorragt und vom festen Lande zwischen Wesenberg und Narwa beynähe 10 Meilen entfernt ist. Die Krone unterhält hier zwey Leuchttürme, obgleich das Fahrwasser um diese Insel und noch näher gegen das Land hin 20, ja 30 Klafter tief ist, so daß die größten Schiffe ohne Gefahr hier segeln können. Man könnte Hochland nur einen Stein nennen; nicht nur weil es fast ganz aus Felsen besteht, sondern auch, weil gleichsam hier ein Stein an dem andern hängt. Dieser Felsenstücke giebt es unzählige

in diesem Striche und von verschiedener Größe, daher jene Vorsicht durch die Feuerwachen nicht ganz überflüssig ist. In der Mitte der Insel ist ein tiefes und nur etwa 100 Klaftern breites finsternes Thal, in welchem noch einige Ueberbleibsel von einer Brücke zu sehen sind. Die Insel hat auch viele Moräste. Die Holzarten sind Fichten, Tannen, Birken, Erlen 2c. Auf den höchsten Felsen sind drey kleine Seen, welche nicht ohne Fische sind, und an frischen Quellen fehlt es auch nicht. Die Einwohner sind Finnen und machen einige 30 Familien aus, sie leben aber wie halbe Heiden, weil keine Kirche und kein Prediger auf der Insel ist. Ackerbau ist hier nicht, wohl aber etwas Wiesewachs. Von Hausthieren findet man nur einiges Rindvieh und Schaaf: an wildem Geflügel ist ein Ueberfluß, denn es giebt Birkhühner, Hasel- und Morasthühner, Enten, Adler, Habichte, Krähen, Möven, Sperlinge, Finken 2c. aber Elster sind nicht zu sehen. Seehunde werden viele gefangen, auch giebt es hier Delyphine, und unter den Fischen sind die Strömlinge am häufigsten.

Der Finnische Meerbusen bespült den ganzen nördlichen Theil von Ebstland. Seine Ufer sind bis weit in die See hinein seicht und der Grund ist mit vielem Sande bedeckt, der sich auch hier und da tief ins Land hinein erstreckt. Fischerey und Seehundsfang sind auf demselben, so wie auf den übrigen Theilen dieser See, beträchtlich, noch beträchtlicher

aber die Schifffahrt; denn man rechnet, daß jährlich nur in den Russischen Häfen über 2000 große Kaufartheysschiffe ankommen und abgehen. Die Fahrt fordert aber wegen der starken Stürme, vielen Klippen und des überall nahen Landes, viele Vorsicht und Geschicklichkeit. Wegen der geringen Verbindung mit dem Ocean, noch mehr aber wegen der Menge der in die Ostsee sich ergießenden Flüsse, worunter sich verschiedene große befinden, ist das Wasser derselben nur mäßig gesalzen, und hat eine sehr merkbare Strömung, so daß bey dem Nordwinde mehr süßes Wasser in derselben zu spüren ist. Durch chemische Versuche hat man nämlich gefunden, daß ein Pfund Wasser mitten auf der Ostsee nur 2 Quentchen Salz enthält. In dem Rigischen, noch mehr aber in dem Finnischen Meerbusen vermindert sich diese geringe Salzigkeit noch mehr. Man behauptet übrigens, daß das Wasser in dem Baltischen Meere sich von Zeit zu Zeit etwas zurückziehe und dadurch das Vorland vermehre^{*)}. Die an der Küste liegenden Güter haben das Strandrecht und ziehen aus der Fischerey beträchtliche Einkünfte.

Die Ostsee hat heftigere Brandungen als die Nordsee oder als der Ocean, obgleich nicht so hohe Wellen. An vielen Orten, besonders bey Baltisch-

*) Nach einigen in Schweden angestellten Beobachtungen soll die Ostsee alle 100 Jahre um 45 Zoll abnehmen.

port und gegen Narwa zu, sind die Ufer 20 bis 30 Klaftern hoch und gewähren von oben herab einen schauerlichen, erhabenen Anblick auf die tosenden Fluthen und vorbey segelnden Schiffe. Diese Brandungen werden desto gefährlicher, je mehr sich die Schiffe dem sich verengernden Finnischen Meerbusen nähern. Auch der Rigische Meerbusen hat, wie ich oben erzählt habe, bey seiner Verbindung mit der Ostsee zwischen der Insel Desel und der von Kurland hervorspringenden Landspitze Dom es ne s eine nicht ganz gefahrlose Einfahrt. Schiffe werden hier oft bey widrigen Winden mehrere Tage lang zurückgehalten. Bey der immer mehr zunehmenden Lokalkenntniß von diesem Gewässer und durch die errichteten Feuerbecken werden der Unglücksfälle jedoch immer weniger. Selbst bey vorfallenden Unfällen sind durch die sogenannte Taucherkompagnie in St. Petersburg und Riga Anstalten getroffen, gescheiterte Schiffe mit ihrer Ladung zu bergen oder zu retten. Diese Taucherkompagnie entstand 1752 auf den Vortrag einiger der Sache kundigen Männer, welche den Plan dazu dem Senate vorlegten, die Mittel zur Rettung und Sicherung der Schiffe vor dem gänzlichen Verderben angaben, und unter der Bedingung eines ausschließlichen Privilegiums die Sache gewiß ins Werk zu setzen sich erboten. Sie erhielten von dem Senate auf das Gutachten der Admiralität und des Commerz-Collegiums, die von der Nuzbarkeit und Ausführbar-

keit dieses Plans überzeugt waren, leicht die Erlaubniß und Genehmigung zur Ausführung desselben. Die Sache glückte durch einige erfolgte Bergungen und hatte nun ihren erwünschten Fortgang. Die Einrichtung der Taucherkompagnie selbst ist folgende. Die Strandufer am Lande und auf den vornehmsten Inseln werden mit Aufsehern besetzt, welche Strandofficiere heißen. Sie haben die Strandreiter unter sich, und alle sind verpflichtet, auf die Vorfälle auf der See, zumal bey und nach Stürmen, ein wachsames Auge zu haben. Bemerken sie einen Unglücksfall, so müssen sie ungesäumt die ersten Rettungsmittel, durch Herbeyerschaffung und Austellung der nöthigen Mannschaft und Fahrzeuge an das verunglückte Schiff veranstalten. Sie zeigen dabey, zur Vermeidung eines ungerechten Verdachts wegen eigennütziger böser Absichten, dem Schiffer und seinen Leuten eine von der Direktion untersiegelte Vollmacht vor. Zugleich wird der in dem Distrikte angestellte Taucher-Commissär von dem Vorfalle unterrichtet. Diese Männer, welche in den Gegenden, die der Schifffahrt am gefährlichsten sind, ihren beständigen Aufenthalt haben, besitzen alle zu dem Bergungsgeschäfte erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen; auch befindet sich bey ihnen ein Depot von Instrumenten und Maschinen, die nöthig sind, sobald ein Schiff unter Wasser steht, wo mithin Menschenhände allein nichts mehr ausrichten können. Auch hat er Leute bey sich, die unter

das Wasser gehen. Er muß ferner wissen, die beschädigten Güter und Waaren vor größerem Schaden zu bewahren, daher auch die Belohnung für die Rettung nur nach dem Werthe des Geretteten bestimmt wird. Diese besteht in dem vierten Theile des Geborgenen, wenn das verunglückte Schiff in der Entfernung einer Werst vom Ufer des festen Landes auf den Strand oder auf Klippen gerathen ist, und in dem sechsten Theile, wenn es unter einer Werst entfernt ist. Von Ort zu Ort längs dem Finnischen Meerbusen sind für die geborgenen Güter Magazine oder Packhäuser angelegt, in welchen die Waaren so lange aufbewahrt und in Obacht genommen werden, bis sie nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeführt werden können. Auch sind die Officiere und Strandreiter zugleich verpflichtet, auf den Schleichhandel ein wachsames Auge zu haben und denselben zu verhindern.

Man rechnet jährlich im Durchschnitt 4 Schiffe, welche in diesen Gegenden auf der Ostsee verunglücken. In einem Zeitraum von 10 Jahren gingen ihrer allein im Finnischen Meerbusen 15 unter. 1795 strandeten in diesem Gewässer 4 Schiffe so unglücklich, daß sie, weil es im Herbst war, wo die Stürme heftig wehen, den dritten Tag in den Abgrund geschleudert oder zerschmettert wurden, so daß alle Bemühungen der Taucherkompagnie vergeblich waren. Dagegen aber waren in eben diesem Zeitraume 3 Jahre völlig

von Unglücksfällen frey, welches etwas seltenes ist, da der Finnische Busen leicht das gefährlichste Fahrwasser in ganz Europa seyn könnte. Nicht nur Stürme, sondern auch häufige, starke und dicke Nebel, zumahl im Herbst, verursachen Strandungen. Ich selbst war auf meiner Hinreise im October 1785 auf dem Schiffe, das mich nach Reval brachte, beynabe dieser Gefahr ausgesetzt, weil es, wegen eines undurchdringlichen Nebels, bereits in die Finnischen Scheeren (Klippen) gerathen war, daraus es nur die 10 Uhr durchbrechenden und den Nebel zertheilenden Sonnenstrahlen, verbunden mit der Erfahrungheit des Schiffers, retteten. Am meisten sind die Engländer dergleichen Gefahren ausgesetzt, theils weil die Anzahl der Schiffe von dieser Nation immer die größte ist, theils weil sie die stärksten Waghälse sind und am längsten die See halten.

Die größte Schwierigkeit bey der Errichtung der Laucherkompagnie lag in der Denkungsart der Strandbewohner und Insulaner, weil diese von jeher gewohnt waren, alles, was die See giebt, sich so wie die Fische unbedingt zuzueignen. Sie betrachteten es daher als einen Eingriff in ihre alten Rechte, weil man ihnen nicht ferner mehr gestatten wollte, nach Willkühr zu rauben und zu plündern. In manchen Gegenden ist noch jetzt die schärfste Aufmerksamkeit nöthig, diesem Unwesen zu steuern. Mit Recht kann sich daher die Laucherkompagnie auch das Verdienst

zuschreiben, durch ihre Maasregeln und Behandlung, einen großen Theil dieser an sich äußerst rohen Menschenart zu einer gesitteteren Denkungsart gebildet, wenigstens vorbereitet zu haben. — Durch diese Einrichtung wird also dem Kaufmanne für eine mäßige Prämie der Werth seines Vermögens, das er den unsichern Wellen anvertraut, gesichert, und den Assuranzgesellschaften der Verlust gemindert, der bey diesem gefährlichen Elemente sonst noch öfterer eintreten würde.

Unter den Landseen steht der Peipus oben an. Er wird von der Revalschen, Rigischen, Pleskowschen und St. Petersburgischen Statthalterschaft begrenzt. Seine Länge beträgt über 11, und die Breite, welche gegen Süden herab immer abnimmt, zwischen 7 und 9 Meilen. Er hat auch eine größere und zwey kleinere Inseln. Durch einen breiten Hals oder eine Seeenge hängt er mit dem Pleskowschen See zusammen, dessen Länge 7; die Breite aber 4 bis 5 Meilen beträgt, und welcher ebenfalls mehrere kleine Inseln zählt. Dieser nimmt den Fluß Belikaja auf: aus dem Peipus hingegen kommt die Narowa, welche mittelst dem Embach mit dem Wirhjerw bey Fellin zusammenhängt. Aus diesem fließt der Fellin: nachher Pernaustrom in den Rigischen Meerbusen, so daß mithin zwischen Riga und einigen innern Gouvernements durch den Peipus eine vortheilhafte Wasserfahrt Statt haben könnte. Er ist

überaus fischreich, besonders werden Heise, Barse, Hechte und Brachsen von ungemeiner Größe in demselben gefangen. Die Fischerey gehört theils mehreren daran wohnenden Gutsbesitzern, theils haben sie die Russen gepachtet, theils üben sie die Letten und Esten frey aus. Im Winter friert er ganz zu und erleichtert das Reisen mit Schlitten nicht wenig. Die Fahrzeuge auf demselben führen vornämlich Getreide, Hanf, Flachs und Leinsaat aus Pleskow und Gdow nach Narwa und Dorpat. Die Waaren, welche auf der Narowa nach Narwa gehen, müssen wegen der in diesem Flusse befindlichen Wasserfälle oberhalb derselben ausgeladen und eine gute Strecke Weges zu Lande geführt werden. Würde die Fahrt dadurch nicht unterbrochen werden, so würde dieser See für die obigen Provinzen noch weit vortheilhafter seyn.

Die Wirgjerw zwischen dem Dorpatschen und Fellinschen Kreise ist beynah 6 Meilen lang und zwischen zwey und $\frac{3}{4}$ Meile breit, weil sie unten am südlichen Theile spizig zuläuft. Sie erhält ihr Wasser aus mehreren kleinen Bächen, andern aber giebt sie es. Der beträchtlichste Ausfluß ist der Embach, der sie mit dem Peipus verbindet. Dieser See ist ebenfalls sehr fischreich und hat dieselben Fischarten wie der Peipus, nur etwas kleiner. Seine Ufer sind niedrig, etwas morastig und werden zuweilen überschwemmt, daher sie vortreffliches fettes Heu geben.

Einige andere minder große Landseen sind: der Burtnefsche im Rigischen Kreise, der Marienburger im Wendenschen, der Sadjerwiche im Dorpatschen, der Fellinsche bey der Stadt gleiches Namens, der Stintsee und Babitsche bey Riga, der Zerkefsche, Koikülsche, Lodenische im Revalschen, der Werpelsche im Habsalschen Kreise, u. a. m. deren Nahmen kaum der Anzeige werth sind. Alle sind sehr fischreich und gehören meistens demjenigen Guts Herrn zu, in dessen Gebiete sie liegen. Doch können auch die herumwohnenden Bauern fischen, so oft und so viel sie wollen, so weit nämlich ihre Gränze geht.

Ich komme nun auf die Ströme, Flüsse und Bäche, welche drey Benennungen, man in Liefland ohne Unterschied braucht, wovon der Grund wahrscheinlich in der Armuth der beyden Landes Sprachen, des Estnischen und Lettischen, liegt. Große Ströme hat das Land, die Duna ausgenommen, gar nicht, denn die Narowa und der Pernaström sind bloße Flüsse: wegen ihrer Tiefe und Breite bey ihrem Ausflusse in die Ostsee, wo sie schiffbar werden, verdienen sie, hier mit bemerkt zu werden; die übrigen, mit Ausnahme etlicher, kann ich billig, ohne Nachtheil für die Leser, übergehen.

1. Die Duna. Sie hat ihren Ursprung aus einem See Namens Bjeloi, in der Twerschen Statthalterschaft, nicht weit von den Quellen zweyer

andern größern Ströme in Rußland, der Wolga und des Dnepr, in derjenigen sumpfigen Gegend, wo die Statthalterchaften Smolensk, Twer und Polozk zusammenstoßen. Sie fließt durch die Twerische und Pleßkowsche Statthalterchaft, macht die Gränze zwischen dem Polozkischen und Rigischen Gouvernement, dem ehemaligen Pohlen und Kurland, und fällt nicht weit von Riga bey Dünamünde in die Ostsee. Sie nimmt verschiedene kleine Flüsse auf, z. B. die Toropza, Ewest, Dgar, Sagel und aus Kurland die Bulderaa. Funfzehn Meilen östlich von Witepsk ist sie schon für kleinere Fahrzeuge und Strusen*) schiffbar, wodurch der Handel aus einigen Statthalterchaften und aus Pohlen und Kurland nach Riga ungemein erleichtert wird. Ueber 1000 kleine und große Fahrzeuge, Schiffe und Barken schiffen jährlich auf derselben nach dieser Stadt hinauf und hinab. Für Riga ist dieser Fluß von außerordentlicher Wichtigkeit, denn die Stadt erhält auf ihm aus seinen obern Gegenden Zufuhr von wichtigen Produkten, und dient ihr zugleich, da er sich $\frac{1}{2}$ Meile von derselben in die See ergießt, zu einem Hafen. Die Düna hat aber das Uebel, daß sie einige Klip-

*) Strusen sind weite platte Fahrzeuge, oder große flache Kähne, die ungeheure Lasten tragen, und in welchen allerley Produkte aus Rußland und Pohlen auf der Düna im Frühjahre nach Riga gebracht werden.

pen oder quere durchlaufende Felsbänke, und bey Dünamünde beträchtliche, jährlich zunehmende und sich verändernde Sanduntiefen hat, wodurch ihre Schiffbarkeit einigermaßen beschränkt wird, und dem Handel mancherley Hindernisse in den Weg gelegt werden. Auch finden sich in derselben im Dünaburgischen Kreise einige von verborgenen Felsenspitzen herrührende und gefährliche Wasserfälle, welche die Schiffahrt sehr erschweren. Nur bey hohem Frühlingwasser können die Strusen sicher auf ihr herabgehen. Zurück werden nur einige Fahrzeuge mit den nothwendigsten ausländischen Bedürfnissen für Polozk geschickt, welche sehr mühsam von Menschen gezogen werden müssen. Bey Riga ist die Düna an manchen Stellen beynähe eine Werst breit, (deren 7 eine geographische Meile machen), und bildet verschiedene kleine Inseln, Holme genannt, die von Letten bewohnt werden. Fast jährlich überschwemmt sie beym Aufstauen diese Holme, dann reißt das Eis oft die auf denselben befindlichen Holzniederlagen und sogar Häuser mit sich fort, und wenn dann die Einwohner sich nicht zeitig retten, so treiben sie mit dem Strome hinab in die offene See, und sind dann meistens unwiederbringlich verlohren. Dennoch sind die armen Leute gewissermaßen genöthigt, sich wieder anzubauen, weil die Zubereitung, Verwahrung und Verflößung des Holzes ihr Haupterwerb ist. Zuweilen tritt dieser Fluß ganz aus und richtet entsetzliche Ueberschwemmungen an, dergleichen

sich 1771, 1777 und 1783 ereignet haben. Vor einigen Jahren stieg das Wasser so hoch, daß nur ein Fuß fehlte, so wäre es über den Wall der Stadt Riga gestürzt. Im Jahre 1783 thürmte sich an der Mündung des Hafens ein Eisgebirge an, das den Ausgang des Treibeises hinderte. Der gesperrte Strom durchbrach Dämme und Brücken, und nahm seinen Weg in den Stintsee: dadurch ward die Stadt gereitet, aber das umliegende flache Land gänzlich zu Grunde gerichtet, und an der Stelle vieler Häuser und Brücken sahe man Schiffe, die zum Theil zertrümmert da lagen. In demselben Jahre riß ein beträchtlicher stehender See oberhalb der Stadt aus, durchbrach einen hohen Sandberg, überschwemmte das Land, und nahm seinen Lauf in die Düna. Dieser Strom hatte ehemals bey seiner großen Breite auch eine ansehnliche Tiefe, die aber nun über die Hälfte verschlemmt ist, weil die Einwohner der Stadt im Winter einen großen Theil des gefrorenen Gassenlothes auf seine Eisdecke fahren. Dieser senkt sich, wenn das Eis bricht, auf den Grund und vermehrt jährlich die Untiefe, die für die Schifffahrt sehr nachtheilige Folgen hat. Diese Untiefen und Sandbänke in dem Bette des Stromes nöthigen die größern Fahrzeuge, bey Dünamünde einen Theil ihrer Ladung zu löschen, und bey dem Auslaufen die neuen Waaren zum Theil einzunehmen, denn das 10 Fuß tiefe Wasser wird bey der Dürre noch seichter. Dieses beschwer-

liche Löschen schwächt aber dennoch nicht im mindesten den blühenden Handel. Man arbeitet jetzt unermüdet daran, das Bette des Flusses vom Sande und der Verschlemmung zu reinigen, die Felsstücke zu sprengen u. damit die Schiffe wo möglich mit voller Ladung bis unter die Stadt fahren können. Der Erfolg muß zeigen, ob und in wiefern der Entwurf seiner Ausführung nahe gebracht werden kann. Nach dem Eisgange wird alle Jahre im April die Schiffsbrücke über den Fluß geschlagen, und durch Pfähle, wo aber die Schiffe durchgehen, an Ankern befestigt. Im November, wo er gemeiniglich mit Eis belegt wird, nimmt man sie dann wieder ab und bringt sie in einem kleinen Arm des Flusses in Sicherheit. Das Gewühl von Menschen und Schiffen, Fuhren und Booten, Lastthieren, Ballen, Kisten und tausenderley Waaren ist den Sommer hindurch bey dieser Brücke unbeschreiblich. In der Düna werden auch vorreffliche Lachse gefangen, welche weit und breit verschickt werden und in Liefland selbst die vorzüglichsten und theuersten sind. Uebrigens hat dieser Strom meist sandige und thonige Ufer, ein trübes Wasser, und ist ziemlich fischreich. Nahe bey Dünamünde nimmt er die *Hullera* oder *Buldera* auf, einen ziemlich ansehnlichen Fluß, der aus Pohlen kommt, in Sengallen die *Memel* aufnimmt und bey *Mistau* die *Na* heißt. Er trennt Liefland in Westen etwa 3 Meilen lang von Sengallen.

2. Der Pernaufluß. Seiner habe ich schon bey der Beschreibung der Stadt Pernau gedacht. Er kommt aus dem Wirkjerw, wo er den Nahmen Tellingischer Bach führt, nimmt den Nawastischen und Jennerischen Bach auf, fließt bey Tellingin und Torgel vorbei, und ergießt sich nach einem Laufe von mehr als 20 Meilen bey Pernau, wo er am breitesten ist, und für kleine Schiffe die Stelle eines Hafens vertritt, in den Pernauschen Meerbusen. Bey seiner Mündung nimmt er ziemlich große Rauffarthenschiffe auf, ist aber nicht tief genug, um größere zu tragen, als solche, die 7 Fuß tief ins Wasser gehen. Alle, die tiefer gehen, müssen auf der Rheede, drey Werst von der Stadt, liegen bleiben, wo sie gelöscht und befrachtet werden: wehet aber der Wind aus der See, so gehen sie mit ihrer Ladung bis unter die Stadt, hingegen müssen selbst die kleinen einen Theil ausladen, wenn er vom Lande kommt. Die Untiefe wird von einer zusammengetriebenen Sandbank verursacht, deren Hinwegräumung der Stadt zu große Kosten verursachen und vielleicht von keiner Dauer seyn würde, weil das ganze Ufer mit tiefem Sande bedeckt ist. Selbst die Stadt leidet zuweilen bey Stürmen durch die Wellen, welche gegen den Wall steigen und durch das Wasserthor zu brechen drohen, welches daher jedes Mahl, so oft der Wind von der See her kommt, mit Schlamm und Mist verdammt werden muß. Der Fluß hat

keinen beträchtlichen Fall, die Stürme aus der See hindern sogar oftmals seinen freyen Lauf. Er ist ein bequemes Mittel, Balken und Holz auf ihm herbeizufloßen; zudem versorgt er die Stadt reichlich mit Fischen. Wegen dieses Flusses ist das Wasser in der Stadt schlecht, denn sein Wasser ist nicht brauchbar, sobald ihn das eingetriebene Seewasser salzig macht, und die Brunnen in der Stadt verdirbt er auch. Bey seiner Mündung, wo man sich, wenn man in die Stadt will, ehemals auf einer Fähre mußte übersetzen lassen, ist er über 1000 Schritte breit. Jetzt ist, zu großer Erleichterung der Communication, eine Brücke über denselben gebaut.

3. Die Narowa oder der Narwaström. Dieser Fluß kommt aus dem Weipussee und ist in Estland der ansehnlichste. Er macht die Gränze zwischen dieser Provinz und Ingermannland, trennt die Stadt Narwa von der gegenüber liegenden Festung Zwangorod und fällt zwey Meilen davon in den Finnischen Meerbusen. Da er eine Werst oberhalb Narwa einen Wasserfall hat, dessen Höhe 22 Fuß beträgt, und folglich keine unmittelbare Verbindung zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Weipussee Statt hat; so ist sein Werth für Schiffahrt und Handel von wenigerer Bedeutung, als er seyn würde, wenn jenes Hinderniß nicht wäre. Gewiß würde sich dann Narwa zu einer der ersten Handels-

städte an der Ostsee erhoben haben, weil aus 4 Statthalter-schaften Produkte dahin und wieder zurückgeführt werden könnten. Eben so unterbricht bey seinem Einflusse in den Finnischen Busen eine Sandbank die Ein- und Ausfahrt für große und schwer beladene Schiffe, welche daher auf der Rbede müssen aus- und eingeladen werden. Diese Unbequemlichkeit verursacht manchen Schaden, indem die Schiffe auf der Rbede nicht den gehörigen Schutz finden, und daher oft beschädigt werden. Seinen prächtigen Wasserfall habe ich im ersten Bande über Ehstland und die Ehsten beschrieben. Die Lachse und Neunaugen, welche hier gefangen werden, sind von vorzüglicher Güte und besser als die aus dem Pernauströme. Seine Ufer bestehen aus einer Mischung von Thon und Kalk, er hat eine Breite von 130 bis 200 Schritt und fließt sehr reißend. Schiffe, die tiefer als 6 bis 7 Fuß gehen, können bey seiner jetzigen Untiefe der Mündung nicht bis unter die Stadt kommen. Fahrzeuge, die aus dem Peipus kommen, müssen wegen des schnellen Laufs des Stroms, des steinigten Grundes und der dadurch verursachten Untiefe, an einer Stelle einen Theil ihrer Ladung in kleinere Fahrzeuge bringen, und nachdem diese die seichten Dexter passirt sind, wieder einladen, bis sie endlich drey Werst oberhalb der Stadt ankommen, da dann ihre Waaren, wegen des erwähnten Falles, zu Lande nach der Stadt ge-

bracht werden müssen. Er hat auch einige Inseln und treibt viele Sägemühlen.

Einige andere minder wichtige Flüsse sind: a) der Jaggowsalche, 3 Meilen von Reval, mit einem ähnlichen Wasserfalle wie in der Narowa. Der Sturz ist zwar nicht so hoch, aber weil er nicht wie dort über Felsenklippen springt, sondern gerade herunterschießt, weit reißender und schwindelnder. Man hört sein Rauschen deutlich, wenn man auf der Petersburgischen Straße fährt, die ungefähr 1000 Schritte von ihm vorbeiführt. Der Fluß selbst fällt nach einem Laufe von 16 Meilen in den Finnischen Busen. b) Die Ewst, ein ziemlich ansehnliches Wasser, das im Wendenschen Kreise sich aus etlichen kleinen Seen und Bächen sammelt, sich bey Kreuzburg mit der Düna vereinigt, und der umliegenden Gegend Gelegenheit verschafft, ihre Produkte nach Riga zu bringen. c) Die Wa, ein ziemlich breiter Fluß, der im Wendenschen Kreise aus einem See seinen Ursprung nimmt, sich in vielen Krümmungen herumwindet, mehrere kleine Bäche aufnimmt, eine Strecke lang die Gränze zwischen dem Rigischen und Wendenschen Kreise macht und sich einige Meilen nördlich über Riga in die Ostsee ergießt. Wegen seines seichten und felsigen Bodens ist er zur Wasserfahrt unbequem, aber sehr fischreich. d) Der Embach. Er kommt aus dem östlichen Ende der Wirhjärw, nimmt viele kleine Bäche auf, schlängelt sich sehr in

die Krümme und fließt durch Dorpat in den Peipussee. Er ist fischreich und trägt auch Barken von 8 bis 10 Lasten, d. i. von 400 bis 500 Centner, die von Pleskow und andern Orten kommen, und der Stadt Dorpat Holz, Flachs, Hanf, Branntwein, Talg, Fische u. bringen. Im Frühjahre setzt er oft die umliegende Gegend unter Wasser, befruchtet aber dadurch Aecker und Wiesen. e) Der Salis, ein kleiner Fluß, der im Wollmarschen Kreise entspringt, sein Wasser zum Theil aus dem Burtnefschen See nimmt, mehrere kleine Bäche empfängt und bey Salis in die Ostsee fällt, wo seine Mündung einen kleinen Hafen macht. Es werden gute Lachse in demselben gefangen, die zwar nicht den Rigischen gleich kommen, aber dennoch weit und breit im Lande verführt werden. — Die übrigen kleinern Flüsse, welche kaum diesen Namen verdienen, als den Kassarischen, die Digger, den Kegelschen, den Oberpahlenischen u. a. übergehe ich.

Schrecklich ist auf manchen dieser Flüsse der Eisgang. Ich beschreibe hier nur den auf der Düna, weil er auf den andern weniger gefährlich und Schaden anrichtend ist. Wenn im März der Schnee zusammen schmilzt und sich in Wasser verwandelt, so fängt gemeiniglich auch im Anfange des Aprils das Eis auf den Flüssen an, rauh und unsicher zu werden, es senkt sich tiefer und bricht endlich ein. Ist es zu Anfange desselben Monats noch nicht allenthalben ges-

brochen, so erfolgt gemeiniglich ein schwerer Eisgang. Dieß ist der Fall bey der Newa in St. Petersburg, eben so wie bey der Düna. Die Flüsse gehen auch nicht alle zu gleicher Zeit auf: die Düna ist einer von den letzten. Kein Fluß geht mit solchem Ungeßüm, Lärmen und Geräusch wie die Düna, selbst die Newa zu St. Petersburg nicht. Das Eis hebt sich nach und nach von der Menge des darunter fließenden Wassers. Der Bruch geschieht plötzlich: in wenigen Minuten zerbricht das Eis von oben herunter auf dem ganzen Flusse, wohl 50 Meilen weit; und in dem Augenblicke siehet man den Strom wieder fließen. Es gehen wohl 8 Tage hin, ehe alles aus Pohlen kommende Eis abgeflossen ist. Indessen schießt vieles Wasser aus Thälern und kleinen Flüssen in den Hauptstrom zusammen, welcher dadurch immer höher anschwillt. Kommt nun noch unglücklicher Weise am Ausflusse in die See eine Stemmung des Eises dazu, oder treibt ein widriger Wind die Eisberge aus der See dem Flusse entgegen; so wird die Noth groß. Es entsteht eine fürchterliche Ueberschwemmung, die alle niedrige Gegenden des Landes, besonders um die Stadt Riga herum, unter Wasser setzt, Dämme durchbricht und neue Kanäle reißt, Häuser niederwirft, und alles, was ihm vorkommt, mit sich fortreißt. Diese schreckliche Erscheinung des Eisgangs siehet man dort alle Jahre, wiewohl nicht allemahl mit zerstörenden Folgen, und kein Mittel ist dagegen

ausfindig zu machen. Leute, die den Eisgang auf der Düna gesehen haben, werden lachen, wenn sie lesen oder hören, daß ein berühmter deutscher Gelehrter meinte, man könnte ja das Eis in der Mündung der Düna durchsägen und dadurch den Ausgang schwächen. Bey kleinern Flüssen möchte dieß zur Noth noch thunlich seyn. Hätte der Prinz Leopold von Braunschweig, der in Frankfurt umkam, jemals vorher den Eisgang auf der Düna gesehen, so würde er die Gefahr einer solchen Revolution besser gekannt und sich nicht auf die Oder gewagt haben. Die Erscheinung war in Deutschland neu, und eben deswegen von mehreren verderblichen Folgen. Im Norden sieht man sie alle Jahre und trifft die nöthigen Vorkehrungen dagegen. Wer nahe an dem Flusse wohnt, flüchtet bey Zeiten auf höheres Land; man sperrt die Stadt und verwahrt die Thore mit Mist; man bessert die Dämme alle Jahre aus. Die Eisgänge sind auch nicht alle gleich fürchterlich: zuweilen gehen sie ohne Schaden ab. In den Jahren 1783 und 1785 waren sie am schrecklichsten. Es war ein betrübter Anblick, wie eine Menge hölzerner Häuser, die das Wasser von ihrem Fundamente aufgehoben hatte, fortschwammen. Die obern Etagen ragten noch aus dem Wasser hervor: auf den Dächern steheten die vom Verderben überraschten Menschen mit ausgestreckten Armen um Hülfe, die ihnen niemand leisten konnte. So schwammen sie fort bis in die See, wo viele von ihnen noch

bey der Festung Dinamünde gerettet worden sind. Bey vielen traurigen Erfahrungen mischt sich aber oft auch etwas Lustiges mit ein. Auf einem der fortschwimmenden Häuser saß ein Hahn, welcher, als er gegen die Stadt kam, laut krächete. Das Thier schien noch eine gerechte Sache zu haben, und die Knaben, welche eben auf dem Walle herumliefen, beantworteten seine Salutation mit einem nachgemachten Hahnegeschrey.

Als im Jahre 1721 Lief- und Ehstland von Schweden an Rußland überging und durch eine Acte des Nystädtschen Friedens völlig an das letztere Reich abgetreten wurde, hatte Liefland einen Flächeninhalt von 1000 □ Meilen, und eine Bevölkerung von 325,000 Seelen, und Ehstland einen Flächeninhalt von 400 □ Meilen und eine Bevölkerung von 200,000 Seelen. Bey der neuen Uebersählung im Jahre 1772 fanden sich im Herzogthum Liefland mit der Insel Oesel 449,000 Menschen, und in Ehstland 176,000, ohne den Soldatenstand. Bey der folgenden Revision 1782 fand man in Liefland 488,346 Seelen, ohne den Adel, das Militär, die Geistlichkeit, Gelehrte an Gymnasien und Schulen, und die bey dem Civil-Stat angestellten Personen mit ihren Familien. Ferner sind darunter nicht mitbegriffen alle Ausländer, die nicht eigentlich sesshaft sind, Colonisten,

Fremde u. s. w. Auf der Insel Desel und den umliegenden kleinern Inseln, die auch zum Rigischen Gouvernement gehören, fanden sich 33000, zusammen also 521,346, und in Ehstland 196,285 Seelen. Also in Lief- und Ehstland zusammen 717,631 Seelen. Bey der letzten Zählung, welche 1795 anfang und 1796 vollendet wurde, enthielt

Der Rigische Kreis mit der Stadt Riga	80448	Seelen.
Der Wendische Kreis	68940	—
Der Wollmarsche Kreis	56431	—
Der Walkische Kreis	55788	—
Der Dorpatsche Kreis mit der Stadt	66543	—
Der Werrosche Kreis	60984	—
Der Zellinsche Kreis	51883	—
Der Pernausche Kreis	62918	—
Der Deselsche Kreis mit den übr. Inseln	34748	—
Also Liefland 538,683 Seelen.		

Der Revalsche Kreis mit d. Stadt Reval	51212	Seelen.
Der Baltischportsche Kreis	40000	—
Der Wesenbergische Kreis	51800	—
Der Habsalsche Kreis	46224	—
Der Weissensteinsche Kreis	27310	—

Und Ehstland 216,546 Seelen.

Totalsumme in Lief- und Ehstland, 755,229 Seelen.

Rechnet man hierzu noch das zahlreiche Militär, den Adel, die Geistlichkeit, Gelehrte, Ausländer,

die nicht mit verzeichnet sind, die Kronbeamten im Civil- und Militär-Stat, und die Einwohner der Stadt Narwa mit den dazu gehörigen Gütern und Dörfern; so kann man die gesammte Volksanzahl in Lief- und Ehstland, einer Strecke Landes von 1600 □ Meilen, ohne Bedenken auf 800,000 Köpfe ansetzen, wobey eher zu wenig als zu viel gerechnet ist: es kommen mithin auf 1 Quadratmeile 500 Menschen. So stark ist verhältnißmäßig keine andere Russische Provinz bevölkert, die umliegenden Gegenden bey den Hauptstädten etwa ausgenommen. Gleichwohl könnten beyde Statthalterschaften noch weit bevölkerter seyn, wenn nicht die unselige drückende Leibeigenschaft der Bauern, der daher entstehende Mangel an Math und Kraft, und die elenden, kraftlosen Nahrungsmittel, die Bevölkerung mächtig hinderten. Indessen könnte aus diesen beyden Provinzen gar bequem eine Armee von 50,000 Mann errichtet werden, wenn es einmahl die Noth erfodern sollte. Auch wächst die Bevölkerung jährlich: der Ueberschuß der Gebornen vor den Gestorbenen ist nicht gering. Sichtbarer wird die Zunahme der Bevölkerung in den Städten, wo die Menschen leichter als auf dem Lande übersehen werden können, und genauere Listen der Getauften und Gestorbenen gehalten werden. Die Volksmenge ist in mancher Stadt in einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren um 1000, und in manchem Kreise um 3 bis 4000 und mehr Menschen gestiegen.

So zählte z. B. Riga 1780 etwa 26000 Einwohner; jetzt (1808) beträgt sie über 30000; Reval hatte vor etwa 15 Jahren 9000 Einwohner, jetzt über 10000; Pernau hatte 1783 kaum 2500 Menschen, jetzt hat sie beynähe 4000, u. s. w. Diese so auffallende Zunahme der Bevölkerung in den Städten und auf dem Lande, hat aber nicht, wie man wohl denken möchte, in einer ungewöhnlichen und gegen andere Länder verhältnißmäßig größern Fruchtbarkeit der Ehen ihren Grund; (denn die Sklaverey hindert vielmehr, wie ich schon gesagt habe, die Fruchtbarkeit,) sondern theils in der Vervielfältigung der neuen Ehen, hauptsächlich aber in der geringen Sterblichkeit. Von der Fruchtbarkeit läßt sich überhaupt nicht eher etwas Allgemeines festsetzen, als bis man erst auf eine lange Reihe von Beobachtungen bauen kann. Unter den Bauern richtet sie sich gemeiniglich nach dem Wohlstande derselben und dem stärkern oder gelindern Drucke, unter dem sie liegen. Selten findet man Aeltern, die mehr als 4 Kinder, oft aber welche, die darunter haben; und wenn auch manche Mutter deren 5 oder 6 geboren hat, so bleiben sie, einzelne Fälle ausgenommen, nicht am Leben. Unachtsamkeit, Mangel an Pflege und gehöriger Abwartung, zu frühes Herausgehen und Wiederangreifen der Arbeit, weit mehr aber die Unwissenheit der Dorfhebammen, rauben vielen Kindern das Leben. Es giebt auch Bäurinnen, die mehr als dreyemahl nach einander Zwillinge zur Welt ge-

bracht haben: aber diese bleiben noch seltener am Leben. Dagegen sind in adelichen Häusern vielmahl 12, ja gar 20 bis 24 Kinder aus einer Ehe erzeugt worden, die auch größtentheils leben blieben. — Aus Beyspielen weiß man, daß junge Mannspersonen aus allerley Ständen im 18., und das weibliche Geschlecht schon im 15. Jahre, auch wohl noch etwas früher, Beweise ihrer Fruchtbarkeit abgelegt haben. Gewöhnlich hört das weibliche Geschlecht mit dem 46. Jahre auf fruchtbar zu seyn: doch siehet man auch zuweilen Wöchnerinnen von 50 Jahren.

Demnach hat die steigende Bevölkerung nicht sowohl in einer größern Fruchtbarkeit, als vielmehr in der geringen Sterblichkeit ihren Grund. Und diese beruhet theils auf der Gesundheit der Luft, theils auf der Stärke und Abhärtung des Körpers, theils auf der einfachen Lebensart, und endlich der geringen, noch gar nicht gedrängten Volksmenge in diesen beyden Ländern. Wäre der Gebrauch des Brauntweins, dieses nächst der Sklaverey grundverderbenden Uebels des Landes, und bey den Deutschen noch anderer hitzigen Getränke, nicht so sehr im Schwange, so würde die Sterblichkeit zuverlässig noch geringer seyn. Die Salubrität der Luft und das Klima zeigt sich selbst in den vielen Beyspielen eines hohen Alters, welches hier mehrere Personen, als in irgend einem andern Lande, erreichen. Zwar läßt sich das eigentliche Alter eines Greises, zumahl unter den Bauern,

hier selten genau bestimmen. Im Anfange des verfloffenen Jahrhunderts gingen die meisten Kirchenbücher durch Krieg und Pest verlohren; die vorhandenen sind mangelhaft, und es würde oft die größte Mühe kosten, das wahre Alter eines Bauern daraus zu bestimmen. Die Leute selbst berechnen dasselbe nach gewissen merkwürdigen Abschnitten ihres Lebens. Gemeinlich heißt es: bey jenem Zuge der Armee, in der Pest, als die Schweden vor Reval lagen, ic. wurde ich gebohren oder verheirathet, und aus dergleichen und ähnlichen Angaben schließt man auf ihr Alter. Leute von 70 bis 80 Jahren findet man viele, und selbst Greise von 90 Jahren und drüber, sind keine ganz seltene Erscheinung, zumahl unter dem weiblichen Geschlechte. Ich selbst habe Leute von 100, ja eine Frau von 103 und einen Mann von 111 Jahren gekannt. In einigen Kirchspielen des Revalschen Gouvernements sind in 15 Jahren unter einer Anzahl von 19473 Gestorbenen 57 Personen gewesen, welche ihr Alter auf 100 Jahre und drüber gebracht haben.

Die todtgebohrnen Kinder sind, wenn sie dem Prediger angezeigt werden, gemeinlich schon vollkommene und reife Geburten: schwere Arbeit, Unachtsamkeit und Dummheit der Hebammen mögen wohl den meisten Antheil an todtten Geburten haben. Aus Unvorsichtigkeit und Berwegenheit kommen auch jährlich viele Letten und Esten um, besonders im Wasser, wenn das Eis anfängt aufzugehen. Uebert-

gens bemerkt man nicht, daß in gewissen Jahreszeiten mehrere Kinder gebohren werden als in andern. Der schwächende Ehemann bey drückendem Brodmangel im Frühjahre denkt gewiß nicht schwachend an die Umarmung seiner Gattin; aber ein Schmaus oder eine lustige Zechgesellschaft bringt bald seine Lebensgeister in Bewegung. — Selbstmörder giebt es unter den Leibeignen mehr als unter den Deutschen daselbst. Der harte Druck, die Furcht vor der grausamen Strafe ihrer Herren bey einem begangenen Verbrechen oder auch nur kleinen Vergehungen, der Trunk, die Verzweiflung, verleiten viele zum freywilligen Tode. Jährlich hört man von Erhängten, Ersäuften, Erschossenen ic. in allen Kreisen. Unter den Deutschen habe ich folgendes merkwürdige Exempel eines Selbstmörders in Reval erlebt. Der Zollrath G., ein Mann von Achtung und Ansehen, hatte sich 1793 in der Biel ein Gut für 98000 Rubel gekauft und dazu das Geld, wie man sagte, zum Theil aus der Zollkasse genommen. Das Jahr darauf hieß es, daß von dem Oberzollamte in St. Petersburg die Ablegung der Rechnung von dem Revalschen Zollamte sey gefodert worden, und am 14. Oktober fand man den Zollrath G. in einer Kapelle auf dem Estnischen Kirchhofe, das Pistol neben ihm liegend, erschossen. Der Schuß war durch das Gehirn gegangen und hatte den ganzen Kopf zerschmettert. Was den Mann zu diesem schrecklichen Schritte bewogen habe, ist nicht

genau bekannt geworden; viele waren der Meinung, er habe es aus Schwermuth gethan. In seiner Tasche fand man folgenden Brief, den er vor seinem unglücklichen Ende an seinen ältesten Sohn geschrieben hatte, und von dem in Reval damals viele Abschriften herumgingen:

„Mein lieber Sohn Reinhold,

„Obgleich Du noch jugendlich bist, so hast Du doch schon den Verstand, deinen Verlust fühlen zu können: Du hast aber noch einen andern Vater im Himmel, von dem ich seinen besten Segen für Dich ersehe, daß Du fromm seyn und auf seinen Wegen wandeln mögest. Habe den alß beständig vor Augen und im Herzen. Sey fleißig und lerne etwas Rechtschaffenens, so wird es Dir auch jederzeit wohlgehen. Du bist der Älteste, gehe also deinen Brüdern mit einem guten Beyspiel vor. Ehret, liebet und gehorchet eurer theuern Mutter, und folgt ihrem tugendhaften Willen, so wird der Segen Gottes auf euch ruhen, und Du wirst dereinst das Glück haben, die Stütze dieser rechtschaffenen Mutter zu werden. Lebe wohl, mein lieber Reinhold! Gott, der Barmherzige, segne Dich mit allen deinen Geschwistern mit seinem besten Segen. Gott segne euch alle: auch Dich, mein liebes Vorchon, segne Gott. Suche deiner tugendhaften Mutter ähnlich zu werden, und dient, meine Kinder, Gott

„und Menschen, damit beyde ihre Freude an euch haben mögen. Lebt wohl, meine lieben Kinder; betet für euren Vater. In einer bessern Welt sehen wir uns gewiß wieder, und dann werdet ihr erst freuen

Euern bekümmerten Vater

Karl G.“

Aus diesem Briefe (deren er mehrere soll geschrieben haben) erhellet wenigstens so viel, daß er den schrecklichen Schritt mit Ueberlegung und vorgesezier Absicht gethan hatte. Sein Landgut und Vermögen in der Stadt wurde gleich nach seinem Tode auf Befehl der Krone in Beschlag genommen.

In eben dem Jahre am 10. October erschoss sich in Reval auf seiner Stube ein Russischer Pope, nachdem er vorher eine gute Portion Brantwein zu sich genommen hatte. Er hatte widerrechtlich ein Ehepaar getraut und sollte deswegen abgesetzt werden. — Ein Rosshändler, von Nation ein Holländer, der sich schon seit vielen Jahren mit seinem Handel auch hierher gewendet hatte, und sich seit geraumer Zeit in Reval aufhielt, aber ein Erzsäufer war, wurde 1796 eines Nachmittags von seinem Wirthe im Bette todtenblaß, jedoch ganz ruhig, angetroffen. Dieser fragte ihn, „was ihm fehle? ob er vielleicht nach dem Arzte schicken solle?“

Rosshändler. „Mir fehlt nichts, und der Arzt kommt auch zu spät: ich habe mir den Bauch aufgeschnitten.“

Wirth. „Sind Sie toll oder betrunken?“

Rosshändler. „Keins von beyden. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so sehen Sie her.“ (Indem er die Bettdecke lüftet.)

Der Wirth sah das Blut, in dem der Elende schwamm, den Schnitt quer über den Unterleib, und rief: „Mein Gott, da muß sogleich nach dem Wund- arzte geschickt werden!“ —

Er. „Nein, lassen Sie das nur, es ist nicht nöthig.“ — Er starb nach einigen Stunden an seiner Wunde. Und die Ursache zu diesem mit schrecklicher Ruhe und Gleichgültigkeit vollbrachten Selbstmorde? Er hatte Schulden, die er nicht bezahlen zu können glaubte. — In Peuth, einem Gute im Wesenber- gischen Kreise, schnitt sich ein leibeigener Wöttcher die Kehle durch, weil er wider seines Herrn Erlaubniß 5 Tage weggeblieben war, sich in Wirthshäusern her- umgetrieben hatte, betrunken nach Hause kam, und deswegen eine harte Strafe fürchtete. — Ein Weib erhenkte sich, weil sie dem Prediger geklagt hatte, daß ihr Kind, welches dieser beerdigen sollte, aus Man- gel Hungers gestorben sey, indem ihr harter Herr ihr kein Korn hatte vorstrecken wollen. Dieser erfuhr das Angeben, ließ sie einsperren, um sie den andern Tag mit Ruthen peitschen zu lassen, und am Morgen ward

ste todt gefunden. — Auf Rehtel erschoss sich im Walde ein Bedienter des Herrn von Vietinghof, weil er etwas verbrochen hatte und geächtigt zu wer- den fürchtete. — Ein sonst sehr nüchternen, guter, zu- verlässiger und brauchbarer Erbbauer des Pastorats St. Michaelis im Habsalschen Kreise erhenkte sich auf dem Rückwege von Reval, dahin er war ge- schickt worden, um Küchen- und Kellervorrath einzuk- kaufen, am Zaune. Er hatte alle seine Aufträge ge- nau ausgerichtet; Pferd und Wagen mit allen Sachen wurden unversehrt am Wege 7 Meilen von Reval bey einem Krüge (Wirthshause) gefunden, wo er sich be- trunken, in der Trunkenheit verspätet und aus Furcht vor der Strafe vermuthlich die That begangen hatte. Er hätte vielleicht noch können gerettet werden, wenn nicht eine unverzeihliche Gleichgültigkeit und Fahr- lässigkeit, Furcht und Aberglaube in dergleichen Vor- fällen, allen Esthnischen und Lettischen Bauern eigen wäre: denn ein kleiner Junge hatte ihn noch erst mit dem Gesichte nach der Straße zugekehrt gesehen, und bald darauf hatten ihn andere umgekehrt gefunden, durch die es, wiewohl zu spät, war angezeigt wor- den. — Im Jahre 1796 am 13. April wurde ein Ehste nach dem Hofe Kuil gebracht, den man in einer Scheune erhängt gefunden hatte. Niemand kannte ihn: er war gut gekleidet und wurde in das Niederlandgericht nach Baltischport gebracht. Ein junger Kerl, der ihn zuerst entdeckte, hatte sich so

bey dem gräßlichen Anblicke entsetzt, daß er ein Fieber bekam.

Im Jahre 1789 am 6. November wurde nicht weit von der Jakobikirche im Pernauschen im Walde ein Russe von etlichen Ebsten gesehen, bey deren Erblickung er zu laufen anfängt, und als er sich von den Bauern verfolgt sieht, sich mit einem langen Messer 3 Stiche in den Leib giebt. Er wurde darauf gegriffen und nach dem Gute Hallick gebracht. Ich sah hier den Unglückseligen; er war todenblaß und entkräftet, schauderte und hatte ein heftiges Bundfieber. Dabey schien er gegen seine körperliche Schmerzen ganz gleichgültig; auch hatte er sich schon sehr verblutet. Auf Befragen, was ihn zu dieser entsetzlichen That verleitet habe, konnte er noch so viel aussagen, daß er sehr hart von seinem Herrn sey gehalten worden, bey dem er es nicht länger habe ausstehen können und deswegen davon gelaufen sey. Als er die Bauern gesehen, die ihn angerufen hätten: wer er sey und was er hier mache? habe er geglaubt, sie sehten ihm nach, um ihn seinem Herrn wieder auszuliefern, und sich die Stiche gegeben: er wolle lieber sterben, als wieder zu seinem Herrn zurückkehren. Sein Mordmesser läßt indessen auch andere Absichten bey ihm vermuthen. Er wurde verbunden nach Pernaun an das Niederlandgericht geliefert, wo er aber nicht lange mehr gelebt hat. Wehe

solchen barbarischen Herren, wenn sie Schuld an dergleichen Unglück sind!

In Pernaun richtete sich 1788 den 28. April der Sekretär S. mit Gifte hin. Er hatte zu seiner bevorstehenden Hochzeit 700 Rubel Kassengelder entwendet, welches entdeckt wurde, und weshalb er Ahndung und Schimpf fürchtete; eine anderweitige zusammengezogene Schuldenlast, die er nicht wieder abwälzen zu können geglaubt hatte; ein unvorsichtiger Schritt zu einer Heirath mit einem Mädchen, von dem er nun zu spät voraussahe, daß sie das Glück seines Lebens nicht gründen werde, und die doch gleichwohl, ohne seine Ehre auß Spiel zu setzen, nicht füglich rückgängig gemacht werden konnte; überhäufte drückende Geschäfte; ein ohnehin etwas in sich gekehrtes Gemüth, vornämlich aber ein beleidigendes grobes Bisset von seinem Kreishauptmann, hatten ihn zu dem Entschlusse gebracht, zu zwey verschiedenen Mahlen, unter dem Vorwande, es sey für einen alten kranken Hund, Gift aus der Apotheke holen zu lassen und einzunehmen. Seine Braut und mein Freund Sch., der es mir erzählte, waren Abends 9 Uhr noch bey ihm, nachdem er die unselige Dosis schon genommen hatte, und fanden ihn vergnügt und gesprächig, als er über Schmerzen zu klagen angefangen hatte, seine gewöhnliche Gelassenheit und Ruhe aber noch beybehielt. Den andern Morgen um dieselbe Stunde war er nicht mehr, und um ihn herum ein haßlicher Geruch mit Fluß aus

Mund und Nase. Man fand auch nachher hoch ein Paar mit lauter kleinen Stücken von Feuersteinen stark geladenen Pistolen, woraus erhellet, daß er schon lange mit diesen unseligen Gedanken umgegangen seyn müsse.

Doch ich wende mich weg von diesem schauderhaften Gesilde der Selbstmörder unter dem Nordischen Himmel, das ich leicht erweitern könnte, zu den 800,000 Menschen, von denen Lief- und Ehstland jetzt bewohnt wird. Sie bestehen aus gar verschiedenen Nationen, deren nationellen Unterschied ich hier eben nicht zeichnen will, weil dieß schon in mehrern Schriften hinlänglich geschehen ist, was ich also billig übergehe und auf mein früheres Werk über Ehstland und die Ehsten verweise, das hierüber mehr sagt. Ich verweile hier hauptsächlich dabey, was diese verschiedenen Nationen in ihrer ländlichen Industrie unterscheidet und charakterisirt. Billig nenne ich zuerst als die Hauptbewohner und zahlreichsten Stämme:

1. Die Letten und Ehsten. Beyde bekennen sich zur Lutherisch-Protestantischen Kirche. Sie sind alle Leibeigene, bis auf die wenigen Ausnahmen, denen es durch irgend einen günstigen Zufall geglückt ist, freygelassen zu werden, und werden von den Edelleuten hart und strenge, oft bis zur Tyranny und Grausamkeit, behandelt. Ob sie gleich in Kurland, Lief- und Ehstland die eigentlichen Ureinwohner ausmachen

und von der Natur zu den Herren des Landes bestimmt sind, müssen sie doch fremder Dienstbarkeit gehorchen, und unter dem Drucke der härtesten Leibeigenschaft ihr kümmerliches Brod mühsam erwerben, und das Fett des Landes den Deutschen Erbherren überlassen. Besonders sind die Ehsten, mehr noch als die Letten, dem Drucke der Knechtschaft und der Frohndienste unterworfen. Ost bleibt in einem Gesinde, d. h. auf einem Bauernhose, kaum ein Mensch, und bisweilen auch der nicht zurück, um eigene Arbeit zu verrichten. — Auch in Riga findet man fast in allen Häusern leibeigene Dienstboten, die aber gegen den Hofsdienst auf ihres Herrn Gute, sehr leidlich gehalten werden. Ist die Herrschaft mit einem unzufrieden, oder braucht sie eben Geld, so bietet sie ihn in den öffentlichen Blättern zum Verkauf aus, und beschreibt seine Gestalt, sein Alter, seine Fähigkeiten, Eigenschaften u. s. f. *) Man mag dagegen sophistisch einwenden, was man will, und mit einzelnen Beyspielen zu beweisen suchen, daß diese Nationen bey ihrer Leibeigenschaft nicht so unglücklich wären, als man mit Gründen es darzustellen sich bestrebt; so bleibe doch dieß unumstößlich wahr, daß eine solche Verfassung unmöglich je eine ökonomische Vollkommenheit erzeugen könne. Die Beyspiele von dem

*) Unter Alexander's Regierung ist dieser Mißbrauch abgeschafft, wenigstens sehr eingeschränkt.

Wohlstande einzelner Individuen dienen nicht zum Beweise für das Ganze. Denn wer sichert dieselben oder ihre Nachkommen, daß ihr Wohlstand, bey ähnlichem Fleiße, bey gleicher Thätigkeit, auch fortdauernd sey? Der jetzige gütige, menschenfreundliche und billige Erbherr stirbt; schnell kann sich die Scene ändern. Die Erben brauchen vielleicht aus Gründen mehr Geld als der Vorfahr: wer kann dieß leichter liefern als der Leibeigene? — Man weiß, er ist wohlhabend; ihm sein Vermögen unmittelbar zu entziehen, d. h. es offenbar zu rauben, ist gegen die Gesetze. Aber ein ökonomisches Raffinement kann das bewirken, was Gewalt nicht bewerkstelligen konnte noch durfte. Der wohlhabendste Bauer kann daher, so lange er noch leibeigen ist, in kurzer Zeit wieder auf die Stufe seiner hungrigen Mitbrüder herabgestürzt werden, die er vielleicht vorher mitleidsvoll betrachtete.

Aber nicht bloß eine veränderte Regierung durch Erbschaft kann den Letzten und Ehsten von seinem genossenen Wohlstande herabstürzen; er ist dieser Verschlimmerung seines Zustandes auch bey dem Verlaufe des Gutes ausgesetzt. Je höher jetzt der Preis der Güter ist, desto mehr werden die Procente berechnet, die aus dem Kapitale müssen erhalten werden. Daher fallen die meisten ökonomischen Verbesserungen, sobald sie nur deshalb unternommen werden, um die Interessen zu gewinnen, dem Bauer allein zur Last,

daher sich dieser auch gegen jede Neuerung sträubt. Nur der Herr gewinnt, der Leibeigene verliert dabey. Viele Gutsbesitzer, die gewiß Menschenfreunde sind, gestehen dieß selbst ein; aber sie können oft nicht anders handeln, um nicht ihre Achtung, ihr Ansehen und ihren Kredit bey den weniger billig denkenden Nachbarn zu verlieren. Was läßt sich aber von Leibeigenen erwarten, die noch weniger als Miethlinge auf den allgemeinen, oder nur ihres Herrn Nutzen sehen? Können die aufgeopferten Kräfte der folgenden Generation Gedeihen, Muth und Vernte gewähren? — Freyheit, Eigenthum und Unterrichtsanstalten sind daher die einzigen Mittel, aus welchen Volksveredlung, Volkswohlstand und Glückseligkeit entspringen. Hierin liegt die Anstößung des Problems, wenn von dem Aufhelfen und der Verbesserung des Zustandes der Leibeigenen die Rede ist. Freyheit ohne Eigenthum ist Nichts; Freyheit und Eigenthum ohne Aufklärung ist nichts Gutes; vereint hingegen sind sie Alles. Aufklärung muß voraus gehen, ehe die Menschen von ihrer Freyheit einen guten Gebrauch machen können; sie muß die Mittel zeigen, mit der erhaltenen Freyheit auch das Eigenthum zu schützen und zu vermehren. Um die Volksaufklärung zu befördern, hat der Adel nur erst wenig gethan: er glaubt die Leibeigenschaft noch immer von seinem Interesse unzertrennlich. Einige Prediger haben zwar durch verschiedene Volkschriften den Anfang dazu gemacht, den ersten

Keim zu entwickeln, wenn er nur nicht durch das Entgegenstreben vieler Erbherren wieder erstickt würde. Vorbereitung muß vorausgehen; ohne stufenweise Entwicklung und allmähliche weitere Fortführung würde die Freyheit eines Volkes dasjenige seyn, was ein Feuerbrand in der Hand eines Wütherrichs, das Schwert dem Rasenden, die blendende Sonne den Augen eines so eben erst sehend gewordenen Menschen ist. Eine neue Finsterniß, größeres Unheil, eine Schauder erregende Verwüstung erfolgt auf Beydes. Katharina II., Rußlands kluge Gesetzgeberinn, hat in ihrer Instruktion zum Entwurf eines neuen Gesetzbuchs die weisesten Winke hierzu ertheilt. Werden diese befolgt, so gewinnt der Herr und der Unterthan, der Staat und die allgemeine Industrie. Denn nach dem Aussprache eben dieser erhabenen Gesetzgeberinn „kann der Ackerbau nicht in Aufnahme kommen, wo der Landmann kein Eigenthum hat.“ —

2. Deutsche. Sie sind die Herren und unumschränkten Gebieter der vorigen, bekennen sich ebenfalls zur Protestantischen Kirche, und sind gegen die Landeseinwohner zwar nur in geringer Anzahl*) da, aber durch ihre Thätigkeit, durch ihre wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse seit mehr als 6 Jahrhunderten schon für diese Provinzen so wichtig, als

*) Es werden ihrer in beyden Gouvernements aufs höchste 30,000 seyn.

für die Freyheit ihrer Uebewohner gefährlich und verderblich. Manche Geschäfte werden fast ganz allein von den Deutschen betrieben. Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften, der Handel im Großen, alle Expeditions- und Commissions-, die Wechsel- und Zollgeschäfte sind einzig in ihren Händen. Alle Apotheken, das ganze Medizinalwesen, der Buchhandel u. s. f. werden von ihnen allein besorgt. Sie wohnen hauptsächlich, den Adel und die Prediger, nebst einigen Handwerkern ausgeschlossen, in den Städten, wo sie Gewerbe und Handel treiben. Sie sind, wie in Deutschland, in Gemeinden abgetheilt, sprechen Deutsch, kleiden sich Deutsch und haben ihre eigenen Kirchen und Prediger. Selbst Menschen von andern Nationen halten sich zu den Deutschen und schließen sich an sie an, wenn sie selbst nicht so zahlreich sind, sich als nationell abzusondern, z. B. Schweden, Dänen. Sogar hört hier der Religionsunterschied auf, indem selbst Katholiken Antheil an den kirchlichen Ceremonien nehmen, ohne deßhalb als Proselyten angesehen zu werden. — Die meisten adelichen Familien, oder geadelte Bürger, Kaufleute, welche Güter besitzen, so wie die Landprediger, wohnen auf dem Lande und widmen sich der Oekonomie. Hier, wie in den Städten, schließt sich die innere Verfassung und häusliche Lebensart mehr an die des Vaterlandes an, als bey den schon mehr isolirt lebenden Deutschen im Innern von Rußland, wenn sie zumahl schon seit mehr

reren Generationen daselbst einheimisch waren, wodurch sie sich leichter die Russische Sprach- und Denkungsweise, Sitten und Lebensart zu eignen machen konnten.

Im Ganzen haben die Deutschen keinen geringen Einfluß auf die landwirthschaftliche Kultur in Lief- und Ehstland. Die Verwalter auf den größern adelichen Gütern und Besitzungen sind meistens Deutsche, weil sie wegen ihrer Treue und Ehrlichkeit überall gut angeschrieben sind, und allgemein in dem Rufe geschickter praktischer Landwirthe stehen. Viele unter ihnen sind gebohrne Liefländer, aber von deutschen Aeltern, auch Schweden. Sie werden im ganzen Lande *Amtleute* genannt, ob sie gleich mit der Jurisdiction nichts zu schaffen haben. Der Herr des Guts behält sich diese meistens selbst vor, und überläßt dem Verwalter oder Amtmann bloß die Aufsicht über die Wirthschaft und die Vollstreckung der Strafen durch den *Kubjas* (Frohnaufseher). Ein solcher Amtmann bekommt 2 — 300 Rubel Gehalt, freye Wohnung, Holz, Korn, Heu u. s. w.

3. Russen. Sie bekennen sich zur Russisch-griechischen Religion. Obgleich diese Nation auch der Leibeigenschaft unterworfen ist, so ist sie doch in ihrem Thun und Lassen das gerade Widerspiel von den Ehsten und Letten. So träge, faul und unthätig diese sind, so munter, lebhaft und arbeitsam ist der Russe. Bey seinem großen Hange zur Sinnlichkeit

vereinigt er doch damit Fleiß, Muth und Entschlossenheit. Dieß siehet man nicht nur bey dem Militair, sondern auch überhaupt bey der ganzen Nation. In Lief- und Ehstland möchten ihrer ungefähr, das Militair abgerechnet, 30,000 seyn, doch glaube ich eher darunter als darüber. Seit dem Durchmarsche der 7000 Russen, welche 1801 aus französischer Gefangenschaft durch Deutschland in ihr Vaterland zurückkehrten, und durch den letzten Krieg in Preussen, kennt man dieses Volk genauer. Nicht leicht findet man eine ähnliche Nation, die so schnell von einem Extrem zu dem entgegengesetzten andern übergeht, als es bey den Russen der untern Volksklassen der Fall ist. An die Betäubung der Sinne und an die scheinbare Erschlaffung der Kräfte schließt sich sogleich wieder Energie und Thätigkeit an. Man hat in dieser Hinsicht die Russen schon charakterisirt, aber ihnen nicht immer diejenige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die aus der Nationaldenkungsart, aus ihren Sitten, Religionsgrundsätzen und aus ihren politischen Verhältnissen entspringen, und darnach beurtheilt werden müssen. Hier kann daher die Rede auch nur von der untern Volksklasse seyn, da diese in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart sich wenig oder gar nicht verändert hat. Bey den höhern Ständen ist, wie bey einer jeden andern Nation, das ursprüngliche Nationale schon zu sehr durch ausländische Sitten verwischt.

Der gemeine Russe ist auch hier der Leibeigene seines Herrn; aber diese Leibeigenschaft hat ihn seiner menschlichen Würde nicht so beraubt wie den Letten und noch mehr den Ehsten. Die Leibeigenschaft scheint in Rußland auch nicht so alt als in andern Ländern, wo sie noch beybehalten ist. Nach dem Zeugniß mehrerer Geschichtsforscher wären die Russischen Bauern bis auf die Unruhen der falschen Dimitri gemiethete Bauern, die gegen eine bestimmte Abgabe an den Edelmann das ihnen angewiesene Land bauen konnten, dabey aber die Freyheit hatten, hingehen zu können, wohin sie wollten. Da aber unter den Unruhen in Rußland zur Zeit der falschen Dimitri die Zügellosigkeit und das Herumwandern der Bauern zu sehr überhand genommen hatte, wodurch die ländliche Industrie litt; so verbot der Zaar Michael Feodorowitsch dieses freywillige Herumstreifen; der Bauer wurde an sein Land angeknüpft (glebae adscriptus), und folglich die Leibeigenschaft eingeführt. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts fand keine eigenliche Leibeigenschaft in Rußland statt, doch verkauften sich bisweilen die Aermern um ein geringes Geld an die Reichern, um ihnen nebst Weib und Kind zu dienen. Es ist daher für die Russische Staatsverfassung etwas Verdienstliches, daß sie die eingeführte Leibeigenschaft, bey dem Mangel einer bessern Kultur und Aufklärung des 17. Jahrhunderts, doch nicht zu derjenigen Höhe hinauffsteigen ließ, wo-

durch der nützliche Landbauer einem solchen eisernen Joche wäre unterworfen worden, unter welchem der Lette, Pohle und Ehste seufzt. Der leibeigene Russe trägt daher bey weitem nicht die schweren Fesseln, welche für andere zu einem ähnlichen Drucke bestimmte Menschen geschmiedet sind. Dieß rührt theils daher, weil das Freyheitsgefühl noch nicht durch ein halbes Jahrtausend vertilgt worden ist; theils auch aus der Unbekanntschaft mit dem barbarischen Feudalsystem, der eigentlichen Ernährerin der Leibeigenschaft, das aber in Rußland nie recht zur wuchernden Pflanze gedeihen konnte. Beydes ist Ursache, daß die menschlichen Vorrechte nie ganz vertilgt werden konnten, und die größere Industrie, die regsamere häusliche und ländliche Thätigkeit, nebst dem Gefühl für Keintlichkeit, beweisen sowohl das nicht zu hohe Alter, als den nicht großen Druck der Leibeigenschaft. Bey dieser gemäßigtern Modifikation der Knechtschaft kann auch kein so willkürlicher und drückender Frohndienst die Leibeigenen, wie die Ehsten und Letten, bis zum Thiere herabwürdigen. Gegen eine gewisse bestimmte Abgabe (Obrok) an seinen Herrn, erhält jeder die Erlaubniß, wenn er sie richtig abgeliefert und alljährlich erneuert, mit einem Pässe hinzugehen, wohin er will, und wo er glaubt, einen reichlichem Verdienst als zu Hause zu erhalten. Sein Weib und Kind haften in dessen zu Hause für seine Zurückkehr.

Diese Freyheit benützt jeder thätige, nach Verbesserung seiner Umstände strebende Russe. Unterstützt von einer natürlichen Faßlichkeit, weiß er bald mit seinem Beile oder Grabescheite, ein reichliches Auskommen für sich und seine Familie zu verschaffen. Er verläßt sein Dorf, begiebt sich in eine größere Stadt, um da als Gärtner (Grünkerle nennt man sie dort,) den Sommer hindurch, oder auch als Handlanger, Zimmermann, Maurer, Leichgräber oder Ziegelstreicher im Herbst, so viel zu verdienen, als für ihn und seine Familie zum Winterunterhalte nöthig ist, und daß er auch seinen Obrock damit bestreiten kann. So sind sie auch nach Lief- und Ehstland gekommen, und kommen ihrer noch jährlich zu Hunderten, ja Tausenden dahin. Andere, mit mehr Kunstfertigkeiten ausgerüstet, verdienen noch mehr, je nachdem sich ihre Arbeiten und Beschäftigungen über das Gewöhnliche erheben. Man findet daher unter ihnen Architekten, Stuckaturarbeiter, Tapezierer, geschickte Töpfer u. s. f. die man oft unter der elenden Kleidung und dem langen Barte nicht sucht. In Riga, Reval, Pernau u. a. a. D. findet man viele Krämer, die als Lichtzieher, Höfer, Ausrücker u. den Handel angefangen, sich etwas erworben haben, und zum Theil wohlhabend geworden sind. Sie bleiben dabey ihrer frugalen Lebensart getreu, machen keinen Aufwand, ersparen sich ein Kapital und kehren oft mit Tausenden in ihre Heimath zurück,

oder kaufen sich und die Ihrigen frey. Manche kommen 3 bis 400 Meilen weit her, hinter Moskau, aus Lwer, Kostroma, der Ukraine, u. s. w., und Reisen von den Ufern der Wolga aus Jaroslaw, vom Don und Ural nach Ktesland zu Fuße sind bey ihnen nichts Seltenes. Kurz, die fleißige Russische Nation zeichnet sich durch einen Erwerbseiß, durch eine Thätigkeit und Lebhaftigkeit aus, die ihr mit Recht das Prädikat der Nordischen Franzosen erworben hat. Am Ende des zweyten Theils werde ich eine ausführlichere Schilderung ihres Nationalcharakters, ihrer Tapferkeit und militärischen Verdienste entwerfen.

4. Schweden. Sie wohnen auf einigen Inseln im Baltischen Meere, zum Theil auch auf dem platten Lande und in Städten, wo sie als Handlanger und Dienstboten bey Kaufleuten, als Gärtner und als Gehülften in Fabriken gebraucht werden. Sie sind sämmtlich der Evangelischen Religion zugethan, haben ihre Sprache und größtentheils ihre Sitten beybehalten, daher sie auch auf dem Lande sowohl als in den Städten ihre eignen Schwedischen Prediger haben, und sind sämmtlich gute, treue, ehrliche und fleißige Leute. Es giebt ganze Schwedische Bauergemeinen, und auch unter dem Adel, den Gelehrten und Bürgern findet man zahlreiche Familien von ihnen, die aber ganz zu Deutschen umgeformt sind. Die Inseln Worms, Ruun, Groß- und Klein-Roog werden von lauter Schweden, Dagen und

Muckö aber von Schweden und Ehsten bewohnt. Diese Schwedischen Bauern sind meistens freye Leute, wenigstens unter einem sehr leidlichen Drucke, und haben bey der Uebergabe des Landes 1721 gewisse Privilegien erhalten, nach welchen sie ihre Arbeit und ihre Abgaben ihrem Herrn entrichten, welches manche Weitläufigkeit veranlaßet hat. Die auf Worms z. B. behaupten, daß ihnen frey stehe, ihrem Herrn aufzusagen und wegzugehen; ihm aber solle nicht frey stehen, sie von ihrem Lande wegzutreiben. Sie versichern, die Schwedischen Könige hätten sie in vorigen Zeiten hierher gesetzt, die Ehsten im Zaume zu halten und ihren Seeräuberereyen zu steuern, welches mit Lebensgefahr verknüpft war. Daher habe man ihnen Privilegien ertheilt und nur eine kleine Abgabe von ihrem Lande aufgelegt. Ihrer möchten in beyden Gouvernements nicht über 5000 seyn.

5. Finnen siehet man nur noch einzeln, besonders in und bey Narwa. Ehemals war ihre Zahl stärker und es fanden sich viele auch in Reval und Riga, die meistens Dienstboten waren. Ueberhaupt ist dieser sonst so starke und zahlreiche Völkerstamm, der selbst in der Geschichte Epoche machte, jetzt zerstückelt und isolirt. Sie schließen sich an die Ehsten an, mit denen sie in Kleidung, Sprache und Gebräuchen ziemlich übereinstimmen.

6. Pohlen, Danen, Holländer, Preussen, Engländer und Franzosen findet man

blos des Handels wegen in den Städten und nicht zahlreich. Von den Engländern haben sich mehrere in Riga, Narwa, Reval und Pernau niedergelassen; Pohlen leben in Riga, auch ihrer viele auf dem Lande, die ihren Unterhalt durch Handarbeit und Musik suchen. — Juden werden blos in Riga gefunden; in Reval ist nur ein einziger. Geduldet werden sie in Lief- und Ehstland eigentlich gar nicht, denn Peter der Große antwortete auf ihre Bittschrift: „ich brauche in meinen Staaten keine Juden, meine Russen sind mehr denn Juden.“ Nur in einigen Statthalterschaften haben sie durch eine Ukase vom Junius 1794 und vom März 1805, Erlaubniß erhalten, sich aufhalten und ansiedeln zu dürfen. Soll ihre Duldung dem Staate Nutzen schaffen, so müssen sie dem Wucher entsagen und sich mehr der landlichen Betriebsamkeit widmen. Daß sie auch selbst zu schweren Handarbeiten im Nothfalle ihre Zuflucht nehmen können, hat der Augenschein gelehrt, da im Sommer 1795 ihrer 80 sich auf einem Gute in Liefland der Leich- und Grabenarbeit unterzogen. Viele ziehen auch als Klemptner und Kesselschicker im Lande umher, welches ihnen nicht verwehret ist.

Aus den bisher mitgetheilten Bemerkungen geht das Resultat hervor, daß, wenn alle Gegenden des Landes hinlänglich besetzt wären und alles brauchbare Land bearbeitet, oder gar neue Stücke durch Fleiß brauchbar gemacht werden sollten, füglich noch 2 bis

300,000 Menschen mehr in Lief- und Ehstland ernährt werden, und gleichwohl noch ein einträglicher Kornhandel mit dem Auslande getrieben werden könnte. Ein größtentheils fruchtbarer Boden von 1600 □ Meilen kann ohne Bedenken eine Million Einwohner beschäftigen und ernähren, wenn man auch für Wälder, Seen und Moräste 400 □ Meilen abrechnen wollte. Jetzt kommen auf eine □ Meile im Durchschnitte 500 Köpfe, immer eine sehr geringe Zahl in Vergleich mit andern Europäischen Ländern. Verbesserte Einrichtungen, mehr Ermutterung zum Fleiße, begünstigte Bevölkerung durch Abwendung des Drucks und Mangels, werden bald beweisen, daß mit der steigenden Zahl auch der allgemeine Vortheil, Industrie, Erfindungsgeist und Raffinement, so wie Kultur und Aufklärung, steigen werden. Durch Erfahrung und Beobachtung seit einer Reihe von Jahren hat man auch wirklich wahrgenommen, daß die Bevölkerung in beyden Statthalterschaften, so wie überhaupt im ganzen Russischen Reiche, mehr im Zunehmen als Abnehmen begriffen ist.

Riga ist die Haupt- und Gouvernementsstadt in Liefland und bey weitem die größte und reichste Stadt im ganzen Lande. Ihr Erbauer war der Erzbischoff Albert, der sie im Jahre 1200 zu gründen anfang und ihr den Nahmen von einem kleinen Arme

der Düna, Rige oder Ryghe genannt, gab. Hier liegen die Gebeine des berühmten Bischoffs Meinhardts von Segeberg, der mit den Bremer und Lübecker Kaufleuten, durch Schiffbruch verschlagen, bey Uexküll ans Land trat, sich ansiedelte, die Landessprache lernte und viele tausend Letten und Ehsten bekehrte. Er erbaute die erste Christliche Kirche und die erste Festung, und starb als Bischoff von Liefland, nachdem er abwechselnd die Rolle des Feldherrn, des Pfaffen, Gesetzgebers und Ackerbauers gespielt hatte. — Die Gegend um die Stadt von der Landseite hat nichts Reizendes: die Erwartung des Reisenden wird nicht gespannt, wenn er sich Riga nähert, und nur hier und da eine von Sandhügeln umgebene Bauernhütte erblickt, bis er erst die Stadt selbst und den vor ihr fließenden Dünaström ansichtig wird. Rind herum sieht man nichts als Sandfelder, die sich mit ewigen Wäldern und Morästen gatten; aber in einer Entfernung von 2 bis 3 Meilen giebt es viele kleine Landhäuser, die den Rigischen Kaufleuten und Bürgern gehören, und unter welchen einige manchem Landhause am Rheine und an der Elbe den Rang streitig machen. — Vor einem der Stadthore befindet sich zwischen diesem und der etwas entlegenen Vorstadt ein flaches Feld, auf welchem man eine Menge Todtengebeine, so wie auf einigen Anhöhen Vertiefungen, wie von eingesenkten Gräbern und verfallenen Särgen, erblickt, aus denen Schä-

del und Knochen verweseter Leichname hervorragen. Weil vor nunmehr 200 Jahren in Lief- und Ehstland eine schreckliche Hungersnoth entstand, so nahmen die unglücklichen Bewohner zu Tausenden ihre Zuflucht nach Riga, und lagerten sich auf diesem Felde, um die Bürger, die mit Getreide versehen waren, um Mitleid und Unterstützung anzuflehen. Es riß eine Art von Pest unter ihnen ein, die über die Hälfte dieser Unglücklichen hinraffte. Endlich gaben Riga's Bürger den Elenden und halb Verschmachteten die nöthigen Lebensmittel und unter gewissen Bedingungen auch das nöthige Saatkorn. Jetzt feyert man auf diesem Platze jährlich ein Fest, welches der gemeine Mann das Hunger-Kummerfest nennt. Die Russen belustigen sich dann mit Nationalspielen, Musik und Tänzen, und die Zuschauer werden unter Zelten mit Erfrischungen aller Art für ihr Geld bedient.

So wenig Abwechselung indessen die Ansicht von der Landseite dem Auge des Reisenden darbietet, so überraschend wird er hingegen durch den mannichfaltigen Anblick von der Wasserseite entschädigt. Die Einfahrt über die Düna ist ungemein schön und erregt hohe Begriffe von dem Wohlstande und Handel dieser Stadt. Auf der Brücke ist beständig ein solches Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden, daß man sich die meiste Zeit nur mit Mühe durchdrängen muß, und an beyden Seiten derselben ein Wald von Schiffen, die an der Seite Strom-aufwärts gelöscht

werden, und Strom niederwärts ihre Ladung einnehmen. Die Einrichtung dieser Brücke ist vortreflich und dabey zugleich für die nöthigen Verwahrungsmittel wider den Eingang gesorgt. Sie besteht aus verschiedenen Flößen, welche flach auf dem Wasser an einander gefugt sind und durch Anker befestiget werden. Wenn ein Schiff durchfahren will, so wird ein Floß gedfnet, und nachdem jenes durch ist, wieder niedergelassen. Sie ist 900 Schritte lang und so breit, daß drey Wagen bequem einander ausweichen können. Wenn der Winter eintritt, wird sie aus einander genommen und in Verwahrung gebracht. Man bedient sich alsdann noch wenige Tage der Fahren und kleiner flacher Boote, und bald darauf fährt man mit den schwersten Frachtwagen über die große Eisdecke hin. Wenn Thauwetter einfällt, so macht man von Brettern einen Fußweg über den Strom bis zur jenseitigen Vorstadt; aber oft werden die Fußgänger durch einen schnellen Eisbruch überrascht, und dann sind sie ohne Rettung verlohren. Sobald man den Eisgang erwartet, werden die Stadthore an der Düna geschlossen und von innen mit Mist verschüttet, und die in der Unterstadt liegenden Kelleröfnungen vermauert, so daß kein Wasser eindringen kann. Uebershaupt werden, wenn man einen schweren Eisgang vermuthet, alleenthalben solche Anstalten getroffen, daß man die Ankunft des Wassers, wenn es ja allensfalls irgendwo durchbrechen sollte, ruhig abwarten

Kann. Die größte Gefahr entsteht hierbey für die Holzhändler, welche ihre Waaren sämmtlich außerhalb der Stadt auf den Holmen (kleinen Dünaufeln) umher liegen haben. Sie müssen Anstalten machen, daß der Eisgang nicht ihren ganzen Reichthum wegsüße. Zu dem Ende lassen sie ihr Holz aufthürmen und mit großen Ketten und Lauen an starke Bäume oder Pfähle anbinden. Aber oft sind alle Vorkehrungen vergeblich: wider die Gewalt des Eises ist nichts fest genug. In den Jahren 1771, 1783, 1785 und 1795 wurde alles Holz bey Riga weggetrieben; da schwammen die schönsten Masten und Balken in der See herum. Die See wirft sie zwar bey sich drehendem Winde wieder aus, und es darf bey Strafe sich kein Küstenbewohner in Lief-, Ehst- und Kurland unterstehen, ein ausgeworfenes Stück Holz für sich zu behalten, sondern jeder ist verbunden, es gegen Bezahlung seiner Mühe, nach Riga zurück zu liefern, da denn nach dem auf jedem Stücke Holze befindlichem Zeichen der Eigenthümer bald ausfindig gemacht wird. Was die See an fremden Küsten auswirft, oder gar zu weit wegführt, ist freylich verlohren. Glücklicher Weise hat man eine solche Noth nicht alle Jahre zu befürchten.

Ein so wohlthätiger Fluß also auch die Düna für Riga ist, da durch ihn Handel und Schiffahrt befördert wird, mithin der ganze Flor der Stadt auf diesem Strome beruht; so erweckt er doch im Früh-

jahre durch seinen schrecklichen Eisgang Furcht und Grauen. Ein mehr als gewöhnliches Anhäufen der fürchterlichen Eisschollen an der Mündung des Flusses, ein ungefähres Stauen des gewaltigen Stromes, und ein Durchbruch des Walles, würde für diese Stadt schrecklich werden. Zwar ist sie mit hohen und festen Wällen umgeben und also, wosfern diese nicht unglücklicher Weise durchgewühlt werden, wider die Gefahr des Eisgangs gedeckt. Aber dennoch stieg in den vorhin genannten Jahren das Wasser so hoch, daß der Wall nur noch einige Fuß über dem Wasser hervorstand. Besonders gefährlich war der Eisgang 1795 am 7. April. Es fehlten nur wenige Zoll, so wäre die tosende Fluth über die Wälle gestürzt. Einige 50 Menschen verlohren außerhalb der Stadt ihr Leben, und noch mehrere Häuser wurden vernichtet oder äußerst beschädigt. Durch milde Beyträge kam für die Unglücklichen bald eine Summe von 2642 Albertsthalern (deren einer 1 Thlr. 12 Gr. Sächsisch macht,) zusammen, welche unter sie vertheilt wurde.

Die Düna war ehemals bey Riga tiefer, als sie es jetzt ist. Die größten Schiffe konnten auf dem Strom bis 3 Meilen über Riga fahren. Wegen des vom Sande und hineingeschütteten Gassenkoths verchlammten Fahrwassers können jetzt große dreymastige Schiffe, wenn sie beladen sind, nicht weit mehr auf dem Strome hinaufkommen: kleinere Schiffe aber ge-

hen noch bis an die Stadt, welche zwey Meilen von der See, hart an der Düna liegt. An beyden Seiten der Flossbrücke legen sie zum Aus- und Einladen an, welches einen prächtigen Anblick giebt, und den ganzen Sommer hindurch unzählige Einwohner zum Spazierengehen dahin lockt. — Zur Verbesserung des Fahrwassers in der Düna hat die Krone schon mancherley kostbare, aber zum Theil sehr verkehrte Anstalten gemacht. Es sind verschiedene große und kleine Dämme gebauet worden, die aber der Gewalt des Eisgangs nicht widerstehen konnten, sondern immer wieder durchgerissen wurden. Das schlimmste dabey ist, daß diese Dämme größtentheils auf Kosten der Stadt angelegt und unterhalten werden müssen, und daß bey dem Durchbruch derselben immer mehr Sand in den Strom gespült wird, welcher so große und feste Sandbänke ansetzt, daß keine bisher bekannte menschliche Kunst sie wieder wegzubringen vermocht hat: und diese Sandbänke werden von Jahr zu Jahr größer und bedenklicher. Gleichwohl hört man nicht auf, verkehrte Mittel anzuwenden. Wenn etwas an dem Strome zu bauen ist, so wird die Stadt, die den Bau besorgen muß, nicht darum gefragt; sondern es wird ein Plan von Petersburg geschickt, in dem oft nicht einmahl auf das Lokale Rücksicht genommen und dessen Erfinder nicht allemahl bekannt ist. Nach diesem Plane muß die Stadt bauen, wenn auch vor auszusehen ist, daß der größte Schade daraus entste-

hen wird: Gegenvorstellungen werden nicht angenommen.

Riga gehörte ehemals mit zum Hanseatischen Bunde, in den sie schon 1260 aufgenommen wurde. Sie ließ sich aber nicht despotisch von diesem Kaufmännischen Verein beherrschen, sondern widersetzte sich, in sich selbst groß und mächtig, oft standhaft seinen stolzen Anmuthungen, und behauptete unter den Seestädten einen Rang in der ersten Klasse. Zwar wurde bey dem Transitohandel nach Rußland oft den Städten Reval, Pernau und Narwa von der Hanse der Vorzug gegeben: da aber diese Städte in mehreren Artikeln nicht so viele Rückfracht liefern konnten wie Riga; so suchte man, so viel als möglich, die angeknüpfte Verbindung zu erhalten. Ihr Handel war von jeher ausgebreitet, beliebt und einträglich: man suchte ihre Freundschaft, ihre Waaren wurden weit und breit begehrt, ihre Macht respektirt. Es war eine Zeit, da sie ihre 20000 Mann eigener Truppen ins Feld stellte. Die Stadt stand bey allen handelnden Nationen in dem besten Kredit: man freute sich, wenn man dahin reiste, und seufzte, wenn man die Stadt verlassen sollte, die anfangs eine Kolonie der Bremer war, bald aber ein Zufluchtsort der Bedrückten, eine glückliche Wohnung der Reisenden und Verirrten wurde. Ihre Bevölkerung erhielt sie von Deutschland aus, dessen Sprache auch noch jetzt daselbst die herrschende ist, und sehr gut, rein und

deutlich gesprochen wird. Sie behauptete unter der Regierung der Heermeister und Bischöffe ihre Freyheit: alle Produkte wurden zollfrey ein- und ausgeführt, wodurch der Handel zu einer ansehnlichen Höhe stieg. Allein gegen das Ende der Ordensmeisterlichen Regierung wurde 1559 der Zoll eingeführt; 1562 kam sie unter Pohnische und 1621 unter Schwedische Oberherrschaft, wodurch und durch die bald darauf erfolgten und abwechselnden Kriegsunruhen der Handel sehr geschwächt wurde, und einer beständigen Störung ausgesetzt war. Nur erst seit der Zeit, da Liefland unter Russische Hoheit kam, welches 1710 geschah, hat auch der Handel in Riga eine größere Beständigkeit erhalten als unter allen vorhergegangenen Regierungen. Traurig war aber der Anfang dieser Unterwerfung: während einer langen Belagerung ging die Stadt vieler Einwohner verlustig, welche entweder flüchteten, oder durch Hunger und Pest aufgerieben wurden. Peter I. erhielt daher statt einer blühenden Stadt fast nichts, als einen verödeten und beynahe menschenleeren Ort. Aber bald erhobte sich Riga unter der friedlichen Regide einer schützenden Regierung wieder. Das verödete Liefland wurde aufs neue angebaut, und konnte seine Produkte dieser Stadt wieder zur Ausfuhr liefern. Auch die Düna führte aus Russland und Litthauen mehrere Produkte herbey, wodurch die Magazine dieser Stadt gefüllt und für die Ausfuhr aufbewahrt werden konnten. Seit

dieser Periode ist sie bis jetzt sehr blühend und glücklich gewesen. Sie ist noch immer, nächst Petersburg, die vornehmste Handelsstadt im Russischen Reiche, und behauptet in manchen Stücken vor Petersburg noch den Vorzug. Von ihr ist viele Aufklärung, besonders was das Handelswesen betrifft, ins Russische Reich ausgegangen. Ihre Kaufleute stehen auswärts noch in großem Ansehen und in dem besten Credit, und es sind unzählige Menschen bey dem Wohlstande der Stadt Riga interessirt.

Der Hafen von Riga ist gegen die Stürme nicht recht sicher, und für große Schiffe bey weitem nicht tief genug. Diese letztern müssen daher auf der Riede, 2 Meilen von der Stadt, liegen, wo sie aber wegen der Ströme in noch größerer Gefahr sind. Katharina II. dachte daher schon lange an die Anlegung eines Hafens für allerley Schiffe, besonders für Kriegsschiffe, bey Riga, und ließ sich deshalb die nöthigen Plane vorlegen. Gleich mit dem Anfange ihrer Regierung wurde zu bauen angefangen, das Werk ging aber ziemlich schläfrig. Sie schickte daher 1780 den General Baur nach Riga, um mit eigenen Augen zu sehen. Dieser entwarf einen neuen Plan, nach welchem $\frac{1}{2}$ Meile weit in die See hinein gebauet werden mußte. Der Hafen sollte ein Fünfeck darstellen, und mit einem Damme, oben 40 Klafter breit, rings umgeben seyn. An der Seeseite sollten

zwey Defnungen zum Ein- und Auslaufen der Schiffe gelassen, und auf dem Damme Häuser gebaut und Kanonen aufgepflanzt werden. Endlich sollte dicht an diesem Hafen auf der Küste eine neue Stadt gebaut werden. Dieses war das Projekt des General Baur, und man kann wohl sagen, daß, wenn es ausgeführt worden wäre, kein Hafen in der Welt diesem gleich gekommen seyn würde. Man hat im Jahre 1781 wirklich angefangen, nach dem Baurischen Plane rasch zu arbeiten. Die Krone gab jährlich 100,000 Rubel her, und die Stadt mußte 50,000 beytragen. Der General Baur starb bald hernach, und der Etatsrath von Gerhardt, welcher dem General Baur bey dem Entwurfe seines Plans behülflich gewesen war, setzte nach dessen Tode unter der Leitung des Obersten de Witt den Bau fort, so daß 1787 schon ein großes Stück vom Damme bis weit in die See hinein fertig war. Beyde Männer bekamen, außer einem ansehnlichen jährlichen Gehalte, von der Stadt noch sehr beträchtliche Geschenke, die sich über 10000 Thlr. beliefen. Der Damm hat eine feste Bekleidung von gehauenen Quadern und ist schon jetzt eine Zierde für die dortige Küste. Schade, daß der letzte Türkenskrieg den Bau unterbrach: nach demselben ist bis hierzu, so viel mir bewußt ist, wenig mehr an dem neuen Hafen gearbeitet worden. Der Tod Katharinen's II. brachte die Sache vollends noch ins Stocken: wer wird das Ende erleben?

Jetzt zur nähern Beschreibung der Stadt selbst, ihrer Einwohner, Bauart u. s. w. Riga ist eine gute Festung, aber es fordert eine starke Besatzung. Die Vorstädte sind groß und weitläufig und haben einen beträchtlichen Umfang. Alle Häuser in denselben sind von bloßem Holze, und die meisten nur ein Stockwerk hoch. Die Einwohner derselben sind größtentheils Russen und freygelassene Letten, doch findet man auch Deutsche darunter. Viele von den Letzten treiben das Gewerbe eines Mastenwrakers, d. h. sie sind obrigkeitlich verordnete Personen, welche Masten und anderes Schiffsbauholz zu untersuchen, abzusondern und nach ihrer Güte zu bestimmen, verpflichtet sind, worauf sie sich alle vortreflich verstehen. Sie sind meistens Leute von Vermögen, aber sie können nie, weder das Bürger- noch Meisterrecht erlangen, auch keine Handlung treiben.

Die Stadt an sich selbst hat ungefähr eine halbe Stunde im Umfange, aber mit den Vorstädten weit über eine Stunde: ihre Wichtigkeit muß man überhaupt nicht mit ihrer Größe vergleichen. Sie leidet einen wesentlichen Mangel an gutem trinkbarem Wasser; gewöhnlich muß man sich mit dem trüben unschmackhaften Dünawasser behelfen; nur reichere Familien und Personen von feinerem Geschmacke lassen zwey Werst weit von der Stadt Quellwasser holen. Viele Straßen sind krumm, enge, dunkel und schmutzig,

die meisten Häuser unansehnlich, von alter Bauart mit den Giebeln vorn heraus; aber fast alle geschmackvoll und elegant, meist von Mahagoni möblirt: doch hält der Bürger mehr auf Glanz und Pracht. Beynahe in jedem Bürgerhause findet man Glässchränke, mit Silbergeschirr und Porzellan aller Art. Seit 10 Jahren hat sich vieles verschönert, man hat die hervorragenden Kellergeschosse und Treppen eingerückt, die Erker an den Häusern abgebrochen und so die Straßen heller und geräumiger gemacht. In der Stadt sind lauter feuerfeste, steinerne Häuser; in der Citadelle aber, etwa acht ausgenommen, lauter hölzerne. Die öffentlichen Gebäude gehören theils der Krone, theils der Stadt. Die merkwürdigsten darunter sind: das Rathshaus und die Börse, das Schwarzenhäupterhaus, das Kaiserliche Palais, das Schloß oder die Burg, von dem Ordensmeister Walther von Plettenberg vom Jahr 1494 — 1515 erbauet, darin jetzt der Generalgouverneur wohnt, das Arsenal und mehrere Gerichtshöfe und Kanzeleyen sind; die Domkirche, das Haus des Vicegouverneurs, das Kaiserliche Lyceum, das Ritterschaftshaus, das Licenthaus, das Georgshospital, die Peterskirche mit ihrem hohen und schön gebaueten Thurme, der Schildenhof, das Russische Hospital, das Stadtgymnasium, das Schauspielhaus. In der Citadelle stehen das Kommandantenhaus, 2 Kasernen und zwey große steinerne Magazine zur Aufbewahrung des aus dem

Lande dahin gelieferten Kornes. Die Kasernen für die Soldaten unterhält die Stadt auf ihre Kosten.

Die Gasthöfe sind, wenige ausgenommen, un bequem, und die Bewirthung theurer als an jedem andern Orte: ein Reisender findet aber bey vielen Bürgern in der Stadt und in den Vorstädten gute Bewirthung. Allein auch in Privathäusern sind die Miethen ungewöhnlich hoch im Preise, welches von der starken Bevölkerung herkommt, denn Riga enthält mehr als 30,000 Einwohner, ohne die 1000 Mann starke Besatzung. Ein großer Theil derselben bestehet aus Ausländern, die sich zu verschiedenen Zeiten hier niederlassen, jährlich durch neue Ankömmlinge vermehren, und sich durch Handlung und andere nützliche Gewerbe emporgeschwungen haben. Man spricht gewöhnlich Deutsch, die Verwechselung des mir und mich ausgenommen, besser und korrekter als in Deutschland selbst; außerdem auch Russisch, Pohlisch und Lettisch. Aller dieser Sprachen muß jeder mächtig seyn, der Geschäfte treiben und dabey fortkommen will. Der Charakter der Einwohner ist der beste, und die edle Tugend der Gastfretheit hier, so wie im ganzen Lande, einheimisch. Ohne dem Werthe anderer Städtebewohner zu nahe zu treten, fand der Verfasser an keinem Orte mehr gute Menschen als hier. Die Rigaer machen gleichsam eine Familie aus, betragen sich herzlich unter einander, und liebreich und gefällig gegen jedermann. Sie

sind unermüdet in ihren Geschäften, und nach beendeter Arbeit, worin sie sich nicht stören lassen, eben so sorgfältig, sich zu vergnügen und gütlich zu thun. Auf der Börse unterscheidet man nie den Millionär von dem Kaufmanne, der nur 10,000 Thaler besitzt, weder in Kleidung noch Betragen: hier herrscht die größte Ordnung, Einigkeit und Gleichheit, und so auch in Gesellschaften. Bey ihren Feten, welche Kaufleute und Bürger zum öftern geben, herrscht Geschmack und Alles, was verhältnißmäßig Vergnügen gewährt, ohne Verschwendung. Gutherzigkeit, Freude und Eintracht führen den Ton; der Arme wird nie vergessen, und Gastfreundschaft ist den Rigaern heilige Pflicht.

Man beschuldigt sie des Luxus: der Verfasser fand dieß nach Verhältniß ihres Reichthums nicht bestätigt. Ehedem war der Luxus noch weit größer, besonders da so viel reicher Adel aus Lief- und Kurzland hier lebt. Selbst mehrere hiesige Kaufleute sind Adelige, damit sie Landgüter kaufen können; doch hat dieß auf ihr häusliches und merkantiles Benehmen keinen Einfluß. Ihre Tafel ist geschmackvoll geordnet, aber nicht überflüssig besetzt. Ihre Kleidung bescheiden; Glitterstaar wird gar nicht bemerkt; man kleidet sich modisch, ohne zu übertreiben: dieß kann man sogar vom schönen Geschlechte behaupten. Vielleicht kleidet sich manche Bürgersfrau über ihren Stand, aber der Handwerker hat auch Ueber-

fluß an Arbeit, ist fleißig und wird reichlich bezahlt. Fast jedes Haus hat sein eigenes Fuhrwerk, und es fällt zwar auf, eine Handwerksfrau in eigener Karosse fahren zu sehen; indessen ist dieß mit wenigeren Kosten verknüpft, als es zu seyn scheint. Pferde und Fütterung sind hier um vieles wohlfeiler als in Deutschland; einige brauchen die Pferde zu ihrem Gewerbe, z. B. Brauer, Becker, Müller, Brenner u. dergl. Andere vermiethen sie in der Woche an Kaufleute, um Getreide und Waaren an die Schiffe zu fahren; noch andere lassen mit ihnen in großen Fässern das weit entfernte gute Wasser in die Häuser fahren: so machen sich die Eigenthümer den Aufwand bezahlt, und fahren des Sonntags auf ihre Höfchen oder Landhäuser, die fast alle weit von der Stadt liegen. Ist ein Fremder oder sonst jemand einmahl von dem Besitzer auf ein solches Landhaus eingeladen worden, so hat er zu allen Zeiten die Freyheit, ohne weitere Anfrage da erscheinen zu dürfen, und wird auf das Lieblichste bewirthet. Zwang findet hier gar nicht Statt: das erste Gesetz ist, niemanden zu genieren, aber sich auch nicht genieren zu lassen. —

Daß in einer solchen Stadt, wie Riga ist, bey einem so blühenden Handel, bey einer solchen Bevölkerung, bey so vielem Reichthume und einer Schiffsahrt, die alle Bedürfnisse und Produkte fremder Länder herbey schafft, viel Lärmen, Geräusch, viel Aufwand, viele Pracht und nebenher auch viele Eitelkeit

seyn müsse, läßt sich leicht denken. Durch den Handel gewinnt die Stadt Reichthümer und Leben; die ansehnlichsten Collegien und Richterstühle des Gouvernements geben ihr einen Glanz, so daß die reichsten und ersten Männer des Landes, selbst aus dem Adel, zu allen Zeiten sich hier aufhalten. Aber auch andere wählen Riga zu ihrem Wohn- und Geschäftsorte. Das Geld muntert auf, lockt und zieht herbei, das Wohlleben gefällt, man genießt sein Leben, und treibt sich im Laumel mit Wohlbehagen herum. Bald arm, bald reich, und wieder arm und wieder reich — ist dort eine gewöhnliche Ebbe und Fluth. Man verdient leicht, man hilft sich aber auch eben so leicht wieder auf: die Mittel zu beyden sind reichlich vorhanden. Die meisten verzehren so viel, als sie verdienen, und richten sich so ein, daß sie gerade auskommen. Wenige denken daran, ein Kapital zu sammeln, von dessen Zinsen sie einst leben könnten: sie verlassen sich auf die nie versiegende Quelle des Handels, der ihnen von Tage zu Tage seine Schätze zufließen läßt. Bey Heirathen wird auf gute Familie und gute Erziehung gesehen, doch aber das Geld dabey auch nicht ganz vergessen; nur macht man es nicht zur *conditio sine qua non*, weil jeder leicht Geld verdienen kann, wenn er nur nicht ganz leer an Einsicht, Kenntnissen und Wissenschaften ist. Geld ist verhältnißmäßig die wohlfeilste unter allen dortigen Waaren, und wegen der Zukunft machen sich die we-

nigsten Sorge. Doch giebt es auch sparsame, wirthschaftliche und sogar geizige Leute in Riga, welche ein sehr ansehnliches Vermögen gesammelt haben. Solche, die über 100,000 Thaler besitzen, giebt es viele, manche haben noch einmahl so viel, ein Paar werden für Millionäre geschätzt. Wohlhabend heißt dort der, welcher 50,000 Thaler und darüber hat; unbegütert oder wohl gar arm nennt man einen, der nicht über 10,000 Thaler besitzt.

Der Magistrat der Stadt Riga hatte von der Einführung der Statthalterchaftsregierung im Jahr 1783, überaus große Rechte, beynahе uneingeschränkte Macht und fast ein aristokratisches Ansehen. Er hatte Sitz und Stimme auf dem Ritterhause, sehr große Einkünfte*), führte einen gewaltigen Staat, und niemand wagte es, mit bedecktem Haupte vor einem der großmächtigen Herren vorbeizugehen. Er maachte sich die Verwaltung aller welt- und geistlichen Gerichtsbarkeit an, die Direktion des Zoll- und Commerzienwesens, wovon er die Einkünfte bezog, des Polizeyetats, der Fortifikations- und Artillerieangelegenheiten. Er besaß das Recht über Leben und Tod seiner Bürger, hielt ein eignes Corps Solda-

*) Die Einkünfte der Stadt Riga, welche ein großes Stadtgebiet und sonst noch viele Güter im Lande besitzt, sollen sich ehemals auf 150,000 Dukaten belaufen haben. Geld genug, um eine ansehnliche Republik vorzustellen! —

ten, disponirte nach Willkühr über die Besetzung der Stellen in Kirchen und Schulen, so wie aller Stadtposten; brüstete sich mit seiner Freyheit und Macht mehr als der Senat der weiland freyen Reichsstadt Hamburg; er unterhielt eine starke wiewohl kostbare Verbindung mit mehreren Großen in St. Petersburg, und behauptete in allen Dingen eine Oberherrschaft, die sonst nur dem Souverän zukommt. Alle Stadtgeschäfte, alle vormundschaftliche und gerichtliche Angelegenheiten gingen durch seine Hände; er war der Regent der Stadt und ihres Gebiets. Uralte Privilegien schützten ihn in diesen Prärogativen, die sonst nur dem Landesfürsten gehören. Dadurch fehlte es dem Magistrate nicht an Gelegenheit, sich den Bürgern wichtig, furchtbar und unentbehrlich zu machen; man mußte ihn als Patron ansehen, sich vor ihm demüthigen, ja wohl kriechen, wenn man eine Stelle zu suchen hatte, und wer dieß nicht that, dem ließ das vielköpfige Ungeheuer seinen Zorn und seine Ungnade dadurch fühlen, daß er zurückgesetzt wurde. In seiner Gewalt waren alle Vermächtnisse, Foundationen und Stiftungen, alle Kirchen- und Schulkapitalien, alle Waisen-, Armen- und Krankenhäuser, alle Stipendien und alle Versorgungsanstalten. Ein unbändiger Stolz und Ehrgeiz blähte dabey den hochweisen Herren Backen und Bauch auf; sie brüsteten und erhoben sich bey allen Gelegenheiten, und bliesen mit Mund und Nase ob dieser glänzenden Vorzüge,

welche sie von andern Ständen unterschieden. Wenn ein Rathsherr kommunizirte, so mußte die Kirche schöner als sonst erleuchtet seyn; es mußte eine Kirchenmusik ausgeführt, und unter der Communion, — sonst aber niemals, — das Lied: Schmücke dich, o liebe Seele &c. gesungen werden. Bey Begräbnissen waren alle Lieder, nach Verschiedenheit der Stände, durch ein Gesetz vorgeschrieben. Drey Stände waren in der Stadt: Magistrat, Ältesten und Bürger. Jeder Stand hatte seine vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen, welche oftmalß auf bloße Kinderereyen und leeren Firtlesanz hinausliefen. Die Gassen wurden mit Sägespänen bestreuet, und jeder Stand wußte, wie weit vom Leichenhause an gestreut werden sollte. Vor der Leiche eines Rathsherrn wurde das Wappen vorangetragen, welches man hernach in der Kirche aufhing: auch in den Predigten und dem Läuten der Glocken war ein Unterschied. — Zum Andenken einer Empörung der Bürgerschaft gegen ihren unverletzlichen Stadtrath mußte die erstere alljährlich in corpore in Trauerkleidung vor dem Rathshause erscheinen, und dem Magistrate ihre demüthige Abbitte wiederholen. Sie wurde damals wegen dieses Kapitalverbrechens — *criminis laesae majestatis causa* — sammt und sonders des Todes schuldig — erklärt. Weil aber doch nicht die ganze Bürgerschaft am Leben gestraft werden konnte, so erschien die obige unwürdige Verordnung zur Wäßung ihrer schweren

Schuld. Dieser entehrende Gebrauch herrschte noch im Anfange des verfloffenen Jahrhunderts. Noch in den letztern Dezzennien, bis zur neuen Constitution, welche die alte Ordnung der Dinge so ganz über den Haufen warf, war die Wahl eines Rathsherrn, die allemahl am Sonntage nach Michaelis geschah, mit ausserordentlicher Pracht und seltsamen, unvergleichlichen Ceremonieen begleitet.

Mit der neuen Ordnung der Staatsverwaltung war aller dieser aristokratische Unfug vorüber, und der Glitterstaat fiel ab wie Schuppen von dem faulen Gerippe. Die Periode des oligarchischen Glanzes und der politischen Charlatanerie hatte ihre Endschafft erreicht. — Eine fatale Periode für viele ehrliche Leute, welche nicht gelernt hatten, den republikanischen Intriguen nachzuspüren. Das Volk will allenthalben seinen Götzen haben, den es anbetet und vor dem es zittert. Eine Zeitlang war es dreym Familien in Riga geglückt, sich zu Volksgötzen zu erheben: aber nun sind ihre Opferaltäre zerstört, sie sind gefallen, ihre Künste zu nichts gemacht. Sie mußten sich vor dem neuen Gouvernement beugen, und mit Widerwillen und Verdruß einer Stadtordnung huldigen, die sie im Innern verabscheuten, welche aber, trotz ihrer Rabalen und Freunde in St. Petersburg, dennoch durchgesetzt und in ihrem ganzen Umfange eingeführt wurde. Damit ging es dazumahl so zu. Als die mehrmals genannte neue Statthalterchaftsregierung

im ganzen Russischen Reiche eingeführt worden war, sollte endlich die Reihe auch an Lief- und Ehstland kommen. In beyden Provinzen hatte man geglaubt, daß hier, zufolge der Traktaten im Rysstädter Frieden, eine Ausnahme würde gemacht, und sie bey ihren alten Privilegien würden gelassen werden; man hatte sich aber geirrt. Den Ehstländern war diese Nachricht nicht unerwartet und die Umwandlung selbst ziemlich gleichgültig: aber in Liefland, besonders in Riga, erregte sie eine starke Sensation. Man glaubte schon, das Ende von Lieflands Existenz zu erleben. So schlimm war es nun wohl nicht gemeint, man wollte bloß dem oligarchischen System den Todesstoß geben; daher auch die Rigischen Aristokraten, bürgerliche sowohl als adeliche, weil sie wußten, daß es nun mit ihrer Herrlichkeit aus sey, allerley seltsame Gerüchte von dieser Metamorphose austreuten, durch ihre Freunde und ihr Geld in Petersburg die Sache zu hintertreiben, wenigstens weit hinaus zu ziehen suchten, und alle Künste und Mittel anwendeten, sie wo möglich rückgängig zu machen. Man berief sich auf die alten Privilegien, man that Vorstellungen, bat, flehete, sträubte sich; allein es half alles nichts. Der Fürst Wäsemskoi, ein Mann von festem und unbestechlichem Charakter, damals Katharinen's Vertrauter, und, wie man in Liefland sagte, ein geschworner Feind aller Lief- und Ehstländer, verratete die Bemühungen der Lief- und Ehstländischen Depu-

tirten, erhielt die Kaiserin bey ihrem Vorsatze, die neue Staatsverfassung auch in Lief- und Ehstland einzuführen, fest, und setzte seinen Plan durch. Auf dem Landtage 1783 wurden zuerst die sämmtlichen Kaiserlichen Gerichtspersonen der ersten Collegien gewählt, das Gewissensgericht und der Gouvernementsmagistrat eingerichtet, und dann auch in den Städten die neue Ordnung eingeführt. Das letztere geschah in Riga und Reval 1785 im April, als die neuen Verordnungen durch eine besondere Ukase gesetzliche Kraft erhielten, und Befehl ertheilt wurde, die neue Stadtförderung sollte, in ihrer ganzen Ausdehnung, und buchstäblich eingeführt und sofort vollzogen werden. Wer dabey am meisten verlor, war der Rigische Magistrat. Hier änderte sich die Scene gänzlich. Die Verwaltung der Stadteinkünfte, — bey weitem der stärkste Nerve, die Hauptader, welche zerschnitten wurde, — ging von ihm an den sechs stimmigen Stadtrath über. Dieß ist ein Collegium von Männern, das von dem eigentlichen Magistrate unterschieden, aus dem Stadtoberhaupt und den Stellvertretern der sechs Bürgerklassen besteht, über die öffentlichen Einkünfte wachet und für das Aufnehmen der Stadt sorgt. Er ist mithin von dem eigentlichen Magistrate, welcher die Rechtsachen der Bürger entscheidet, ganz unterschieden. Die Bürgerschaft jeder Stadt ist nämlich in sechs Klassen getheilt, die sich aber einander nicht ausschließen, so daß ein Mann nur zu einer Klasse

gehören könnte; sondern es kann ein und derselbe Bürger, in verschiedener Rücksicht, zu mehreren Klassen zugleich gehören, und also in allen den Klassen, zu welchen er gehört, mitstimmen. Zur ersten Klasse gehören die wirklichen Stadteinwohner, d. h. die in der Stadt oder in dem Gebiete derselben ein Haus oder ein Grundstück besitzen. Zur zweyten Klasse gehören die drey Gilden, d. i. die Gesamtheit solcher Bürger, welche ein Kapital zu besitzen angeben, von dem sie der Krone gewisse Procente bezahlen, wofür sie gewisse bürgerliche, jezt besonders große Handelsvorzüge genießen. Vormals waren solcher Gilden zwey, indem die Kaufleute zur großen, aber die Professionisten zur kleinen Gilde gehörten; die letztern machen jezt nur Zünfte aus, und bloß die erstern sind Gildegenossen. Sie werden, nach der Größe ihres angegebenen Kapitals, in die erste, zweyte und dritte Gilde eingeschrieben. Die Vermögenssteuer beträgt jährlich 1 Procent von dem angegebenen Kapitale. Das kleinste Kapital, welches einen Bürger zum Gildegenossen qualificirt, ist 2000 Rubel, und das höchste, was die Krone von den Gildengenossen versteuert haben will, 50,000 Rubel. In die erste Gilde gehören die, welche ein Kapital von 16,000 bis 50,000 Rubel angeben und versteuern; zur zweyten, die 8 bis 16,000 angeben und also 80 bis 160 Rubel Vermögenssteuer entrichten; zur dritten, welche zwischen 2000 bis 8000 Rubel angeben

und versteuern. Die beyden erstern haben große Vorrechte und Freyheiten, welche die letzten entbehren.

Zur dritten Klasse gehören die Zünfte, welche sich alle Jahre ein Oberhaupt wählen, das mit im sechsstimmigen Stadtrathe sitzt. Zur vierten die Fremden und Ausländer, welche sich im Lande aufhalten, und bürgerliche Nahrung treiben, wozu auch, da die Deutschen als die Einheimischen angesehen werden, die Russen gehören; sie geben daher ebenfalls einen Mann zum sechsstimmigen Stadtrathe. Zur fünften Klasse gehören die nahmbaften Bürger, d. h. solche, die wegen ihrer Dienste und Verdienste, Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, wegen ihres Charakters als graduirte Personen, wegen einer besondern Kenntniß in den schönen Künsten, oder auch wegen ihrer Reichthümer, (wenn sie ein Kapital von 50,000 Rubel angeben, Banquiers, Großhändler sind und eigene Schiffe in der See haben,) nach der neuen Stadtforderung besondere Vorzüge genießen, z. B. adeliche Rechte haben, Fabriken und Etablissements anlegen, zur See und zu Lande im Großen handeln, mit zwey Pferden fahren dürfen, u. s. w. Die sechste Klasse macht die Beyfassen aus, d. h. die Allgeringsten im Lande, die sich in keine der vorigen Klassen einschreiben lassen, weniger als 2000 Rubel Kapital angeben, auch keine eigenen Häuser haben, und doch eine bürgerliche Nahrung treiben wollen. Diese dür-

fen nur im Kleinen handeln, Werkstätten anlegen und sich zu irgend einer Zunft halten.

Somit war also der Schlag geschehen, und dem vorher so mächtigen und stolzen Rigischen Magistrate die Verwaltung der Stadteinkünfte entrißen, und ihm waren auf diese Art die Flügel gewaltig beschnitten. Er hatte fast gar keine Macht mehr, etwas zu befehlen, oder über die Stadtkasse zu disponiren. Die Polizey, die Gerichtsbarkeit, die Obervormundschaft in Erbschafts- und Pupillen-Angelegenheiten, ist ihm genommen, das Episcopat hat ein Ende; er kann nichts mehr in Vermächtnissen und milden Stiftungen verfügen, die Kirchen- und Schulfonds sind seiner Fürsorge entzogen, und die Mühe, über die rechte Anwendung der Stipendien- und Waisengelder zu wachen, ihm fernerhin nicht mehr zugemuthet worden. Riga hat nämlich, außer seinen vielen Gütern, ansehnliche Foundationen an Waisen-, Armen- und Krankenhäusern, so wie für Kirchen und Schulen. Diese Stiftungen betragen sehr große Summen, und ihre Gelder flossen nach einer sinnreichen Erfindung des alten Magistrats sämmtlich in die Stadtkasse und wurden daselbst mit den andern Stadtrevenüen verrechuet. Dadurch verlohren sich nach und nach, — man weiß nicht wie, — viele Legate in der Menge der öffentlichen Gefälle; und es kam mit einigen Stiftungen so weit, daß die Stadtkasse sich ein Patros-

natsrecht über sie anmaachte, die Urkunden verlohren gingen, und man am Ende bey dem Stadtkassa-Collegium betteln mußte, wenn eine Stiftung unterhalten werden sollte. Am meisten litten dabey die Kirchen und Schulen, deren Einkünfte meistens von dem aerario publico verschlungen wurden. Der sechs-stimmige Rath fand, daß die Stadtkasse gesprengt werden würde, wenn sie alles, was von jeher den Stiftungen entzogen worden, und wovon kein Mensch wußte, wo es hingekommen war, wieder ersetzen sollte. Es ist ein unersehblicher Verlust, und dennoch foderte man dem alten Magistrate keine Rechnung ab, sondern begnügte sich damit, ihn durch die neue Einrichtung dahin einzuschränken, daß er nun nichts weiter als die Gerichtsbarkeit in der ersten Instanz, und zwar nur in der Stadt, nicht auf den Stadtgütern, hat, welche letztere jetzt vor das Kaiserl. Niederlandgericht gehören. So sehr ist die Gewalt des Magistrats beschnitten worden: und bey dem allen ist er nicht einmahl beständig, sondern wird alle 3 Jahre aufs neue von der Bürgerschaft gewählt, oder doch, nach Abgang mancher alten, mit neuen Gliedern besetzt. Die Klagen und die Unzufriedenheit darüber waren allgemein; allein es half nichts: il falloit faire honne mine à mauvais jeu. Auch nahm man zu St. Petersburg gar keine Notiz von irgend einer deshalb gemachten Vorstellung, sondern schickte sie mit Verweisung zur Mäßigung und Unterwerfung zurück.

Wenn ich dieses Verfahren gegen den alten Nigischen Magistrat zu rechtfertigen scheine, so will ich damit nicht so viel sagen, als wenn er das Vermögen der Stadt zu seinem Nutzen verwendet, oder ungerechte Urtheilssprüche auf sich geladen habe: darüber habe ich eben keine Klage gehört. Aber über schlechte Verwaltung und Anwendung der öffentlichen Gelder, über Nepotismus und Stolz hörte man oft in Gesellschaften klagen, und das, wie ich glaube, nicht ohne Grund. Die Begünstigung bey Besetzung der Aemter ist zu sehr mit in den Privatvorteil verwebt; die Convenienz, die Verhältnisse, die Connivenz sind zu sehr mit darein verwickelt, als daß sie in Niga nicht eben so gut als in Schilde, Buxtehude, Abdera u. a. a. D. sollten Statt gefunden haben. Aus der Ursache verdienen die freyeren und dreijährigen Wahlen nach der neuen Stadtordnung den Vorzug. Ueber die unrechte Verwendung der Einkünfte will ich nur folgendes anführen. Man behauptet, daß allein nach Petersburg zur Erlangung und Erhaltung der Gunst manches Großen jährlich mehr als 20000 Thl. gegangen wären. Man führt ferner zum Beweis an, daß die vorige Administration eine leere und sehr verschuldete Stadtkasse zurückgelassen habe. Dieß hat in so fern seine Richtigkeit und wird ganz begrifflich, wenn man bedenkt, daß der alte Magistrat, aus Geßälligkeit gegen die Großen, alle Lasten, die man der Stadt aufbürdete, als den Dünabau, die Untere

haltung der Schiffsbrücke und öffentlichen Gebäude, die Errichtung neuer Hanfmagazine, u. s. w. willig übernommen, und dabey noch ansehnliche Summen zu freywilligen Geschenken verwendet hatte. Der Dinabau kostete jährlich mehr als 50,000 Rubel; der Schaden, den der Eisgang 1783 und 1785 angerichtet hatte, belief sich auf 100,000 Rubel. Diesen mußte die Stadt allein tragen, und alles, Dämme, Brücken und Gebäude auf ihre Kosten wieder herstellen. Sie mußte alle Jahre 10,000 Thaler zum Festungsbau hergeben; die Hanfmagazine, die man nicht mehr in der Nähe der Festungswerke leiden wollte, mußten abgerissen und an einem andern Orte aufgebauet werden: dieß kostete 80,000 Thaler; sie mußte ferner große Kasernen für die Garnison und viele prächtige Quartierhäuser für die Russischen Officiere bauen, und diesen freyes Quartier und Holz geben; sie mußte fast das ganze Jahr hindurch die Tafeln der Generale und Obersten versorgen; dem Generalgouverneur zum Neujahrsgeschenk 500 Dukaten bringen; zu jeder Fete, die ein Großer gab, Weine, Englisch Bier, Wild, Austern, Eingemachtes, aus England, Italien und Frankreich liefern, um nur die Herren bey guter Laune zu erhalten. Jeder fremde Gesandte, Prinz, Fürst, General, jeder vornehme Minister aus Petersburg, Moskau u. c. genoß, wenn er durch Riga reisete, von der Stadt freyes Quartier und kostbare prächtige Bewirthung.

Diese Höflichkeit wurde nach und nach zur Schuldigkeit. Endlich kam der Etatsrath Dahl, der sein prächtiges, ihm aber überflüssiges Haus, der Stadt um einen Preis anbot, der wenigstens 6 bis 8000 Thaler zu hoch war, und sie kaufte es, ob sie es gleich gar nicht brauchte, als etwa zur Aufnahme hoher Fremden, für 25000 Thaler, bloß um ihn nicht zu erbittern. Als sie es wieder verkaufen wollte, und deswegen bey dem Gouvernements-Prokureur anfragen ließ, antwortete dieser: „acquiriren darf die Stadt wohl, aber nicht veräußern.“ — So stieß ein Tausend nach dem andern fort, ohne daß die Stadt sich widersetzen durfte. Die Erschöpfung der Kasse ist daher leicht begreiflich, und man braucht nicht gerade die Administratoren einer Veruntreuung zu beschuldigen. Auf Ablegung und Untersuchung der Rechnungen ward zwar von der Regierung und von der neuen Administration gedrungen; allein die vielen außerordentlichen und geheimen Ausgaben waren von der Art, und es waren so manche große Herren mit darein verwickelt, die man nicht wohl compromittiren durfte, daß wohl wenig bey der ganzen Sache herausgekommen ist, und sie vielmehr liegen geblieben, oder unterdrückt worden zu seyn scheint.

Von dem Stolze des ehemaligen Magistrats habe ich schon Beispiele angeführt: hier folgen noch ein Paar andere. Ihren Rang setzten die Bürgermeister und Rathsherren so hoch an, daß einst ein Bürger-

meister bey einem Begräbnisse dem nachherigen Etatsrath Dahl den Vorzug streitig machte, wodurch dieser so erbittert wurde, daß er nachher, als die Hauptperson bey dem neuen Zolltarif, die Stadt ohne Schonung behandelte. Die Kronbeamten, selbst Mitglieder der Regierung, wurden von den Rathsherren als weit unter sich angesehen, und sie glaubten, daß die Stadtkämter viel wichtiger und ansehnlicher als die Bedienungen der Krone wären. Dieser Stolz verleitet die Machthaber nicht selten zu einem höchst unwürdigen, wegwerfenden Betragen gegen würdige und verdiente Männer, und die Untergebenen zu einer unleidlichen Kriecherey. Die Lehrer an dem Stadtgymnasium sollen von manchem Bürgermeister mit Ertraktirt worden seyn, und die Prediger eine niedrige und unedle Aufmerksamkeit auf den Unterschied des Standes da bewiesen haben, wo keiner gelten kann noch darf. Dieß Betragen stand sehr im Contraste mit dem Betragen des Gouverneurs Bekleschov, der die Lehrer nicht selten vom untersten bis zum obersten zu Tische bat, und selbst Handwerker durch Sie anredete. Daher geschah dem alten Magistrat durch die Abschaffung der aristokratisch-oligarchischen Verfassung gewissermaßen für seinen Stolz Recht, und er mochte diese Demüthigung wohl verdient haben. Es ist ein Glück für Riga nicht nur, sondern auch für die andern Städte in Lief- und Ehstland, daß allen bisher erwähnten Mißbräuchen durch die neue

Ordnung der Dinge nunmehr abgeholfen ist. Der sechsstimmige Stadtrath darf jetzt nichts von den Revenüen der Stadt verwenden, ohne Genehmigung des Gouvernements, und von aller Einnahme und Ausgabe muß dem Kamerathofe genaue Rechnung abgelegt werden. Die Bedrückungen und Bestechungen, die willkürlichen Geschenke und eigenmächtigen Verwendungen der öffentlichen Gelder haben nun ein Ende, womit die Bürger sehr wohl zufrieden sind.

Die Stadt Riga hat in ihrem Bezirk 16 Kirchen, von welchen aber nur 14 gangbar sind, nämlich 6 evangelisch-lutherische, 6 Russische, 1 reformirte und 1 katholische Kirche. Ein Paar sind durch ihre hohe Thürme und hübsche Bauart eine Zierde der Stadt, und zeigen sie weit in der Ferne. Die St. Jakobische Kirche, welche vormals den Jesuiten gehörte, denen sie aber unter Schwedischer Regierung entzogen ward, ist die Hauptkirche und gehört jetzt der Krone, daher sie mit der Stadt nichts zu thun hat. Es stehen an ihr 2 Prediger, nebst dem Generalsuperintendenten, der in geistlichen Sachen über Liefland gesetzt ist. Bis 1796 war dieß Christian David Lenz; ihm folgte der würdige Dankwart, und seit dessen Tode 1803 ist sein Nachfolger der ehemalige Obergastor Sonntag, bekannt durch mehrere nützliche Schriften. Er predigt zuweilen in dieser Kirche, und wird, so wie die beyden andern Prediger, von der Regierung eingesetzt und besoldet. Die hier wohnenden

Schweden, Ehsten und Finnen machen eine besondere Gemeine aus und haben ihren eignen Prediger, der die Gottesverehrungen ebenfalls in der Jakobikirche verwaltet, wo auch Ehstnisch gepredigt wird. Hier geschehen die Ordinationen und Landtagspredigten; in der Sakristey hält das Kaiserliche Oberconsistorium seine Sitzungen. Die neu erbaute schöne Orgel ist ein Meisterstück in ihrer Art. Das lutherische Stadtministerium besteht aus 10 Predigern, von denen vier auch Lettisch predigen. Der Präses in demselben ist der Oberpastor, jetzt Herr Anton Vårenhoff. — Die übrigen 5 Lutherischen Kirchen stehen weder unter dem Oberconsistorium, noch unter dem Generalsuperintendenten; sondern unter dem Stadtrathe. Sie sind folgende: 1) St. Peter, seit der Reformation die Hauptkirche, mit einem 400 Fuß hohen Thurme, von dem man eine prächtige Aussicht über die umliegende Gegend, die Düna und das Meer hat. 2) Die Domkirche, vom Bischof Albert 1204 gestiftet. Nach einem unglücklichen Brande ist sie aufs neue wieder hergestellt worden, hat eine eigne, obschon unbedeutende Bibliothek, eine deutsche Trivialschule und gute Foundationen. Diese beyden Kirchen sind für die deutschen Stadtgemeinen. — 3) St. Johannis, gehörte vormals den Dominikanern; seit 1582 halten die Letten hier ihre kirchlichen Versammlungen, welche auch eine kleine Schule dabey haben. 4) Die Gertrudenkirche war sonst von Stein; jetzt ist

sie statt der ehemaligen Hospitalkirche von Holz erbaut. 5) Die Jesuskirche wurde 1636 erbauet; nach ihrer Zerstörung in dem nordischen Kriege zwischen den Schweden unter Karl XII. und Russen unter Peter I. von Holz wieder aufgebauet, und hat ein schlechtes Ansehen. Die beyden letzten Kirchen liegen in der Vorstadt, und die dabey verordneten 2 Prediger predigen in beyden wechselsweise, bald in Ehstnischer, bald in Lettischer Sprache. Die reformirte Kirche, die einzige im ganzen Lande, ist hübsch gebauet: es wird in derselben gewöhnlich Deutsch, im Sommer aber, wegen der vielen anwesenden Holländischen Schiffsleute, auch Holländisch gepredigt. In der katholischen wird abwechselnd in Deutscher und Pöhlmischer Sprache Gottesdienst gehalten. Sowohl die Reformirten als Katholiken bestellen und besolden ihre Prediger selbst; die sammtlichen Stadtprediger hingegen werden von dem Magistrate berufen und aus der Stadtkasse besoldet.

Griechische Kirchen sind sechs da, drey steinerne in der Stadt, und eben so viel hölzerne in der Vorstadt. Die wichtigsten sind: 1) Peter Paul in der Citadelle, die Hauptkirche, ist hübsch gebaut, und, was nicht in allen Russischen Kirchen ist, mit einer Kanzel versehen. 2) Maria Himmelfahrt, die Schloßkirche. 3) St. Alexii, nahe bey der deutschen Jakobskirche. Sie war vormals eine Klo-

sterkirche zu St. Maria-Magdalena. Die Nonnen, welche lauter Fräulein waren, blieben noch lange nach der Reformation im Besiz derselben, bis sie zur Schwedischen Zeit zur Garnisonkirche gebraucht, nachher unter Russischer Regierung niedergedrissen und auf dem Platz die jetzige Kirche erbauet wurde. Die Griechische Geistlichkeit ist zahlreich und gehört unter das Erzbisthum Pleskow. Die katholische Geistlichkeit steht unter dem Erzbischoffe von Mohilow, den Katharina II. eingesetzt und der vorige Pabst Pius VI. bestätigt hat. — Ehemals war der Gottesdienst in den Lutherischen Kirchen sehr langweilig. Es wurde viel gesungen und noch mehr gebetet, gelesen und gepredigt. Des Morgens 6 Uhr ging im Winter und Sommer die Kirche an. Eine Menge Wachstichter erleuchteten die Kirchen bis 9 Uhr, da es erst helle wird, und wurden dann mitten unter der Predigt ausgelöscht, welches einen häßlichen Gestank in der ganzen Kirche verbreitete. Halb neun Uhr ging erst die Predigt an, und nach derselben wurde wieder lange gesungen. Jetzt ist eine bessere und zweckmäßigere Liturgie und ein ganz neues Gesangbuch, welches unter die besten seiner Art gehört, eingeführt. Auch die Deutschen Gemeinen auf dem Lande folgten bald diesem lobenswerthen Beyspiele. Die Letten, Esten, Schweden und Finnen hingegen haben ihre alten Gesangbücher noch beybehalten. Bey einigen Predigern in Riga finden die Schäflein der orthodoxen frommen Parthey

indessen auch noch Weide genug. Die Privatbeichte hat noch hin und wieder ihr altes stiftmäßiges Ansehen, doch wird kein Beichtgeld bezahlt; dafür sind die Taufen und Hochzeiten desto einträglicher. Wer ein Kind taufen läßt, bittet 20 bis 30 und mehr Gewattern dazu, deren jeder ein Geschenk für den Prediger auf den Altar legt. Auf den Kanzeln geschehen noch immer eine Menge Fürbitten und Danksayungen, die alle baar bezahlt werden. Diese erstrecken sich sogar auf die Schwangerschaften, und wer seine Frau vor den Leuten recht lieb zu haben scheinen will, der schickt sämtlichen Stadtpredigern ein Geschenk, mit dem freundlichen Gesuch, seine liebe Ehehälfte bis zu ihrer Entbindung mit in das Gebet einzuschließen, welches auch treulichst vollzogen wird, jedoch ohne Nennung des Namens der Person. Die Danksayungen nach einer Entbindung sind auch hier gewöhnlich, so wie sie ehemals im Gebrauch waren, wenn ein Schiff glücklich angekommen, oder eine Krankheit überstanden war. Auch werden allerley ungeschickliche Abkündigungen von den Kanzeln verlesen, z. B. wenn ein Leibeigener seinem Herrn entlaufen, etwas gestohlen oder gefunden worden ist u. dgl. m. Die Fürbitten für die Obrigkeit sind ermügend weit-schweifig, mit etikettenmäßigen Pomp nach Stand, Rang und Würden eingerichtet. Nach dem Monarchen und der Monarchin wird jede Person des ganzen Kaiserlichen Hauses mit Namen genannt, und bey

jeder der Titel: Seine oder Ihre Kaiserliche Hoheit, wiederholt. Dann folgt Se. Erlaucht unser Hochverordneter Herr Generalgouverneur; Se. Excellenz der Herr Gouverneur, Se. Excellenz der Herr Vicegouverneur, nebst Dero Frau Gemahlinnen, wenn sie welche haben. Es macht dieses gegen das einfache zurrautliche Du, mit welchem vorher zum Herrn aller Herren gebetet wurde, einen unausstehlichen Contrast. Vorschläge zu zweckmäßigen Abänderungen solcher Unschicklichkeiten sind geschehen, aber sie fanden jederzeit Widerspruch, weniger bey den Predigern als bey andern ehrföchtigen Leuten.

Seit 1805 ist von dem Kaiser, der unaufhörlich für das Wohl aller seiner Unterthanen sorgt, die Einführung einer neuen verbesserten Liturgie für die sämtlichen protestantischen Gemeinden seines Reichs beschlossen und der Vorschlag dazu genehmigt worden. Es ist zu dem Ende eine eigene Commission von Predigern in St. Petersburg niedergesetzt, zu welcher von jedem der Gouvernements, Lief- und Ehfland, Kurland und Finnland zwey Prediger ernannt worden sind. Unter diesen befindet sich auch der verdiente Generalsuperintendent Sonntag, den der Monarch ausdrücklich selbst verlangt hat, und der berühmte Nordische Schriftsteller Hupel in Oberpahlen. Diese Verordnung ist eine eben so nothwendige als weise Maasregel. Die alte Liturgie stand so wenig in richtigem Verhältnisse zu der in den Deutschen Provinzen

Rußlands herrschenden Aufklärung, daß jeder vernünftige Prediger genöthiget war, eigenmächtige Aenderungen vorzunehmen, um Anstoß zu vermeiden.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten der Stadt Riga bemerke ich das Kaiserliche Lyceum und das Stadtgymnasium. Jenes wird auf Kosten der Krone erhalten, hat fünf Klassen und fünf ordentliche Lehrer, die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnen, in der obersten Klasse aber sind nur wenige Schüler, weil die Anzahl der Studierenden aus dem Lande nicht groß ist und der Aufenthalt in Riga für minder Begüterte zu kostbar zu stehen kommt. Es wurde von Karl XI. 1675 gestiftet, ging während dem Nordischen Kriege ein, aber 1733 ward es wieder hergestellt. Katharina II. ließ vor ungefähr 16 Jahren für dieses Gymnasium ein ganz neues und schönes Gebäude aufführen, welches eine Zierde der Stadt ist. Der jedesmalige Rektor desselben ist allezeit zugleich Prediger an der Jakobskirche. Es steht unter der Aufsicht des Generalsuperintendenten als Scholarchen, und höher hinauf unter der Kuratel des Gouverneurs und der ganzen Regierung, welche auch die Lehrer einsetzt. Bey der neuen Schuleinrichtung 1786 und 1787, da eine besonders niedergesetzte Schulkommission alle Schulen des Landes untersuchte, erlitt auch das Rigische Lyceum eine Totalreformation. Der damalige Gouverneur von Dellehoff, ein Mann von Einsicht, großer Thätigkeit und voll Eifer für

die Verbesserung des Schulwesens, nahm sich mit vorzüglicher Sorgfalt dieser Lehranstalt an. Weil er aber etwas zu rasch dabey zu Werke ging, so schädete er beynahe mehr als er nützte. Er war es zwar, der hauptsächlich das neue Gebäude zu Stande brachte, bey der Kaiserin einen Beytrag von 10000 Rubel bewirkte und auch das übrige Geld herbey schaffte, welches gegen 15000 Rubel betrug. Diese Fürsorge nahm der Generalsuperintendent Lenz mit Dank an. Als aber der Gouverneur einen Schritt weiter that und ihn von der Inspektion ausschließen wollte, bestand dieser anfangs auf seinem Rechte, und es wurden einige harte Schriften deshalb gewechselt. Doch endlich gab der Generalsuperintendent nach und der Gouverneur blieb Herr der Schule. Nunmehr wollte er aus den untersten Klassen eine deutsche Hauptvolkschule machen. Der Rektor, ein schon bejahrter, an das Alte gewöhnter Mann, der daher für Neuerungen keinen Sinn hatte, wurde in Ruhestand gesetzt und ein Jahr an der neuen Reform gearbeitet. Die beyden obersten Klassen behielten ihre gelehrte Einrichtung, in den drey untern hingegen wurden Schulbücher nach der neuen Normal-Einrichtung und Lehrmethode, welche Katharina II. von Joseph II. angenommen hatte, eingeführt, nach welchen streng zu lehren befohlen wurde. Von da aus ging dieselbe Verordnung auch in die Provinzialstädte über, und Collegienrath Kerten, ein Mann von Kopf und Ent-

schlossenheit, bekam von dem Generalgouverneur den Auftrag, die deutschen Schulen im Lande nach diesem Fuße umzuformen. Die Fehler, welche hierbey in Betreff des Lyceums begangen wurden, lagen in der Verminderung der lateinischen Stunden für die untern Klassen, und in der Vermehrung der Russischen für die obern. Durch jene wurde der so nothwendigen Vorbereitung für die obern Klassen, wo ziemlich schwere Autoren gelesen werden, Eintrag gethan; durch diese blieb zu wenig Zeit für andere Schulwissenschaften übrig: durch beydes aber entstand nichts als Unordnung, Verlust der edeln Zeit und Ueberdruß bey den Schülern in Erlernung der Russischen Sprache und in der Abwartung der dazu bestimmten Lehrstunden.

Die zweyte Lehranstalt ist das Stadtgymnasium oder die Domschule. Es stand unter dem Magistrate und dem Collegium der allgemeinen Fürsorge, jetzt aber unter der Universität in Dorpat, hat ebenfalls fünf Klassen und 8 ordentliche Lehrer, die von dem Stadtrathe berufen und besoldet werden. Es wurde 1630 gestiftet, gerieth bald in Verfall, daher man 1678 wieder an dessen Wiederherstellung dachte. Die Aufsicht darüber führte sonst ein besonderes Collegium scholariale, welches aus 2 Gliedern des Magistrats, dem Oberpastor und dem Obersekretär bestand. Sonst gehörte auch der Rektor dazu, der zugleich Inspektor der Schule war. Der jetzige Rektor heißt

Albanus, und ist ein würdiger, thätiger und gelehrter Mann, dem die Schule viele Verbesserungen verdankt. Ihr geräumiges Gebäude ist der sogenannte Domgang, welcher mit der Domkirche ein Viereck ausmacht und den Kirchhof einschließt. Es werden in dieser Schule, so wie in dem Lyceum, die alten Sprachen der Griechen und Römer, die deutsche Sprache, Physik, Mathematik, Religion, etwas Hebräisch, Französisch, das Russische, die Geographie, Geschichte und andere Schulwissenschaften mit Fleiß und Eifer gelehrt. Seit der letzten Reform, welche dieses Institut zugleich mit dem Lyceum traf, will man jedoch einige Abnahme in der Frequenz, zumahl der beyden obern Klassen an beyden Lehranstalten, bemerkt haben. Es fielen heftige Debatten zwischen dem Gouverneur und dem Magistrat vor, weil der erstere die Stadtinspektion aufhob und gleiche Ordnung wie in dem Lyceum eingeführt wissen wollte, wogegen sich der Magistrat lange wehrte, bis endlich, nach einigen gemachten Verbesserungen, die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt wurde. Indessen hat doch die Schule bey diesem vorübergehenden Streite gewonnen. Zwar war ihre Einrichtung schon ehehin recht gut und zweckmäßig, und hielt mit dem Geiste des Zeitalters immer ziemlich gleichen Schritt. Man war sowohl von Seiten der Ephoren als der Lehrer längst von der pedantischen Meinung zurückgekommen, als müßten Lateinisch, Griechisch,

Hebräisch und die Dogmatik die einzigen Lehrgegenstände in einer Lateinischen Schule seyn, und es wurden daher auch Geographie, Geschichte, Naturkunde u. s. w. gelehrt. Die Bibliothek, die bey Schulen wenige ihres Gleichen finden wird, enthält nicht bloß alte kostbare Werke, sondern auch eine ansehnliche Sammlung neuerer Schriften in verschiedenen Sprachen, und wird jedem Schüler zum Gebrauch geöffnet. Auch findet sich ein recht artiges Naturalienkabinet dabey, das noch immer vermehrt wird. Es ist unter dem Nahmen des Himselschen Musäums bekannt, weil Himsel es gestiftet und auch einen Fonds zur Unterhaltung ausgesetzt hat. Hierin wäre also die vorige Beschaffenheit der Schule nicht zu tadeln. Aber sie hat in mancher andern Rücksicht gewonnen; z. B. die untern Klassen sind ganz wie in dem Lyceum von den obern getrennt und haben mehr den Zuschnitt von einer Bürgerschule. Das Zeichnen und die so nothwendige Russische Sprache wird unentgeltlich gelehrt. Auch ist manche alte Pedanterey abgeschafft worden, als das Hersagen eines Hauptstückes aus dem Katechismus vor dem Altare von zwey Knaben, eine ganz zwecklose Farce, die doch den Lehrern viele Mühe machte, zu der sich die Söhne angesehener Bürger nur mit Widerwillen verstanden und andere Schüler mit Geld dazu erkauften. Auch weiß man weder in Riga noch Reval, oder in sonst einer andern Stadt Lief- und Eßtlands etwas von dem höchstschädlichen,

Zeit und Geist tödtenden Chorlingen armer Schüler vor den Thüren. Diese honette Betteley macht die jungen Leute nur läderlich und zu Faulenzern, Müßiggängern und unnützen Pflastertretern. Es giebt andere Mittel zu ihrer Unterstützung, die ihnen auf eine edlere und liberalere Weise entweder von einzelnen Bürgern, oder aus ganzen Gemeinen gereicht werden. Wer vorzügliche Anlagen zeigt, findet bey Fleiß und guten Sitten gewiß Mittel sie auszubilden. Es ziehet keiner von der Schule zur Universität, daß nicht Subskriptionen für ihn gemacht würden, und die Beyträge, sie mögen nun von einzelnen Personen, oder von mehreren in Verbindung geschehen seyn, sind für ihn mehrentheils hinreichend, drey Jahre auf Universitäten anständig und mit gutem Auskommen leben zu können. Auch giebt der Stadtrath fast jedem in Riga und Reval, der auf seiner Schule gewesen ist und Unterstützung bedarf, ein jährliches Stipendium von 80 bis 100 Thalern. Desters fallen die Beyträge so reichlich aus, daß die jungen Leute ansehnlichen Aufwand machen, auf Reisen in entfernte Länder gehen und sich für Edelleute ausgeben.

Was der Domschule etwa noch fehlt, ist ein hinlänglicher Apparat physikalischer und mathematischer Instrumente: diese finden sich hingegen bey dem Kaiserlichen Lyceum. Der Gouverneur Bekleschoff ließ auf einmahl für mehr als 8000 Thaler Instrumente aus Paris kommen. Doch liegen die meisten,

wenigstens für die Schüler, unbenutzt; auch kommen sie der Domschule nicht zum Besten, da zumahl zwischen beyden Instituten keine rechte Harmonie noch unter den Lehrern derselben collegialsche Freundschaft herrscht. *)

Außer diesen beyden gelehrten Anstalten hat die Stadt noch zwey Trivialschulen, welche für die deutsche männliche Jugend sorgen, auf deren jede sie einen Lehrer, oder wie man sie nennt, Schulhalter, besoldet: ihre Einrichtung ist aber kaum mittelmäßig zu nennen. Nicht zu gedenken, daß diese Schulhalter sich Gesellen und Jungen annehmen können, so viel sie wollen, oder brauchen; die sie aber selbst salariren und für deren Arbeit und Brauchbarkeit, ob sie gleich bisweilen herzlich schlecht sind, sie veranta-

*) Seit 1805, der Periode, da eine neue Schulordnung in Lief-, Ehst-, Kur- und Finnland eingeführt wurde, ist jetzt vieles am Gymnasium und an der Domschule anders. Alle Schulen haben einen Gouvernementsdirektor an ihrer Spitze, der die Lehrer examinirt und einsetzt, nachdem sie vorher von der Universität in Dorpat sind bestätigt worden. Die Lehrer an den Gymnasien heißen nicht mehr Professoren, sondern Oberlehrer, und die Gymnasien selbst sind dem Magistrate und der Inspektion desselben entzogen und der Schulkommission der Universität untergeordnet. Der Lehrtypus ist zweckmäßiger eingerichtet, andere Lektionen, neue Lehrbücher eingeführt, die Prüfungen besser veranstaltet worden, u. s. w.

wortlich seyn müssen: dieß bey Seite gesetzt, sind sie oftmals selbst die allerunwissendsten und ungestittetsten Männer, denen das Wohl ihrer Schüler weniger am Herzen liegt als ihr Beutel und Magen. Einer der angesehensten und besuchtesten gab bey einem Besuche dem Collegienrathe Kerren auf seine Frage: „wieviel Schüler er habe und ob sie alle da wären?“ zur Antwort: „ja wer kann das wissen?“ — Seine Lehrart gleicht dieser Unachtsamkeit ganz; er läßt den Katechismus auswendig lernen, und glaubt so hinlänglich für die moralische und religiöse Bildung seiner Untergebenen gesorgt zu haben. Holt er ja etwas aus dem Schatze seines Kopfes heraus, so ist es ungefähr auf den Schlag folgender Fragen und Antworten:

„Woran muß du zuerst denken, wenn du in einen Garten kommst?“

„An den Sündenfall. —“

„Warum schuf Gott erst den Mann und hernach das Weib?“

„Damit der Eva die Zeit nicht lang währen sollte. —“

„Wie hoch war der Berg Sinai?“ Nachdem manche Kinder dieß und jenes gerathen hatten, gab er ihnen allen in heftigen Scheltworten einen Verweis, daß sie nicht einmahl so viel wüßten, und sagte endlich: „Ihr Dummköpfe, das kann man so genau nicht sagen.“ — Doch es fielen mir hier auch

gewisse Schulen in C..., D... und E.... ein, wo es um den Unterricht der untern Klassen in Religions- sachen nicht besser steht, obgleich diese Städte in Deutschland liegen. Also manum de tabula. — Was aber jeden Reisenden befremden muß, ist, daß in einer so großen und reichen Stadt keine öffentliche Mädchenschule ist. Alle Mädchen müssen privatim unterrichtet werden, und die das Vermögen nicht dazu haben, lernen nichts weiter, als was ihnen ihre Aeltern nothdürftig und der Prediger in der Lehre, ehe sie communiciren, in 4 bis 5 Wochen beybringen. Dieß erstreckt sich aber selten weiter als bis auf ein wenig Lesen und die 5 Hauptstücke des Katechismus. Es gilt dieses jedoch nur von den gemeinen Bürgerstöchtern, denn die aus den mittlern und höhern Ständen bekommen den besten Unterricht und die feinste Bildung in besondern Instituten, Pensionen oder durch Privatlehrer. Bisweilen sind dergleichen gemeine Dirnen 18 bis 20 Jahre alt, ehe sie zum Abendmahl gehen; ja manche haben schon als Mägde gedient und ein oder zwey Kinder gehabt, ehe sie in die Lehre gehen. Auch werden in Riga die Kinder nicht öffentlich confirmiret, daher es denn kommt, daß deshalb selten Nachfrage geschieht, und viele ohne allen Unterricht aufwachsen. Endlich melden sie sich bey irgend einem Prediger zur Beichte, der sie auch in der Voraussetzung, daß sie als Kinder schon in der Religion unterrichtet seyen, annimmt. Diesem Unwes

fen hat, ungeachtet der mancherley desfalls ergangenen Gesetze, bis jetzt noch nicht gänzlich gesteuert werden können. Die Dorpatsche Universität wird alle diese Mißbräuche nach und nach wegschaffen. —

An allerley wohlthätigen Anstalten fehlt es der Stadt Riga nicht. Sie behauptet an Armenpflege, Krankenhäusern, milden Stiftungen u. vor allen Städten Lief- und Ehslands den Vorrang, und ihr Reichthum kann alles leisten, was zur Erleichterung und Milderung des menschlichen Elends etwas beiträgt. Außer der allgemeinen Wohlthätigkeit und Neigung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Personen, deren ich oben gedachte, welche besonders der Kaufmannschaft zum Ruhme gereicht, finden sich öfters einzelne wohlhabende Bürger, welche einem jungen Menschen forthelfen, ihn studieren, eine Kunst, ein Handwerk, die Kaufmannschaft, lernen lassen. Man wird außer London und Moskau wenig Städte finden, wo so viele Subskriptionen und Beysteuern zur Unterstützung der Nothleidenden gemacht werden, als in Riga. Es wird fast keine Gasterey, keine Zusammenkunft gehalten, wobey nicht für irgend eine arme Wittwe, für einen Kranken, für einen Trostlosen und Verlassenen, für einen Waisen u. eine Kollekte veranstaltet wird; wobey die Willigkeit, mit der ein jeder seinen Beytrag giebt, alle Beschreibung übertrifft. Die Stadt hat auch öffentliche Stipendien für studierende Bürgerkinder, zumahl Theologen, die jährlich gegen

100 Thl. und mehr ausmachen und 3 Jahre dauern; überdieß verschiedene Familienlegate und noch mancherley andere milde Stiftungen, woraus aber die Armen weniger Trost und Unterstützung schöpfen, als aus den Privatkassen einzelner reicher Wohlthäter. Doch machen die *Campenhauische* Armenanstalt, in welcher arme Weibspersonen Wohnung und etwas Geld bekommen; das von dem Magistrate 1557 gestiftete *Konvent zum heil. Geist*, worin arme Wittwen solcher Bürger, die zur großen Gilde gehören, freye Wohnung, Holz und Kost, gegen ein kleines Legegeld beim Eintritte, genießen; ferner eine vom Bürgermeister von *Ecken* 1612 gestiftete und vom König *Gustav Adolph* 1621 durch eine Schenkung verbesserte Anstalt, worin ebenfalls arme Bürgerwittwen freye Wohnung und einen Geldzuschuß erhalten, hiervon eine Ausnahme.

Zu den wohlthätigen Stiftungen gehören ferner einige Predigerwittwenkassen sowohl in der Stadt als auf dem Lande, dazu die Beyträge ansehnlich sind, mithin auch den Wittwen etwas Erkleckliches dadurch zufällt; eine Wittwenkasse für die Lehrer am *Lyceum* und an der *Domschule*; eine Wittwenkasse der *Krämerkompagnie*; das 1651 gestiftete und reich dotirte *Waisenhaus*, worin 25 arme Bürgerkinder erhalten und unterrichtet werden; die *Brandassurationskasse*; das *St. Georgenhospital*, für Deutsche und Letten beyderley Geschlechts; das *Erziehungsinstitut* der

I. Band. P

Freymaurerloge für arme Kinder, welches an innerer guter Einrichtung wenige seines Gleichen hat, und zu dessen Behuf schon mehrere Häuser und Gärten angekauft worden sind. *) Auch gehört das Recht zu brauen, Bier zu verschenken und Branntwein zu brennen mit hierher, wodurch viele arme Bürgerwittwen ihre Nahrung haben; ingleichen die vom Magistrat 1663 bey der Düna angelegte Wasserkunst, welche durch Pferde getrieben wird und das Wasser in mehrere Bürgerhäuser leitet.

Unter die vorzüglichsten Kunst-, Bücher- und Naturaliensammlungen gehören: 1) Das schon oben erwähnte Himselfche Museum. 2) Die Stadtbibliothek. 3) Hartknochs, jetzt Hartmanns Buchladen. 4) Die Sammlungen des Dr. Behrens. 5) Die Essensche Sammlung von Handbriefen gelehrter Männer. 6) Bergmanns Münz- und Naturalienkabinet. 7) Die beyden Schulbibliotheken. 8) Die Büchersammlung bey dem Kaiserl. Hofgericht. Die Stadtbibliothek enthält viele seltene und kostbare Werke, und ist in einem ganz neuen, in einem schönen und geschmackvollen Style aufgeführten Gebäude aufgestellt, ob es gleich nicht sehr groß ist. Jedes neue Mitglied des Magistrats und Ministeriums lie-

*) Die hiesigen Freymaurerlogen sind Apollo, Kastor, (System der großen Landesloge von Deutschland in Berlin,) zum Schwerdt, Astra.

fert einen Beytrag zu derselben. Sie ist wöchentlich zweymahl offen. Unter andern Merkwürdigkeiten, dahin auch eine hübsche Sammlung seltener Ausgaben der römischen Klassiker gehört, enthält sie auch das Original von Dr. Luthers Brief an den Rigischen Magistrat. — Reiche Leute haben ebenfalls ansehnliche Privatbibliotheken, vortreffliche Gemäldesammlungen und kleine Konchylienkabinette. Schlechte Mahlereyen und gemeine Kupferstiche werden dort gar nicht geduldet; man hängt nur Meisterstücke und Originale auf. Außerdem hat Riga gar mancherley Sammlungen von kostbaren Seltenheiten aufzuweisen. Alterthümer, Münzen, Naturalien, Steine, Büsten, Bilder in Wachs, physikalische und mathematische Instrumente, allerley Holzarten, Schmetterlinge, ausgestopfte Vögel u. s. w. welches alles sich in vielen und mancherley wohlgeordneten Kabinetten sehr artig präsentiret, aber freylich mehr zur Parade, als zur Belehrung und zum Unterrichte da steht. Bey allen dem, und ungeachtet des vortrefflichen, mit allem, was zur Kunst und Wissenschaft gehört, vortrefflich ausgestatteten Hartknochischen (jetzt Hartmannischen) Buchladens, haben dennoch die Künste und Wissenschaften hier niemals recht gedeihen wollen. Es findet sich kein einziger Journal- und Zeitungsunternehmer, und außer der elenden politischen Zeitung, die noch dazu eine bloße Beilage der wöchentlichen Anzeigen ist, existirt kein einziges

öffentliches Blatt. Man behilft sich mit der Hamburger und anderen ausländischen politischen und gelehrten Zeitungen. Kommt ja nach aller Anstrengung, Mühe und langer Voransverkündigung, auf mehrere geschehene Einladungen und Anfragen, wegen Theilnehmern und Mitarbeitern sowohl als Pränumeranten und Interessenten, ein Journal oder periodisches Blatt zu Stande; so dauert es kaum ein Jahr lang, da es aus Mangel an Unterstützung und Eifer der Leser und Mitarbeiter wieder einschlüft.

Dennoch fehlt es Riga an keinem Mittel zur Bildung und ächten Aufklärung. Was an eignen Werken des Geistes und Geschmacks abgeht, das ersetzt das Ausland, so daß gleichwohl jede Kunst und jede Wissenschaft daselbst wohnt und ihre Freunde und Beförderer hat. Fremde finden daher hier allezeit den angenehmsten und lehrreichsten Umgang, Leih- und Lesebibliotheken und alles, was ihren Geist und Geschmack, sey er auch der feinste und verwöhnteste, lüftet. Personen von den edelsten und anständigsten Sitten, Männer von Kenntnissen und Gelehrsamkeit, Liebhaber und Kenner der Musik, der Sprachen, der schönen Künste, u. s. f. sind hier gar nicht selten. Zwey Buchdruckereyen finden beständig Arbeit. Die Wissenschaften werden von Adlichen und Unadlichen geschätzt und kultivirt, auch gemeinlich reichlicher als in manchen Gegenden und Städten Deutschlands belohnt, daher, so viele Fremde vom gelehrten Stande

hierher kommen, die allemahl ihr Unterkommen finden, bald angestellt werden und mit der Zeit oftmals zu sehr hohen Posten gelangen. Riga hat viele große Gelehrte, theils hervorgebracht, theils noch jetzt in seinen Mauern. Herder, Loder, Schlegel, Fischer, Graf v. Mellin, Storch, (jetzt in St. Petersburg, der schon als Schüler in Riga Schriftsteller ward,) Kievetal, Albanus, der verstorbene Oberpastor Dingelstädt, Pastor Bergmann, Hofrath Bergmann, u. a. m. glänzen am Horizonte des gelehrten Himmels, zum Theil als berühmte Schriftsteller und Lehrer der Menschheit. — Die Schauspielkunst, die Musik und Malerey finden hier besondere Unterstützung, große Kenner und Verehrer, Freunde und Liebhaber. Die Bau- und Gartenkunst macht jetzt ebenfalls beträchtliche und glückliche Fortschritte. Das merkantilsche Studium und das Erlernen der Handlung nach Grundsätzen und System, fängt auch an sich festzusetzen. Unter den schönen Künsten ist jedoch keine so hoch kultivirt, keine wird mit so viel Glück und Verdienst ausgeübt, als die Musik. Auf sie legt man sich am eifrigsten und *con amore*, und viele Personen beyderley Geschlechts, von allerley Ständen, bringen es darin sehr weit, wenn auch der Geschmack darin noch nicht der geläutertste seyn sollte. Die Stadt unterhält für Kirchen- und andere öffentliche feyerliche Musiken, eine ansehnliche Kapelle, in welcher jederzeit gute Meister sind.

Doch trägt diese Kapelle zum Ruhme der Stadt in diesem Fache der Kunst bey weitem nicht so viel bey, als die besondere Liebhaberey mehrerer einzelnen Personen, die sich auszeichnen. Diese bringt Virtuosen in Menge hervor. Beynahe in jedem Hause findet man Musikk Liebhaber, und darunter Kenner. Jeder junge Mann von feiner Erziehung, der auf Ton und Bildung Anspruch macht, lernt irgend ein Instrument meisterhaft spielen. Vorzüglich beschäftigt man in guten Häusern nebst der französischen Sprache die weibliche Jugend mit dem Klaviere, und jedes wohl-erzogene Frauenzimmer spielt dieses Instrument. Fräulein und Kaufmannstöchter nicht nur, sondern auch die Frauen und Töchter der Handwerker, siehet man vom Spieltische an das Klavier eilen. Man muß wirklich die Fortschritte bewundern, welche viele in der Musik machen, und es giebt in dieser Kunst, zumahl auf dem Klaviere, wahre Virtuossinnen, die sich mit manchem Meister messen können, und sich nicht nur in Privatgesellschaften, sondern selbst in dem öffentlichen Concerte hören lassen. Es giebt viele Sängere und Sängereinnen unter den Dilettanten, welche die bezahlten weit übertreffen. Man hat seit vielen Jahren die schönsten Concerte, Kantaten und Dratorien bloß durch Liebhaber aufgeführt, und bey jeder Gelegenheit zeichnen sich unter diesen einige Solospieler aus, die ihrer Kunst Ehre machen. Etliche darunter haben sich durch wohlgerathene Compositionen rühmlichst be-

kannt gemacht. Ein berühmter Componist, Gottfried Mützel, hielt sich viele Jahre in Riga auf: er gehört nun schon unter die Alten, aber seine Compositionen fürs Klavier machten ehemals vieles Glück. Ihm wiederfuhr die seltene Ehre, daß seine Klavier-sonaten noch vor wenig Jahren in England aufs neue in Kupfer gestochen wurden. Mützel hat nunmehr sein musikalisches Feuer verlohren, und komponirt nicht mehr, ob er gleich immer sehr thätig war. Auch weiß ich nicht, ob er noch lebt, so wenig als der Bürgermeister Bötseur, der, ob schon nur Dilettant, von Kennern für einen der größten Musikkenners gehalten wird. Er ist aus Schwerin gebürtig, spielt fast alle Instrumente meisterhaft, singt noch als Mann von Jahren sehr gut, und besitzt die seltene Gabe, die größten Concerte und Dratorien so genau dirigiren zu können, daß ihm kein Ton entgeht. Nichts gleicht seiner Geschicklichkeit, mit der er seinen Kindern Unterricht in der Musik giebt, die er zu wahren Virtuosen gebildet hat. Auch erwähne ich noch als Componisten den Cantor und Musikdirector Telemann, einen Enkel des berühmten Hamburger Telemanns. Er war wegen seiner großen musikalischen Talente ungemein geschätzt.

Die Bürgerschaft in Riga ist in verschiedene Garden oder Corps eingetheilt, oder unterhält vielmehr zwey reitende Garden, eine grüne und eine blaue, aus ihrer Mitte, wozu noch das schwarze Häupter-

Corps und die Bürgercompagnien zu Fuß kommen. Deswegen stehen aber diese in keiner größern Achtung als andere rechtschaffene Bürger. Die grüne Garde besteht aus lauter verheiratheten Kaufleuten und Professionisten. Die blaue Garde machen lauter unverheirathete Kaufleute und Handlungsdienner aus, welche aber ein verheiratheter Lieutenant commandirt. Sie haben ihr eigenes Haus in der Stadt: ihre Equipage ist sehr kostbar und die Uniform fällt gut ins Auge. Beyde ziehen jährlich einmahl, und außerdem bey feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey der Gegenwart oder Durchreise hoher regierender Personen, allezeit zu Pferde gemeinschaftlich auf. Bey feyerlichen Einzügen der Monarchen haben sie die Ehre unmittelbar vor dem Kaiserl. Wagen herzureiten. Beyde Garden haben gemeinschaftliche Officiere, ihren Rittmeister von der grünen, den Lieutenant und Kornet von der blauen Garde; die Unterofficiere hat jede besonders. Sie sind alle aus der Bürgerschaft und mit den Officiere der Kaiserl. Armee von gleichem Range. Sie haben ihre besondern Standarten, welche ihnen 1731 die Kaiserin Anna schenkte: jedes Corps hat, wenn es aufzieht, 6 prächtig equipirte Handpferde vor sich her, seine silbernen Pauken und Trompeten, und volle Rüstung. Mit dieser Garde wurde Katharina II. selbst in Riga eingeholt; der letztverstorbene Kaiser Paul mit seiner Gemahlinn, da er als Großfürst von Meissen zurückkam; der ver-

storbene König von Preußen, da er als Kronprinz nach Petersburg reisete; der Prinz Heinrich und andere hohe Personen mehr.

Das Corps der schwarzen Häupter besteht aus einer Gesellschaft von 40 bis 50 unverheiratheten, aber angesehenen Kaufleuten. Sie ziehen nur bey außerordentlichen Gelegenheiten auf, z. B. als der Fürst Potemkin in Riga war, sonst niemals. Sie machen auch nicht sowohl ein Corps, als vielmehr eine engverbundene Gesellschaft aus, in welche die Aufnahme eine besondere Ehre ist, und wodurch man Fremde, z. B. Engländer, Holländer und andere Unverheirathete, zum Vortheil der Stadt und des Handels hat vereinigen wollen. Sie müssen aber aus der Gesellschaft heraustraten, sobald sie sich verheirathen. Sie führen einen Mohrenkopf in ihrem Schilde und Wappen, und haben, noch aus den alten katholischen Zeiten her, den heiligen Mauritius zu ihrem Schutzpatron. In Reval ist ein gleiches Corps derselben, in welches sich sogar Peter der Große mit aufnehmen ließ. Sie halten ihre Zusammenkünfte in ihrem eignen uralten, aber ansehnlichen Hause am Markte, welches das schwarze Häupterhaus heißet, wo sie einen schönen Vorrath von Silbergeschirre und alten Gemälden verwahren. Es hat einen sehr großen gewölbten Saal, der sonst zu öffentlichen Concerten, Redonten, Bällen, Klubbs und Gastereyen gebraucht wurde. Bey der Aufnahme durch die Wahl

in ihre Bruderschaft muß das neue Mitglied 100 Thaler an die Kasse zahlen. Ehrenmitglieder werden so viele angenommen, als sich dazu finden. Wer von einem ordentlichen Mitgliede in ihr Haus dreymahl als Gast ist eingeführt worden, muß nachher gegen Erlegung von 15 Thalern Bruder werden, d. h. er kann von nun an alle Abende auf dem Saale im Klubb erscheinen und für sein Geld essen, trinken und spielen. Den Ursprung der schwarzen Häupter sucht man im 13. Jahrhunderte, wo noch keine Obrigkeit und Richter waren. Damals mußten einige ausser erwählte Kaufleute in Riga und Reval, die wahrscheinlich schwarze Mützen trugen, Gericht halten und Recht sprechen. Ueberhaupt scheinen sie sich in den Zeiten der Ordensmeister zur Vertheidigung der Städte verbunden zu haben. Nachher hielten sie Tourniere, daher ihr Hof auch *Arthurhof* hieß, weil am Hofe des Königs *Arthur* solche ritterliche Uebungen häufig waren. Damals waren sie ein reitendes Corps, da sie jetzt weder zu Fuß noch zu Pferde aufziehen. Vorwärts hielten sie auch um Fastnacht ein Ringelrennen, das aber unter der Pohlischen Oberherrschaft aufhörte. Nach der Reformation nahm man bloß Lutheraner auf, jetzt auch Reformirte. — Ob übrigens jetzt die schwarze Häuptercompagnie noch besondere Vortheile oder Privilegien habe, weiß man nicht, da sie ihre Sachen geheim halten. Im Staate hat sie bisher weder wesentlichen Einfluß noch Vorrechte ge-

habt; daher sie auch vor Neid, Verfolgung und Einschränkung sicher ist. — Die vierte Abtheilung der Bürgerschaft in Compagnien zu Fuß besteht aus solchen Kaufleuten, Handwerkern und Bürgern, die zu keiner der vorhergehenden Corps gehören. Ihr Anführer ist ein Rathsherr; sie haben ebenfalls ihre besondern Fahnen.

Glänzender, größer und ansehnlicher, aber eben deswegen auch dem Neide mehr ausgesetzt, ist die Brüdercompagnie der großen Gilde, welche aus 40 Aeltesten und vielen Brüdern besteht. Die Aufnahme kostete ebenfalls 100 Thaler. Nur Kaufleute und im Dienste der Stadt stehende Gelehrte (letztere unentgeltlich) wurden in dieselbe aufgenommen. Der Fonds ward zur Versorgung der Wittwen und Waisen verstorbenen Brüder angewendet. Es war aber dabey auch mit auf Schmausen und kostbare Mahlzeiten angesehen, wovon manche 800 Thaler kostete. Die seltensten Speisen und Getränke waren in Ueberfluß da. Das Haupttraktament ward um Lichtmess gehalten und alle Vornehme der Stadt waren dazu eingeladen. Ungeachtet es mitten im Winter fiel, fehlte es dennoch nicht an frischen Gartengewächsen, Melonen, Spargel, Obst u. dgl., welches alles man mit großen Kosten aus Treibhäusern, oft weit her, zusammenbrachte. Ueberhaupt machen die Freuden der Tafel in Riga, so wie im ganzen Lande, einen Hauptbestandtheil alles Vergnügens, und man

schont weder Kosten noch Pracht, wenn nur die Sinne der Gäste befriedigt werden, und man das Lob hören kann: hier wurde herrlich gespeist! —

Den Ton giebt der Kaufmann an: ihm folgt der Adel, der es sich zur Ehre rechnet, mit dem Kaufmann umzugehen, und sich in Geschmack und feiner Lebensart nach ihm zu bilden. Kultur, Aufklärung, Wohrthätigkeit zeichnen beyde Stände aus, sie kennen weder Adels- noch Kaufmannsstolz, ob sie gleich an Reichthum manche ihres Gleichen in andern Städten weit übertreffen. Bey dem durch einen ausgebreiteten Handel veranlaßten Erwerb häufen sich die Reichthümer leicht, wodurch sich freylich auch mancher verfahren läßt, ein geadelter Kaufmann zu werden, Landgüter zu besitzen, und, wenn er genug gewonnen und zusammen gebracht hat, den Handel aufzugeben und den Rittergutsbesitzer zu machen. Man darf nicht lange nach Kaufleuten suchen, die ihr Vermögen nach Hunderttausenden, ja halben Millionen berechnen. Schon die Lage bestimmt Riga zum Handelsplatze, besonders zur Exportation. Der Handel ist durchaus activ, und man kann ihn zwischen 5 bis 6 Millionen anschlagen. Die Freyheit zu handeln ist hier größer und dem esprit du corps angemessener als in Reval und Narwa. In Riga wohnen viele Ausländer, besonders Engländer, auch andere, als Commissionäre ihrer Nationen, die den Handel en gros treiben, bloße Expediteure sind, und nicht als

Bürger, doch unter dem Schutze der Stadt leben und wichtige Vortheile genießen. Die verschiedenen Arten der hiesigen Kaufleute, die Größe und Mannichfaltigkeit ihres Handels, die ausgebreitete Schifffahrt u. s. w. erfordern eine besondere Beschreibung, die unter dem vierten Abschnitte folgen wird.

Die Lebensart ist im Ganzen posirt, vernünftig und gesittet. Es herrscht ungemein viele Feinheit, ohne darum an den lästigen Zwang einer steifen Hofetikette zu gränzen. Jeder kann thun und lassen, was er will, und das vornehmste Gesetz ist, ungeniert zu seyn. Alles Rauhe und Steife, was sonst der Lebensart großer Handelsstädte eigen zu seyn pflegt, das Derbe, Brüste, Plumpe, das Zudringliche, der dumme Bauernstolz, das Hochtrabende und die Großthuerey, die sonst hin und wieder dem Kaufmanne ankleben, — alles dieß fällt in Riga weg, oder ist so abgeschliffen und verfeinert, daß man es kaum mehr merkt. Dabey thront der Luxus, die Mode, als Obergöttinn, ein ausgesuchter, hoher und prächtiger Geschmack; viel Geld, daher täglich ein Wirbel von Zerstreuung, ein ziemlicher Hang zur Sinnlichkeit, täglich neue Erfindungen zum Vergnügen und Lebensgenuß, täglich andere Befriedigungen der Sinnenlust, aber ohne Uebermaaß, ohne Schwelgerey und wilde Ausschweifung. Die Bildung, welche sehr viele Liefländer von ihren Reisen in fremde Länder mitbringen, ihre feine Erziehung, die guten Ges

fellschaften, der tägliche Umgang mit so vielen Fremden, tragen hierzu das Meiste bey. Sie studieren die Sitten und den Geschmack in den vornehmsten Europäischen Städten, und kommen mit Kenntnissen aller Art bereichert zurück, daher man auch hier in Gesellschaften die belehrendste Unterhaltung findet, die richtigsten Urtheile über Gegenstände der Politik und des Handels hört, und gewiß allemahl ein Paar Männer von Welt- und Menschenkenntniß, von Einsicht in die Länder- und Völkerkunde antrifft. Ihr Einfluß, ihr Kredit, ihre ausgebreitete Correspondenz sind von verschiedenem Gewicht. Das Ansehen der Rigischen Kaufmannschaft ist bey allen seefahrenden Nationen so groß, daß man selbst bey Allianz- und Commerztraktaten von ihrer Verbindung beträchtlichen Vortheil ziehen könnte, wenn man sich derselben höhern Orts bedienen wollte. Die bewaffnete Neutralität, welche man als ein Werk Katharinen's II. bewunderte, die im Englischen Seekriege mit Recht als ein Palladium des Handels angesehen wurde, so viele Menschen beglückte, — diese von vielen Mächten Europens anerkannte und unterzeichnete Anstalt ist eine Erfindung eines Rigischen Kaufmanns, Johann Christoph Behrens. Diese wenig bekannte Anekdote haben mir die glaubwürdigsten Männer mitgetheilt und ihre Wahrheit mit ihrer Ehre verbürgt.

Das häusliche Leben in Riga ist so, wie man es in einer bevölkerten, reichen und durch ihren ausgebreiteten Handel blühenden Stadt erwarten darf. Ueber einen hohen Grad von Luxus, zumahl bey Gastereyen, über Pracht und Aufwand in kostbaren Mobilien, Kleidung, und über die exorbitante Theurung aller Lebensbedürfnisse, wird man sich daher nicht wundern, wenn man bedenkt, daß hier der Zusammenfluß von Reichthümern und von Menschen aus den höhern, an eine kostbare Lebensart gewöhnten Ständen ist, daß der Mißbrauch manches Entbehrliche nothwendig gemacht, und der einmahl eingeführte Ton und Gebrauch vieles verlangt, was anderwärts nicht vermisst wird. Viele männliche und weibliche Dienstboten zu halten, gehört mit zum Takte in einem guten Hause. Der Luxus, der wie ein Strom alles mit sich fortreißt, die Ueppigkeit und die Sucht zu glänzen, in Allem das Beste zu haben, und niemanden nachzustehen, sind mit die vornehmsten Ursachen der hiesigen Theurung, die wohl kaum von der in London und Paris übertroffen wird, und in Petersburg und Moskau nicht so groß ist. Das Gesinde, dem man meistens den Einkauf für Küche und Keller überläßt, geht äußerst verschwenderisch mit dem Gelde um und dient nur um hohen Lohn. Die Arbeit ist unter mehrere Dienstboten, gleichsam wie in Departements, vertheilt. Die Köchin thut keine Hausarbeit, und die Stubenmagd keine Küchenarbeit.

Keine von beyden will die Diefen heißen, wozu wieder ein besonderer Kerl gehalten wird. Man hat Deutsche, Lettische, Ruffische, Ehtnische, Pohlische und Schwedische Domestiken. Diese verursachen eine fast babylonische Sprachenverwirrung. Der Deutsche dünkt sich vornehmer als der leibeigene Lette oder Ehste, will mehr gelten und besser gehalten seyn als sie, und isset in manchen Häusern nicht einmahl mit ihnen an einem Tische, welches der Hausfrau viele Mühe und Beschwerde macht. Daß die meisten Häuser auch Kutsche und Pferde, einen Kutscher und Bedienten halten, brauche ich kaum zu erinnern. Wessen Stand und Verhältnisse beynahе tägliche Besuche nothwendig machen, der muß sich, auch bey der möglichsten Einschränkung manchen Aufwand gefallen lassen, dessen Ersparniß mit seiner Ehre nicht bestehen kann. Der Geschmack in der Kleidung, im Hausgeräthe, in Essen und Trinken, in der ganzen Lebensart, ist äußerst kostbar. Wer also nicht isolirt leben kann und will, der muß sich mancher Ausgabe unterwerfen, die ihm vielleicht drückend ist. Daher ist bey allem Reichthum, bey dem stärksten Einkommen, dennoch an kein Sammeln und Zurücklegen zu denken, und bey den meisten geht die jährliche Einnahme rein auf. Stehet einer in weitläufigen und angesehenen Familienverbindungen, so hat er es vollends nicht in seiner Gewalt, sich nach seinem Willen einzuschränken. Daher entsethet in vielen Häusern ein

glänzendes Elend, welches durch die mancherley öfentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten noch vermehrt wird. Der Rausch der Ergößlichkeit, der Luxus schwindel läßt die wenigsten zum Besinnen kommen; zum Nachdenken ist keine Zeit; viele stecken schon tief im Verderben und in Schulden, ehe sie den Muth fassen konnten, in ihrer häuslichen Einrichtung eine Aenderung oder Einschränkung vorzunehmen. Wenn nun in einer solchen Stadt Geldmangel und Muthlosigkeit einreißt, wenn der Handel stockt, wenn die öffentlichen Fonds sinken, wenn sich die Steuern und Abgaben vermehren, wenn die Nachsicht gegen die Schuldner aufhört und die Klagen über schlechte Zeiten allgemeiner werden; dann verwandelt sich alle Freude in Trauer, Muthlosigkeit und Ertödtung ließt man beynahе auf allen Gesichtern, und das letzte Mittel der Verzweiflung ist der Bankerott.

Dennoch aber wird Riga immer mächtig genug bleiben, ihren Rang unter den ersten Handelsstädten zu behaupten. Ihre Schifffahrt, ihr Handel wird so lange blühen, als die Düna nicht aufhört zu strömen. Wenn auch die Hälfte ihrer Einwohner bankerott würde, so könnte doch die andere Hälfte, auch mitten unter den heftigsten Stößen, noch einen ansehnlichen Handel fortführen. Die Stadt hat in den vorigen Zeiten weit härtere Erschütterungen erlitten, aus denen sie nachher doch immer mächtiger und herrlicher wieder hervorgegangen ist: sie hat bald nach der Ger

nesung ihr Haupt aufs neue stolz erhoben, und ist blühender geworden, als sie vorher gewesen war. Auch jetzt kann sie frohen Muthes in die Zukunft blicken, die unter Alexander's I. gerechter, milder und weiser Regierung nicht anders als glücklich für sie seyn wird.

An Fabriken und Manufacturen hat Riga eine Zuckerraffinerie, einige Webereyen in Linnen und Seidlich, eine Kartensfabrik, eine Puder- und Stärkenfabrik, gute Braunteweinbrennereyen, einigen Schiffsbau für Küstenfahrzeuge, Seilereyen und eine Glas- und Ziegelhütte. — Deyffentliche Wirthshäuser giebt es nur ein Paar, ein Reisender findet aber bey vielen Bürgern in der Stadt und in den Vorstädten gute Bewirthung. — Deyffentliche Spazierplätze sind sowohl in als außer der Stadt wenige und gänzlich unbedeutend. Ist's Nachlässigkeit, oder hindern Klima und Boden, genug, man sieht auch nicht einmahl eine Anlage zur Anpflanzung einer Allee. Doch finden Spaziergänger noch einigermaßen Unterhaltung durch die Promenade auf der Schiffbrücke über die Düna, längs dem Ufer dieses Stromes, in dem Kaiserlichen Garten, der aber von keiner Bedeutung ist, in den schönen Bietinghoffschen Garten, und durch die Lustfahrten zu Wasser nach den Holmen, den vielen Lusthöfchen und Lustgärten der Bürger in und bey Riga, und nach Dünamünde.

Man trifft zwar in der Stadt Leute von allerley Nationen an, doch besteht der größte Theil aus Deutschen, eingebornen sowohl als fremden, aus Russen und Letten. Engländer, Holländer, Pohlen u. findet man weit wenigere, doch haben sich von den letztern viele freye Leute, aber meistens von geringem Stande, hier niedergelassen. Die Russen nähren sich theils vom Handel mit Russischen Waaren, theils durch andere Gewerbe. Sie haben ihre Buden in ein Paar ansehnlichen Gebäuden vor dem Thore, wo sie eigentlich wohnen und handeln sollen: aber sie haben sich allmählig in die Stadt geschlichen und dürften jetzt nur schwer wider daraus zu vertreiben seyn. Auch schaden die Russen mit ihren Buden in der Stadt dem Handel sehr. — Russische Kaufleute haben hier alles um sehr billige Preise feil, was zum Nutzen und zur Bequemlichkeit besonders des gemeinen Mannes dient. Fremde müssen sich aber sehr hüten, nicht vierfach betrogen zu werden. So kauft man z. B. ein Paar sehr fein gearbeitete Schuhe um $\frac{1}{2}$ Rubel; zieht sie aber der Käufer bey nassem Wetter an, so sieht er sich oft genöthigt, barfuß nach Hause zu gehen, da die Sohlen, die er dreyemahl genähet glaubte, nur angeleimt waren. — Unter den Letten in Riga muß man einen Unterschied machen zwischen den leibeignen und freyen. Die erstern sind Erbhauern von den Stadt-Patrimonialgütern, oder von Privatgutsbesitzern vermiethete Leute; die letztern nähren

sich auf ihre eigene Hand und wohnen in und um Riga. Sie müssen, ihrer Freyheit ungeachtet, der Stadt dennoch gewisse Dienste leisten für die Erlaubniß, in derselben wohnen zu dürfen, z. B. bey der Reinigung der Straßen und der Kaye, beym Aufsetzen und Wegnehmen der Flossbrücke, bey dem Hin- und Herschaffen der Kanonen u. helfen. Sie nähren sich von der Viehzucht, Fischerey, als Handlanger und Tagelöhner, und sind recht fleißige, brave Leute. Einige stehen in obrigkeitlich angeordneten Bruderschaften bey manchen in der Handlung vorkommenden Angelegenheiten, bey den Feuerspritzen u. s. f. Jede Nation redet zwar ihre eigene, doch verstehen die meisten auch die deutsche Sprache, welche neben der Russischen und Lettischen hier die Hauptsprache ist.

Wer sollte es glauben, daß man in Riga sogar einen öffentlichen Speisesaal unter Gottes freyem Himmel findet? gleichwohl ist nichts gewisseres als dieses. Vor dem Wasserthore sind lange bedeckte, an den Seiten offene Hütten gebaut, in deren Mitte sich Tische und Bänke befinden. Nicht weit davon stehen Russen, die den Letten und gemeinen Russen geronnene Milch, gekochte Grütze, sauern Kohl, Kalbauern, Klopffleisch (das mürbe geprügelt werden ist), Ochsenfüße, Fische, Obst, Brod und Kalatschen*);

*) Eine Art gemeiner und schlechter Russischer Torten.

auch zuweilen Piroggen*), kleine Pasteten, Honigsuchen, faule Eyer, ranzige Butter, stinkendes Fleisch und andere Leckerbissen für das gemeine Volk, für einige Kopelen verkaufen; in großen kupfernen Gefäßen über Kohlen, Honigwasser und ein säuerliches aus Gerste gekochtes Getränk, Quas genannt, heiß erhalten, und dieses den Kostgängern um einen eben so billigen Preis auschenken. Nicht weit davon ist der Käufemarkt, wo das Volk aus dem niedrigsten Pöbel zusammenströmt, lärmt, schachert, wuchert, sich prügelt, betrügt, verhöfert. Hier steht man das Lumpengesindel der Stadt, die wahren Dohnhosen; Trödelbuden, ausstaffirt mit den elegantesten Mitteln und Trachten des schmutzigsten Hausens; Herunträger und Trägerinnen mit Kleinigkeitstram für gemeine Leute u. s. w. wobey jeder rechtliche Mann Bedenken trägt zu erscheinen, und wenn er sich ja sehen läßt, seine Taschen wohl in Obacht zu nehmen hat. Eben so ist es auch in Moskau, Petersburg und Reval. Dergleichen Plätze wimmeln tagtäglich von Menschen, welche die genannten Geschäfte treiben, aber auch von andern, die Lebensmittel, Heu, Stroh, Holz u. dgl. herbeiführen. Auch stehet man

*) Piroggen ist eine mit Fleisch gefüllte kleine Pastete, ein in Butter gebratener Fleischkuchen, der fast wie ein Fastnachtskräpfel in Sachsen aussieht. Der Russe bäckt sie im Ofen.

dieselbst ganze Heerden von Schlachtvieh, welches aus Pohlen und der Ukraine herbeygetrieben wird. Die Haselhühner, Birkhühner, Auerhähne und anderes wilde Geflügel, werden auf Wagen zugeführt und auf dem Markte reihenweise aufgehängt. Einige tragen große hölzerne Kannen an Riemen über den Schultern auf dem Markte herum, aus welchen sie heißen Punsch einschenken, das Glas für 2 Kopeken, welcher, nach ihrer Zubereitung, ein entsetzliches Getränk ist. Andere kaufen sich um einen eben so geringen Preis aus der Garküche, welche für das gemeine Volk, besonders für die Burlacken, oder Tagelöhner, auf dem Markte errichtet ist, ihre frugale Mittagsmahlzeit, lagern sich damit, wenn es nicht regnet, auf die bloße Erde, und verzehren ihre Suppe aus hölzernen Schüsseln. Nach dem Essen schlafen sie auf der Erde, wie die Schaafe. Einige üben sich im Balgen (Russisch Kulacken), und Ringen auf die bloße Faust; andere taumeln von Brauntwein berauscht; die Weber keifen und schelten; die Pferde schlagen aus, und wer sich getroffen fühlt, der schreyt. Des Lärmens, Lobens, Fahrens und Rennens wird kein Ende. Der Staub und Gestank sind entsetzlich an solchen Orten, und jeder rechtliche Bürger vermeidet sie gern.

Um Johannisstag ist der große Jahrmarkt, der drey Wochen dauert und einer kleinen Messe ähnlich

ist. Es beziehen ihn viele einheimische und fremde Kaufleute aus Moskau, Petersburg, Reval, Pohlen, aus der Schweiz, aus Sachsen, besonders Schmalkalden und Ruhl, aus Preußen u. meistens Seiden- und Leinwandhändler, Bilderhändler, Zeughändler, Galanteriekrämer u. s. w. die ihre Buden auf dem Domkirchhofe und in dem Domgange, gegen Erlegung eines Standgeldes, aufschlagen. Das Gewühl ist um diese Zeit in der Stadt groß, und man siehet Menschen von allerley Nationen, Italiener, Armenier, Juden, Griechen, Schweizer, Pohlen und Schweden; den Adel vom Lande, die beau monde aus der Stadt, Prediger mit ihren Weibern und Töchtern, welche letztere von ihren Müttern, so wie die Fräulein von der gnädigen Mama, zur Schau und beliebigen Auswahl herumgeführt werden. Alles zeigt sich hier im größten Glanze, in den neuesten Moden, in den schönsten Equipagen. Einige Wochen vor Weihnachten wird ein ähnlicher Jahrmarkt gehalten, der aber von geringer Bedeutung ist, nicht von Fremden besucht wird, und auf dem alten Markte bloß des Abends die Weihnachtsbuden offen zeigt. Um diese Zeit bestreuet man auch in ganz Lief- und Ehstland die Stuben mit gehacktem Fichtenstrauch, grünem Wachholderreißig und andern frischen Kräutern, welches den Zimmern einen angenehmen, stärkenden Geruch giebt. In vielen Häusern geschieht es das ganze Jahr hindurch, meistens am Sonntage.

Die in Riga gangbarsten Münzsorten sind Albertsthaler, Dritte, Fünfer und Ferdinge. Die Rubel und Kopeken sind im Handel und Wandel weniger gebräuchlich, ja selbst mehr einer Waare ähnlich, so daß sich selbst die Russischen Kaufleute ihre Waare in Albertsgeld bezahlen lassen, und erst Rubel dafür einwechseln, wenn sie Rimessen nach Rußland zu machen haben. Der Rubel soll eigentlich dem Sächsischen oder Hamburger Courantthaler, der zwey Gulden Frankfurter Währung ausmächet, gleich kommen. Die alten Rubel von Peter I. bis auf Elisabeth halten auch diesen Werth; die neuen aber, seit Katharinen's II. Regierung geprägten, sind geringer, weil sie kleiner und von schlechterem Silber sind. Der Albertsthaler, welcher seinen Nahmen von einem alten Rigischen Bischofe Albertus hat, ist gemeiniglich ein holländischer harter Thaler, oder bisweilen ein spanischer, am Werthe dem Sächsischen Speziesthaler gleich. Als Albertsthaler werden auch die Schwedischen, die alten Spanischen und die alten deutschen Thaler angenommen. In dieser Münze muß auch der Zoll bezahlt werden. Der silberne Rubel steht gegen den Albertsthaler 145 bis 150 Kopeken, und die Banknoten 190 bis 200 Kopeken, ja bisweilen drüber. Riga läßt zu seinem Behufe jährlich mehr als für 400,000 Albertsthaler in Holland münzen. Wenn die Albertsthaler künftig noch immer als Waare angesehen, und wenn sie, bey der jetzigen Lage

Hollands, nicht mehr in solcher Menge können geliefert werden, als vordem; so muß der Rubel, sowohl in Silber als Papier, immer mehr fallen. Durch eine Ukase wurde daher 1795 befohlen, daß bey der jetzigen Schwierigkeit Holländische Thaler zu bekommen und für den Zoll zu liefern, auch Spanische Piaster oder Speziesthaler könnten angenommen werden. Doch müssen sie am Gewicht und innerem Werthe den Albertsthälern gleich seyn, oder nach diesen ausgeglichen werden, weil sie alle in die Münze nach Petersburg geliefert und zu Rubeln umgeprägt werden. Alexander I. hat sogar erlaubt, den Zoll in Papiergelde anzunehmen, doch nicht anders als den Albertsthaler zu 210 Kopeken. — Die französischen Laubthaler sind gar nicht in Cours; auch werden weder Louisd'ore noch Karoline, und überhaupt, außer den holländischen Dukaten, keine fremden Goldmünzen angenommen: der Reisende, der sie mitbringt, verliert viel daran. Am besten, er hat Wechsel oder holländische Dukaten.

An Scheidemünze sind in Riga viele altfächische, Braunschweigische, Hannöversche und andere Zweygroschenstücke gangbar, die man Fünfer nennt, weil ein 5 Ferdinge gibt. Die Ferdinge sind alte Schwedische Scheidemünzen von schlechtem Silber, wovon einer den 80sten Theil eines Albertsthalers ausmacht, so wie ein Fünfer $\frac{1}{16}$ eines Albertsthalers beträgt. Ein Zwey-Ferdingsstück heißt ein Mark;

mithin besteht der Albertsthaler aus 16 Fünfern, oder 40 Mark, oder 80 Ferdingen. Man hat auch halbe und Viertel-Thaler, welche letztere Orthe heißen. Drey Orth machen einen Thaler Courant aus, und sollen dem Rubel gleich seyn; sie gelten aber mehr. Diese mancherley Geldsorten machen einem Ausländer anfangs viele Hudeley und Verwirrung, er findet sich aber bald darein. Man kann auch leicht denken, daß in einer so geldreichen Handelsstadt, wie Riga ist, bey so vielerley Münzsorten, für die Geldwechsler von Profession etwas zu machen ist. Die größern Münzsorten nehmen immer Agio gegen die kleinern, die Dukaten gegen Silbergeld, die Rubel gegen Kupfer und Banknoten, und das Albertsgeld überhaupt gegen Rubel. Wer sich darauf versteht und immer einen Vorrath an baarem Gelde hat, kann viel durch Umsetzen gewinnen, und hat dabey den Vortheil, daß ihm sein Capital immer sicher bleibt, da er es in den Händen behält. Außer den deutschen Kaufleuten, die sich mit Geldwechsel abgeben, stehen noch 20 Russen vor dem Schalthore mit ihren Wechselstischen in einer Reihe. Dieß sind jedoch bloße Diener oder Commissäre reicher Bankiers, die selbst nicht öffentlich wuchern wollen. Hier siehet man das Geld in Säcken und großen Haufen aufgestellt; ein Bild des innern Reichthums und guter Polizey, denn es ist ohne Beyspiel, daß bey dem Gedränge des Volks etwas von den Wechselstischen wäre gestohlen worden.

Aber die Wechsler selbst wachen auch mit Argusaugen: jeden Vorübergehenden, der sich nur aus Neugierde nach dem Gelde umsieht, rufen sie an und fragen, ob er etwas aus- oder einwechseln wolle. Dadurch beweisen sie nicht nur ihre Aufmerksamkeit, sondern benehmen ihm auch zugleich den Muth, wenn ja vielleicht eine böse Lust in ihm aufsteigen sollte.

Zwey schreckliche Vorfälle ereigneten sich hier in den Jahren 1792 und 1794. Ein Officier aus St. Petersburg, dessen Namen man nie erfahren hat, wurde Verbrechen halber in dem genannten erstern Jahre nach Riga gebracht, und auf höhern Befehl auf der Festung Dünamünde in einen tiefen unterirdischen Kerker geworfen, der ein langer Aufenthalt ausgehungert Ratten gewesen war. Er hat schon den folgenden Tag de- und wehmüthig um ein anderes Gefängniß, weil ihm diese Unholde keine Ruhe ließen, sondern Tag und Nacht plagten; man war aber taub bey seinem Flehen. Wenn ihm in der Folge von dem Wächter das Essen gebracht wurde, hat er jedesmahl schrecklich geschrien, man möge ihn doch von den Ratten befreien. Allein umsonst, man hörte sein Geschrey nicht, oder wollte es nicht hören. Seine Speise und sein Getränk wurde ihm täglich durch ein Loch gereicht, ohne daß man sich weiter um ihn bekümmerte. Endlich wird es stille. Man kommt wieder zur gewöhnlichen Stunde, um ihm das Essen zu bringen. Der Eingekerkerte hört auf kein Rufen,

man öfnet die Thür und findet — horrendum dictu! — den Leichnam des Unglücklichen fast ganz von den hungrigen Ratten aufgefressen. Ein schenßlicher Anblick! — Die zweyte traurige Begebenheit trug sich zwey Jahre später zu. Ein Schornsteinfeger reinigte mit einigen Gefellen und einem Jungen in einem großen Hause die Schornsteine, welche meistens aus langen, krummen und engen Röhren bestanden, die längs den Mauern aus einem Kamin in das andere und aus der Küche durch das ganze Haus liefen. Nach vollendeter Arbeit gingen die Feger nach Hause. Einer von ihnen wird vermisst und bleibt weg. Nach einiger Zeit bemerkt man, daß eine der Röhren nicht zieht noch Rauch fangen will, und man vermuthet natürlicher Weise, daß sie verstopft seyn müsse. Es wird nach einem Schornsteinfeger geschickt; er steigt hinein und findet — den schon ganz vertrockneten und geräucherten Körper des unglücklichen Vermissten in dem engen Behältnisse stecken. Wahrscheinlich hatte er um Hülfe gerufen, war aber, weil durch die dicken Mauern sein Schreyen nicht gehört wurde, allem Vermuthen nach bey'm erstenmahl Feueranmachen vom Dampfe erstickt.

In den hiesigen Gefängnissen sitzen beynabe zu allen Zeiten Schulden halber viele Personen aus allerley Ständen. Bey der Thronbesteigung eines neuen Monarchen des Russischen Reichs ist der Gebrauch, daß der neue Monarch dergleichen Personen, wenn

sie weiter keines andern Verbrechen wegen verhaftet sind, auf freyen Fuß stellet. So geschah es bey Katharina II. und bey Paul I. Zur Feyer des Krönungsfestes Alexanders I. am 27ten September 1801, übernahm die Liefländische Ritterschaft dieses wohlthätige Geschäft, und befreiete alle in den Gefängnissen zu Riga und Reval wegen Nichtbezahlung ihrer Schulden sitzende Personen durch Bezahlung ihrer Schulden, und schenkte jedem zu seinem weitem Fortkommen eine angemessene Summe. Der Magistrat ließ an diesem festlichen Tage alle dasige Armen bewirthen und Unterstützungen unter sie austheilen. Es war ein allgemeines Jubel- und Freudenfest nicht nur für die Stadt, sondern für das ganze Land, weil jeder Unterthan von dem neuen Regenten sich eine segensvollere Regierung und eine erfreulichere Zukunft versprach, in welcher Hoffnung sie auch nicht getäuscht worden sind.

Reiset man von Riga längst der Küste des Rigischen Meerbusens auf der gewöhnlichen Heerstraße nördlich hinauf, so kommt man nach einem Wege von 30 Meilen nach Pernau, einer kleinen, aber artig gebauten und ziemlich gut besetzten Stadt; und von da durch das Land auf der Pernauisch = Revalischen Straße, nachdem man 20 Meilen zurückgelegt hat, nach Reval, der Haupt- und Gouvernementsstadt

der Statthalterſchaft Eſtland. Sie hat ihren Nahmen weder von dem Falle eines Rehes, das daſelbſt ſoll geſchoſſen worden ſeyn, noch von dem lateiniſchen Worte vallis, Thal, oder vallum, Wall, wie es wohl manche behauptet haben; ſondern von dem Schwediſchen Worte Refvel, eine Sandbank, weil ſich viele Sandbänke in ihrer Nahe befinden; daher ſie auch im Lande ſelbſt immer Räs el genennt wird. Sie iſt von mittlerer Größe, hat eine reizende romantiſche Lage und $\frac{7}{8}$ deutſche Meile im Umfange, 945 Häuser, und zählt, ohne den Adel und die bey dem Militär- und Civiletat angeſtellten Perſonen, etwas über 10,000 Menſchen. Sie iſt nach der beſten Anlage und ganz im Alt-Gothiſchen Geſchmacke erbauet, daher auch die Giebel der Häuser alle nach der Straße zu gehen, welches den Gaſſen ein almodiſches und düſteres Anſehen giebt. Doch ſind die Häuser meiſtens recht hübfch und bequem eingerichtet, feuerfeſt gebaut und mit großen Gewölben und Waarenniedernlagen verſehen. Die Gaſſen ſind mehrertheils ſchmal, krumm und winklicht, und der geraden kaum 3 bis 4, die Landſtraße, Breitſtraße und Kußſtraße. Wegen des unaufhörlichen Fahrens mit Laſtwagen, Bauernkarren und Troſſen^{*)}, ſind ſie im Herbſt und Frühjahre außerſt ſchmutzig, und das Pflaſter ſo verdor-

*) Sind niedrige vierrädrige Fuhrwerke, die unbedeckt ſind, und ſaß die Geſtalt eines fahrenden Sofa haben.

ben, daß man in der Dunkelheit leicht ein Bein oder Rad zerbrechen kann. Die liebenswürdige Tugend der Gaſtfreyheit, die den biedern Bewohnern dieſer guten Stadt ſo beſonders eigen iſt, ſöhnt jedoch den Fremden bald wieder mit jenen Unannehmlichkeiten aus. Es herrſcht ein freyer, muntrer Ton in Geſellſchaften, und man findet bald Bekannte und Freunde, die einen mit in die beſten Geſellſchaften führen. Der hieſige Adel iſt human und gebildet, ein großer Theil hat ſeinen Geſchmack auf Reiſen und durch einen langen Aufenthalt in St. Petersburg verfeinert; er ſchätzt und liebt die Wiſſenſchaften und Künſte, und läßt ſelten im Umgange etwas von jenem Stolze blicken, der dieſer Kaſte ſonſt ſo eigen iſt. Aus ſeiner Mitte werden die höchſten Landeskollegien beſetzt, und er trägt überhaupt vieles zum Glanze der Stadt bey. Der Kaufmann, ob er gleich an Reichthümern dem Rigischen nachſtehet, iſt liberal, und verbindet mit einer guten Erziehung mancherley feine Kenntniſſe und oft viele Erfahrung. Der Gelehrte, ohne Pedant zu ſeyn, iſt in vielen Fächern gründlich bewandert, gegen Fremde höflich und zuvorkommend, ein Freund der Geſelligkeit, voll Anhänglichkeit an ſein Vaterland und bey jeder Gelegenheit ein eifriger Vertheidiger Rußlands und deſſen Staatsverfaſſung. Der gemeine Bürger iſt ein ehrlicher, biederer, mit unter etwas derber Schlag Leute, dabey herzlich, freundlich, vor allem aber überaus geſellſchaftlich. Sonſt

war hier der Ton etwas altfränkisch und Seestädtisch, und fast in allen Häusern wurde Plattdeutsch gesprochen. Jetzt hat sich dieß um vieles gebessert. Der Umgang und gesellschaftliche Ton ist feiner, freyer und urbaner, die Sitten sind milder und die Plattdeutsche Sprache hat der Hochdeutschen Platz gemacht. Der Luxus und die Prachtliebe sind nicht so hoch gestiegen wie in Riga, doch lebt auch hier der Handwerker im Ganzen glänzender, besser und mit mehr Geschmack, als in den meisten Städten Deutschlands.

Die größte Anzahl der Einwohner in Reval besteht aus Deutschen, theils Eingebornen, theils Ausländern, die sich hier niedergelassen haben: daher hört man auch im gesellschaftlichen Leben selten eine andere Sprache als die deutsche, und man sollte in dieser Hinsicht glauben, in einer Stadt in der Mitte von Deutschland zu seyn. Das Deutsche wird auch, die Niedersächsischen grammatikalischen Fehler abgerechnet, sehr gut und nach der reinsten Mundart, wie in Riga, gesprochen; doch wimmelt die Sprache von Provinzialismen, die Herr Hupel in einem besondern Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland gesammelt hat. Nächst der deutschen Sprache hört man im Handel und Wandel am meisten Russisch und Ehstnisch, welche beyde Nationen außer der deutschen Bürgerschaft am häufigsten in der Stadt angetroffen werden. Schweden sieht man jetzt nur noch

einzelne. — Die Deutschen sind der angesehenste und wohlhabendste Theil der Einwohner. In ihren Händen ist der auswärtige Handel einzig und allein, und auch der inländische wird von ihnen am stärksten betrieben, sie verwalten die meisten Dienste der Krone, haben alle Civillämter an sich zu bringen gewußt und Kirchen und Schulen besetzt. Der ächte deutsche Geist der Freyheit und selbstständigen Festigkeit scheint aber durch die Russische Regierung, die durch eine strenge Ukaße nach der andern Unterwerfung und blinden Gehorsam von ihren Unterthanen fodert, von ihnen gewichen zu seyn. Sie haben zwar Patriotismus, sie hängen an Rußland und lieben, loben und vertheidigen es bey jeder Gelegenheit, aber mehr aus Furcht und dem nicht natürlichen Hange, sich nach dem Willen ihrer Beherrscher zu schmiegen, als aus wahrer Anhänglichkeit und Ergebenheit für ihren Monarchen und dessen Statthalter. Daher enthalten sie sich auch jedes freymüthigen Urtheils über Gegenstände der Politik ihres Landes, und preisen es als das glücklichste in Europa und sich als das beglückteste Volk der Erde, weswegen sie freylich, zumahl jetzt unter Alexanders segensreicher Regierung, niemand verdenken, aber auch niemand darum beneiden wird.

Gut zu essen und zu trinken macht mit einem Hauptbestandtheil der Glückseligkeit und des Lebensgenusses der Revaler aus. Da sie auf Kosten des Bauernstandes leben, (welcher im ganzen Lande die

höhern Stände ernähren muß, während daß er selbst zu darben gezwungen ist,) so können sie sich freylich leichter im Wohlstande erhalten und besser leben als die meisten Bürger in Deutschland, die sich ihren Lebensunterhalt selbst mühsam erwerben müssen. Sie verstehen die Kochkunst meisterlich und lieben sehr zusammengesetzte Speisen, ziehen sich aber dadurch nicht selten allerley Krankheiten zu, wozu besonders der häufige, ja tägliche Genuß des Branntweins das seine wacker mit beyträgt. Zu dem letztern ermuntert man auch sogleich die Fremden, unter dem Vorgeben, das Klima und die hiesigen Nahrungsmittel verlangten ihn, und wer sich dazu bereden läßt, empfindet bald die nachtheiligen Folgen dieser Nachgiebigkeit. Besonders wird er jedesmal kurz vor der Mittags- und Abendmahlzeit, unter dem Nahmen eines Schälchens, angeboten. Uebrigens ist der Fremde in jedem Hause, wo er durch einen Bekannten ist eingeführt worden, zu jeder Tageszeit willkommen, und sein Besuch wird gerade dann am liebsten gesehen, wenn man in Deutschland die Gäste lieber gehen als kommen sieht, weil der Revaler die Gesellschaft liebt und der Tisch immer so eingerichtet ist, daß ein guter Freund mit essen und satt werden kann. Auch in jedem Familienfeste findet er Zutritt, ohne deshalb als ein zudringlicher Schmarotzer angesehen zu werden. Aller Zwang und Steifheit ist aus solchen Gesellschaften verbannet. Ohne Bedenken

wird in Gegenwart der Damen Tabak geraucht, und wenn das Essen und Trinken vollbracht ist, setzt man sich an den Spieltisch und von diesem an den Theetisch, welches die Zeit ist, wo über Staatsfachen debattirt wird, Stadineigkeiten, Nachbarschaftshistorien ausgekramt, und über Wetter und Kalender commentirt wird. Meistens spielen blos die Mannspersonen, die Damen unterhalten sich in einem andern Zimmer mit Schmecksnack und Schäkereyen. Obgleich man den letztern Schönheit, Artigkeit, Sittsamkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit nicht absprechen kann, wozu die gute Erziehung, wenigstens die äußere feine Bildung, die man ihnen selbst in den Häusern der mittlern Klasse sorgfältig zu geben bemüht ist, unstreitig das Ihrige beyträgt; obgleich ihr Wuchs, Anstand, ihr Geschmack in der Wahl der Kleidung, ihre übrigen Reize erhöhen; obgleich endlich ihre Sprache rein und annehmlich, ihre Stimme hell und wohlklingend ist; so herrscht dennoch in ihrem Umgange ein gewisses furchtsames und scheues Wesen, eine Sprödigkeit und Kälte, ein zweydeutiges Schweigen und ein gegen einander gerichteter fragender Blick, daß man oft nicht weiß, ob man verrathen oder verkauft ist. Den meisten fehlt es an aufgewecktem Geiste und Wit, sie sind größtentheils ernsthaft und halten es für unanständig, in Gesellschaften sich mit Mannspersonen in ein Gespräch einzulassen, ob es gleich manche nicht unter ihrer Würde finden, sich bisweilen

ten auf das Kanapee in eine Lage hinzustrecken, die man eben nicht die dezenteste nennen kann. — Heirathen außer Stande sind hier, so wie im ganzen Lande, nichts seltenes. Mancher Prediger, Professor und Kaufmann freyet um ein Fräulein aus dem angesehensten adelichen Hause, und es wird ihm nicht abgeschlagen. Der Grund hiervon liegt in dem Kriegsdienste, dem sich die Blüthe des jungen Adels häufig widmet, aus dem mancher nur spät oder wohl gar nicht wieder zurückkehret, woraus ein unverhältnißmäßiger Ueberschuß des weiblichen Geschlechts in diesem Stande entsteht, so wie überhaupt beynah in jeder Gesellschaft die Mehrzahl auf der Seite des Frauenzimmers ist, daher manche froh sind, wenn Amor sie zu ihrer Versorgung auch nur in die Arme eines Bürgerlichen führt.

Die Russen nähren sich hauptsächlich von der Gärtnerey, die sie vortreflich verstehen und dazu alle wüste Plätze außerhalb der Stadt benutzen, aber auch vom Handel mit Russischen Waaren, die freylich an Güte, Feinheit, Dauer, Schönheit und Geschmack den Deutschen, Französischen und Englischen bey weitem nicht gleich kommen. Sie sind im Handel äußerst schlau, schlagen über die Hälfte vor, und hauen den Fremden bey aller seiner Vorsichtigkeit oft tüchtig über das Ohr. Doch lassen sie auch, wenn man sie kennt und ihre Art weiß, mit sich handeln. Da sie bey aller ihrer Wohlhabenheit sehr eingeschränkt leben, so nehmen sie meh-

rentheils mit einem geringen Profit vorlieb. Viele der in Reval lebenden Russen treiben auch Bierschenkeren und Branntweinverkauf in den öffentlichen Krügen, welches elende gemeine Kneipen sind, in welchen sich beständig Matrosen und Soldaten aufhalten. Hier verkaufen sie für den Besizer des Krugs, der immer ein deutscher Bürger der Stadt ist und das Braurecht hat, das Bier und den Branntwein mit einigem Vortheil, wobey sie noch freyes Holz und Licht bekommen. Ein solcher Krug trägt dem Besizer bisweilen viel ein, zumal wenn er eine gute Lage hat, und ist oft eine reiche Nahrungsquelle für Bürgerwitwen, die in ihrem Hause das Bier brauen und es hier verschenken lassen. Auch giebt es viele Russische Fuhrleute (Tämtschicks), welche für ein geringes Geld den Spazierlustigen in die Nähe und in die Ferne fahren, und zu dem Ende mit ihren Troschken und Schlitten beständig am Markte und auf andern Plätzen halten, so daß man sich nur einzusetzen braucht und im Hui davon fliegt. Andere, die in den Vorstädten wohnen, den Hauptaufenthaltsörtern der Russen, verfertigen für ein billiges Geld Reisefuhrwerk von vorzüglicher Leichtigkeit und Dauer, so wie auch diese fleißige und gewerbsame Nation ganz allein die Seife und Lichter in diejenigen Häuser liefert, wo die Hauswirthin sich nicht, so wie viele ihrer Mischwestern, selbst mit der Verfertigung dieser Bedürfnisse abgiebt. Alle diese Russen kommen meistens tief aus Rußland

heraus, sind ehrliche, gute und gefällige Leute, und leben gegen eine gewisse Geldabgabe, die sie ihren Erbherrn in Rußland, Moskau oder Petersburg entrichten, (und welche *Obrock* genant wird,) in dem völligen Genusse ihrer Freyheit, erwerben und sammeln sich oft ein hübsches Vermögen und ziehen nach mehreren Jahren wieder in ihre Heimath zurück. Sie haben zwar unter sich ihren Ältesten, der ihre Obrigkeit ist, stehen aber dessen ungeachtet noch unter einem besondern Kronoffizianten der Stadt, der über sie die Aufsicht hat. — Der größte, aber auch rohste und unruhigste Theil der Russen besteht aus Soldaten und Matrosen. Die erstern wohnen in Kasernen an den Mauern und Wällen der Stadt, die letztern außerhalb der Stadt in einer Art von Festung oder Dstrog von Stein, die man erst seit 12 Jahren auf der östlichen Seite der Stadt, nahe bey *Katharinenthal*, einem alten, noch von Peter I. erbauetem kaiserlichem Lustschlosse, auf einem längst dem Finniſchen Meerbasen sich hinziehenden Felsen, von großem Umfange zu erbauen angefangen hat. Der ganze Platz wird, um diese rohen Menschen, deren Anzahl sich auf 10,000 beläuft, besser in Zaum zu halten, von Wällen eingeschlossen und durch in den Felsen gehauene Batterien gedeckt. Er liegt hoch, hat schon so ziemlich das Ansehen einer Stadt und kann weit gesehen werden. Auf Befehl des jetzigen Monarchen, der 1804 auch diesen Platz in *Agensheim* nahm, sollen

die Marienhospitäler in einen bessern Zustand gebracht werden, als sie bisher waren. Noch fasset der Ort nicht alle Matrosen, daher sie noch zum Theil im Lande vertheilt liegen, wo jeder Edelhof ein Quartierhaus unterhält, in welchem der Officier wohnt, und um sich herum in den Dörfern bey den Bauern die Matrosen einquartiert hat. Durch den täglichen Umgang, den er auf dem Gute mit gebildeten Menschen findet, wird er für Verwilderung bewahrt, in die er sonst leicht durch das lange Zusammenleben mit einem Haufen roher Menschen, oft auch in einer einsamen Gegend und ohne Lectüre, verfallen könnte. Bey allen Excessen, welche bey solchen Einquartierungen unvermeidlich sind, wo oft mit Einverständnis der Officiere auf Bauernhöfen und an Reisenden Raubereyen verübt werden, hat man doch selten Ursache für sein Leben bange zu seyn, und kann gestrost in und bey *Katharinenthal*, ja selbst auf ganz einsamen und entlegenen Plätzen spazieren gehen, ohne weiter etwas befürchten zu müssen, als höchstens den Verlust seiner Uhr, oder des Oberrocks, Huts und Stockes. In *Reval* selbst gehen einem die Matrosen immer höflich aus dem Wege, nur des Abends hat man Beyspiele, daß sie Mäntel, Pelze, Mützen im Vorbeygehen geraubt haben, und wer sein Zimmer nicht wohl verwahrt, erhält auch wohl nächtliche Besuche, wodurch ihm die Mühe des Ausräumens erspart wird, wie das dem Bruder des Ver-

fassers begegnete, der in der Vorstadt wohnte, und so, während daß er auf dem Lande war, in einer Nacht um alle seine Sachen kam. Wenn man diese Kerle auch nicht sieht, so hört man sie doch zu jeder Stunde des Tages, in allen Straßen, bey allen Spaziergängen, in den Krügen singen und ein wildes Geschrey machen. An ihren schmutzigen Anblick, der sie vor andern seefahrenden Nationen auszeichnet, und nach welchem sie wie halbe Wilde erscheinen, kehre man sich nicht, sie sind deswegen doch durch eine schrecklich strenge Disciplin zahm, und an ihren Anzug gewöhnt man sich bald, ob es gleich unangenehm ist, wenn man bey jedem Ausgange durch die Straße beständig auf solche Menschen stößt, denen man ausweichen muß, um nicht mit Theer beschmutzt oder von ihnen in der Trunkenheit umgerannt zu werden.

Außer ihnen siehet man beynabe täglich fast eben so viele Ehsten, die vom Lande in die Stadt kommen, und entweder ihre oder ihres Herrn Produkte zu Markte bringen. Ein weit empörenderer Anblick als der, welchen die Russen dem Beobachter darbieten! Man denke sich bleiche oder schwarzbraune, von der Sonne verbrannte, hagere und bärtige Gesichter, unter einem großen runden und an den Seiten herabhängenden Hute; Gesichter, voll düstern Unmuths, auf denen die Furchen verbissenen Unwillens und heimlichen Grams tief eingegraben sind, welche als eben soviel

laute Zeugen leidender Menschheit einem jeden offen da stehen; Gesichter, über die sich nie ein heiteres Lächeln verbreitet, sondern auf denen todtes Hinstarren, Stumpfsinn und Lebensüberdruß in deutlichen Zügen zu lesen sind: man denke sich den übrigen Theil ihres Körpers in schmutzige Lumpen gehüllt, die Beine mit ekelhaften dicken Wulsten statt der Strümpfe umwickelt, weite schlotteriche Hosen von grobem Segeltuche, an den Füßen ein Stück halbgegerbtes Leder, das mit Bindfaden zusammen gezogen wird und die Fußsohlen im geringsten nicht vor Nässe und Kälte schützt; man denke sich diese Leute nach einer Reise von einigen Tagen, oft ganz durchnäßt, im Straßentorthe herumwaden, oder auf einem kleinen vierrädrigen Wagen, an dem kein eiserner Nagel gefunden wird, gezogen von einem eben so kleinen elenden und abgemergelten Pferde; man denke sich solche Menschen in solcher Gestalt und in diesem Aufzuge, und man hat das lebendige Bild von einem Ehsten, der vom Lande kommt. Da ich unten im zweyten Abschnitt noch einmahl ganz eigentlich auf sie zurückkommen werde; so erspare ich, um nicht zu anticipiren, das weitere Gemälde dieser unglücklichen Leute bis dahin. — Die Ehsten, welche in der Stadt dienen, stehen sich besser. Viele unter ihnen sind Freygelassene, die, wie die dasigen Schweden, von allerley Gewerbe leben, vom Fischen und von dem Fischhandel; sie sind Tagelöhner oder Knechte bey Kaufleuten,

Handlanger, öffentliche Arbeiter u. s. w. Von den Schweden sind nur äußerst wenige in Civilämtern neben den Deutschen, unter denen sie sich gleichsam verlieren; die meisten suchen als Bediente, Kutscher, Gärtner und Arbeitsleute ihren Unterhalt. Das Gesinde, zumahl das weibliche, besteht meistens aus Ebsten, die entweder von Stadt-Patrimonialgütern zum Dienen abgegeben werden, oder von den Bürgern einem Edelmann abgekauft oder abgemietet sind, oder auch von freyen und freygelassenen Leuten abstammen. Die Ebstinnen besonders dienen als Ammen, Stuben- und Kindermädchen, und müssen den verdungenen Lohn, wenn sie noch Leibeigene sind, ihrem Herrn abgeben. Alle diese Leute, die Domestiken ausgenommen, wohnen in den Vorstädten, und führen in Vergleichung mit den Erbbauern der Edelleute auf dem Lande ein ziemlich erträgliches Leben. Jede dieser Nationen redet unter sich und mit andern ihre eigne Sprache, viele verstehen aber auch Deutsch und oft noch andere Sprachen als ihre Muttersprache. Daher ist es eine nicht ungewöhnliche Erscheinung in Reval nicht nur, sondern auch in Riga, Narwa, Pernau u. a. andern Orten, Kinder und junge Leute beyderley Geschlechts, bey vorkommender Gelegenheit mit gleicher Fertigkeit, Deutsch, Russisch, Lettisch, Ebstinisch und Schwedisch reden zu hören, aber keine von diesen Sprachen rein und nach einem richtigen Dialekte. Das Deutsche zumahl wimmelt von Pro-

vinzialismen, die sich Junge und Alte angewöhnt haben: dennoch wird hier das Deutsche noch am besten gesprochen, in Vergleichung mit den andern Sprachen, besser und richtiger als mitten in Deutschland.

Juden findet man hier nicht, so wenig als in den übrigen Gouvernements des Russischen Reichs, die des Pohnischen Antheils ausgenommen. Ein einziger wird in der Stadt geduldet, kleiner Handelsangelegenheiten halber, die nur sonst diese Nation ausschließlich zu betreiben pflegt. In Riga giebt es deren schon mehrere, weil daselbst der Schwacher größer ist. Alle Religionspartheyen aber finden ohne Unterschied und ohne den geringsten Anstoß nicht nur obrigkeitlichen Schutz, sondern auch herzliche und willige Aufnahme im bürgerlichen Leben. Man kennt keine Verfolgung, Verachtung oder Zurücksetzung, sondern alles athmet den liebevollen Geist gegenseitiger religiöser Duldung, und jeder kann ungestört und ungehindert seines Glaubens leben und darin sterben. Daher hatten auch die Katholicken in den Jahren 1787 bis 1790 in dieser ganz protestantischen Stadt ihr eignes Bethaus und ihren besondern Gottesdienst, den ein gewisser Vater Karl, welcher sich für einen Grafen von Schönauich ausgab, und von den Jesuiten aus Mohilow hierher geschickt war, verrichtete. Die Kirchengebräuche der Protestanten sind übrigens im Wesentlichen dieselben, wie in andern protestantischen Ländern auch, jedoch ist die Liturgie

zweckmäßiger eingerichtet und des Singens und Predigens weniger, als in vielen Städten des protestantischen Deutschlands. Bey der Austheilung des Abendmahls haben die Prediger eine Art von Messgewand um, welcher Gebrauch jedoch auf dem Lande wegfällt, und wahrscheinlich auch bald in der Stadt abgeschafft werden wird, oder vielleicht schon abgeschafft ist.

Der beste und schönste Theil der Stadt Reval ist der Dom, welcher aus einem ziemlich steilen Felsen von beträchtlicher Höhe besteht, der sich an der südwestlichen Seite der Stadt erhebt, mit Mauern, Bollwerken, Thürmen und Bastionen nach alter Art wohl verwahrt ist und die Aussicht über die weite Fläche der See ideatisch schön beherrscht. An der äußersten Spitze desselben ragt über die Mauer ein alter hoher und runder Thurm hervor, der lange Herrmann genannt, der, so wie der ganze Domberg, von den ankommenden Schiffen weit in die See hinein gesehen wird. Er ist allen Revalern gar wohl bekannt, besonders aber durch einen kleinen sehr unterhaltenden Roman von Kozhube: „der unterirdische Gang bey dem Brigittenkloster unweit Reval, eine ehstländische Volksfage“ — interessant geworden. Diese Erzählung hatte für mich um so viel mehr Anziehendes, da ich während meines Aufenthaltes in Reval so oft in der Gegend gewesen war, die Kluis-

nen des Klosters gesehen hatte, an der Klinte*) des Dombergs mehrmals gefessen und den langen Thurm an der Ecke der Mauer mit Bewunderung angeblickt habe, wo der alte Comthur soll gewohnt und sein schrecklicher Hund Tollpatsch den armen Wolde-
mar ins Bein gebissen haben. Alle diese Erinnerungen treten noch jetzt lebhaft und mit erneuerter Stärke vor meine Fantasie und erfüllen sie mit tausendfachen angenehmen Bildern und Vorstellungen. —

Der Domberg hat zwey Zugänge und eben so viele Thore, davon das Letztere ins Feld führt und zugleich das fünfte Stadthor ausmacht; denn der Dom liegt noch, gleich einer Citadelle, innerhalb der Stadt. Er ist mit den schönsten und größten Häusern des reichern Ehstländischen Adels bebaut, der daselbst auch sein Ritterschaftshaus, einen Ritterschaftsmarkt und eine Rittergasse hat. Unter den schönen Gebäuden zeichnet sich besonders das Kaiserliche Schloß, in welchem der jedesmalige Gouverneur und die Regierung ihren Sitz haben, sehr gut aus, und giebt zugleich dem davor liegenden Markte ein herrliches Ansehen. Der neuerbaute Gräflich Steinbocksche Pallast ist nach demselben das schönste Gebäude und ein wahres Petersburger Schloß. Er hat schon über

*) Klinte nennt man dort ein sehr hohes und steiles Felsenfer.

50,000 Rubel gekostet und ist, nach nunmehr 14 Jahren, noch nicht ganz vollendet. Die auf dieser ganzen Seite liegenden Häuser sind nicht nur, so wie alle andere auf dieser Anhöhe, wegen ihrer trocknen und freyen Lage gesunde, sondern auch durch die weite Aussicht, die sie über die ganze Gegend und das Meer gewähren, angenehme Wohnungen. Die meisten Häuser in der Stadt sind, zumahl in dem untersten Geschos, feucht zu bewohnen, welches theils von der Höhe und Dicke der an einander stoßenden Mauern und den engen Gassen, die weder Luft noch Sonne durchlassen, theils von den kalkartigen Steinen herührt; und man muß sich wundern, daß die Menschen bey dem siebenmonatlichen Einsperren und dem achtmonatlichen Heizen noch so gesund sind. Auf dem Dome hingegen athmet man freyer und genießt wegen der Höhe und der vielen Gärten eine reinere Luft und eine reizende Aussicht, die sich nicht nur über den mit Schiffen besetzten Hasen, sondern auch auf die gegen über liegenden Inseln *Margen*, *Wulf*, *Groß-* und *Klein-Karl*, und die ganze umliegende Gegend erstreckt. Von hier nimmt sich auch das prachtvolle Schauspiel der alljährlich im Junius und Julius auf der Dsisee kreuzenden, manövrrenden und kanonirenden Russischen Flotte am schönsten aus. Hier sahe ich am ersten May 1790 dem Seetreffen zwischen den Russen und Schweden auf der Rhede bey Reval zu, durch welches der Herzog Karl

von Südermannland Reval mit einem coup de main zu nehmen glaubte, wobey man aber wegen der schrecklichen Dampfwolken wenig unterscheiden konnte, und bloß das Schießen hörte, und den hellen Pulverblick von 10 bis 12 Kanonen, die mit jeder Lage abgefeuert wurden, zwischen dem Rauche sahe. Aus jedem Fenster konnte man die Schlacht mit ansehen, ohne eine Kanonenkugel fürchten zu dürfen. Sprang der Wind nicht um, so wäre kein Fenster in der Stadt ganz geblieben; so aber hörte man kaum die fürchterliche Kanonade, welche in einer andern Richtung drey Meilen weit die Erde erschütterte. — Den 28. Junius fiel ehemals das Thronbesteigungsfest der Kaiserin *Katharina II.* Der um diese Zeit einfallende Jahrmarkt, welcher 14 Tage dauert, macht diesen festlichen Tag noch glänzender. Der zahlreiche gegenwärtige Adel mit seinen glänzenden Equipagen und Livreen, der Synodus der sämtlichen Prediger des Landes, der mit Johannistag eintritt, die ganze hier versammelte beau monde aus der Stadt und vom Lande, die Menge der Fremden, welche in dieser Periode in Reval sind, die zahlreichen Feten, Gesellschaften und öffentlichen Lustbarkeiten, das Läuten der Glocken, zumahl auf dem hohen St. Marienkirchthurme, und in den Russischen Kirchen, die militärische Musik des in der Stadt liegenden Regiments, der Donner der Kanonen von den Wällen und von der Flotte, — alles kündigt etwas Besonderes an

und erhebt den Geist zur lebhaftesten Freude. Hinter dem Steinbockschen Pallaste übersah man die ganze, bey Wiems, einem dem Grafen von Steinbock gehörigen Gute und der Insel Narjen liegende Flotte, und hörte das Feuern und die kriegerische Schiffsmusik deutlich. Die wogenden Segel, die zitternden Flaggen, die flatternden Wimpel, das Schäumen der Wellen, — ein prächtiger majestätischer Anblick! — Das dumpfe Getöse des krachenden Geschützes auf dem Meere in einer Entfernung von mehr als einer Meile, das langsame Echo in den nahen und fernen Wäldern und Klippen und Ufern und Bergen, und die tosenden, durch die heftige Erschütterung des Schiffs bewegten Wellen erfüllten die Seele mit Schauder und Entzücken zugleich.

Die Domkirche, mit einem Oberpastor und Nachmittagsprediger besetzt, gehört, so wie beynah der ganze Dom, ebenfalls der Ritterschaft zu, die auch die beyden Prediger nebst den an der Domschule stehenden Professoren besoldet. Die Orgel in dieser Kirche ist von einem Dresdner Künstler, Herrn Gräbner, erbaut, hat 6000 Rubel gekostet und ist ein vorzügliches Werk. Der jetzige Organist, Herr Böcker aus Erfurt, ein Schüler Kittels, ist ein wackerer Spieler. — Unter andern schönen Denkmälern in dieser Kirche zeichnet sich vor allen das Monument des Admirals Greighs aus, der in dem

letzten Schwedisch = Russischen Kriege die Russische Flotte kommandirte und die Schweden ein paar Mahl tüchtig schlug. Katharina II. ließ es ihm aus Dankbarkeit ein Jahr nach seinem Tode hier, wo er begraben liegt, aufstellen. Es ist in Italien von Karatischem Marmor in Gestalt eines Sarkophags mit verschiedenen männlichen und weiblichen Figuren, davon die erstern Kriegsgötter, die letztern weinende Genien vorstellen, verfertigt und hat mit dem Transport zu Wasser 25000 Rubel gekostet. — An der Dom = oder Ritterschule stehen vier Professoren und eben so viel Collaboratoren, an deren Spitze Herr Collegienrath Dieböhl als Director steht. Ihre Stifterin ist Katharina II., welche sie mit der Nigischen zugleich 1772 errichtete, die Erhaltung und Unterstützung derselben aber dem Adel überließ, dessen Söhne mit mehreren andern jungen Leuten von guter Herkunft von sehr würdigen und geschickten Lehrern in den nöthigen Schulwissenschaften, Sprachen und Leibesübungen unterrichtet werden.

Außer der Domschule hat die Stadt auch noch ein Gymnasium und eine Knaben = und Mädchenschule, nebst zwey Volksschulen für die Ehsten und Schweden. An dem erstern stehen vier Professoren und drey Collegen; das Rectorat wechselt unter den Professoren: an der Trivialschule sind drey Lehrer angestellt;

ein Rector, Cantor und Rechenmeister *). Man klagte während meines Aufenthaltes daselbst vielfältig

*) Seit der neuen Organisation des Schulwesens in den 4 Provinzen, Lief- und Ehstland, Finnland und Kurland, hat auch das Gymnasium in Riga und Reval eine ganz neue Gestalt und Einrichtung erhalten. Die dabey geschehenen Veränderungen sind im Wesentlichen kurz folgende. In jeder Gouvernementsstadt ist ein Gymnasium und in den Kreisstädten sind Kreis- oder Unterschulen. Ein Gymnasium hat 5 bis 6 Lehrer, welche von nun an nicht mehr Professoren, sondern Oberlehrer heißen, und eine Kreis- oder Unterschule 4 Lehrer. Sie stehen alle unter der Universität in Dorpat, die darüber eine Schulcommission von 6 bis 8 Professoren setzt. Wird ein neuer Oberlehrer angestellt, so muß er sich einem Examen bey der Schulcommission unterwerfen, und ein Lehrer bey den Kreis- oder Unterschulen wird wieder von dem Direktor des Gymnasiums und einem Oberlehrer geprüft. Das Examen der Kreislehrer ist sehr zweckmäßig und es steht von ihnen für die Bildung der Jugend viel zu hoffen. Die allgemeinen Statuten für die neue Schuleinrichtung sind bereits gedruckt. Das Gymnasium in Reval wurde im Januar 1805, nicht ohne vieles Sträuben des Magistrats und Scholarchats, dem es zeitlich zugestanden hatte, förmlich an die Schulcommission abgegeben und feyerlich mit Musik und vielen Reden eingeweiht. Das vorige Gymnasium nebst der Trivialschule ist nun aufgelöst und es ist daraus entstanden: 1) Ein Gymnasium von drey Klassen, wobey 5 Oberlehrer angestellt sind, die 4 bishe-

rig über Mangel an Fleiß von Seiten der Lehrer. In wiefern diese Klagen gegründet sind, will ich nicht untersuchen, denn auch die Lehrer haben die ihrigen, welche darin bestehen sollen, daß ihnen zu wenig Macht über die Schüler gelassen wäre, indem sie, einer Kaiserlichen Ukase zufolge, auch den ruchlosesten Buben nicht körperlich züchtigen dürfen, und von den Obern nicht gehörig unterstützt würden. — In einer sehr guten Verfassung mögen wohl die öffentlichen Schulen, ungeachtet manches fleißigen und geschickten Lehrers, nicht seyn, sonst würden viele Aeltern ihre Kinder nicht mit mehr Unkosten in Privat- oder in öffentlichen Schulen schicken *). Weder öffentliche noch Privatschulen werden aber in Reval eine bessere Generation her-

rigen Professoren Hörschelmann, Neutlinger, Arvelius und Schwerdsjö, und der brave Baraninus, bisheriger Colleague. Ihr Gehalt ist von ehemals 400 Rubel auf 300 vermehrt. 2) Zwey Kreis- oder Unterschulen, eine Deutsche und eine Russische: erstere hat drey Deutsche und einen Russischen, letztere drey Russische und einen deutschen Lehrer. In Habal, Weissenstein, Wessenberg und Baltischport sind ebenfalls solche Kreis- oder Unterschulen eingerichtet worden, in denen jetzt, da ich dieses schreibe, schon fleißig gearbeitet wird.

*) Daß dies jetzt, nach der neuesten Schulorganisation, viele Einschränkung leidet, versteht sich wohl von selbst.

vorbringen, wenn nicht die häusliche Erziehung, zumahl von Seiten der Mütter, verbessert wird. Diese lieben das Vergnügen und die Bequemlichkeit mehr als ihre Kinder, überlassen sie den Ammen, die sie physisch und moralisch verderben, und glauben genug gethan zu haben, wenn sie nur darauf bedacht sind, den Körper ihrer Kleinen recht wohl zu nähren und durch den Tanzmeister bald in eine anständige Richtung bringen zu lassen. Mit der Bildung des Geistes, denken sie, hat es ja immer noch Zeit. Daher scheint auch ihre Seele im Fleische vergraben zu seyn, die Mädchen zumal bleiben in vielen Stücken nothwendiger weiblicher Kenntnisse unwissend und lernen höchstens, wenn sie 10 Jahr alt sind, etwas lesen und schreiben, mehr aber noch ein Duzend Handsstücke auf dem Klavier spielen und ein Häuschen mahlen. Man sollte glauben, die jungen Leute müßten in einem so kalten Klima abgehärtet und gegen die Kälte unempfindlich seyn; allein nichts weniger als dieß. Die Ausländer, welche in dieses Land kommen, vertragen gemeinlich weit mehr Kälte und beschämen diese Weichlinge, die von Jugend auf in Pelze und Federkissen vom Kopfe bis auf die Füße eingehüllt werden, und mehrentheils banger vor Frost und rauhe Witterung sind als jene Fremdlinge.

Reval zählt außer der Domkirche noch 10 Kirchen, wovon 6 in der Stadt und 4 in den Vorstädten sind. Vier davon gehören den Protestanten und sechs den

Russen. Unter den erstern ist 1) die St. Olafkirche die Hauptkirche, bey welcher gemeinlich auch die Superintendentur ist. Sie ist ein großes und schönes Gebäude von hohen Gewölben, hat einen überaus starken und hohen Thurm, der weit in der See gesehen wird, das schönste Geläute und eine eigene kleine Bibliothek. Den Fremden zeigt man auch einige Merkwürdigkeiten, als einen von Holz geschnittenen Stügen der alten heidnischen Ehsten, einen eigenhändigen Brief von Dr. Luther, (wie dieser wohl hieher gekommen ist?) und einige Reliquien. Die Orgel ist ein kostbares Werk und ein Meisterstück. Sie steht aber mitten in der Kirche auf einem besondern Säulenpostamente und versperrt so die Aussicht in den großen Dom. 2) Die St. Nikolaikirche. Sie hat ebenfalls wie jene zwey Prediger und eine in ihrer Art einzige Merkwürdigkeit in der noch unverweseten Leiche des Duc de Croix, die in einer besondern kleinen steinern Kapelle über der Erde steht. Er war Russisch-Kaiserlicher General en Chef bey Peter I., stammte aus Spanien ab, und kommandirte die Russen bey Narwa in der berühmten Schlacht zwischen diesen und den Schweden 1700. Er hatte 80,000 Mann und die Schweden kaum 9000, wurde aber dennoch aus Unvorsichtigkeit, Sorglosigkeit, und weil er seinen Feind verachtete, geschlagen, ergriff die Flucht und starb bald darauf in Reval. Seine vielen Schulden bezahlte der Kaiser nicht, der Leich-

nam wurde einbalsamirt, die Kaufmannschaft weigerte sich, ihn vor der Bezahlung verabsolgen zu lassen, er wurde einstweilen beygesetzt bis auf weitere Verordnung, nachher vergessen und unbegraben gelassen bis auf den heutigen Tag. Der Körper ist wie versteinert und liegt in Spanischer Kleidung mit einer Allongeperücke, Stern und Ordensband, traurigen Ueberbleibseln und redenden Denkmählern von der Wichtigkeit menschlicher Größe — und einem Commandostabe in der Hand, völlig unversehrt da, seit nunmehr 108 Jahren. Der Sarg ist in schwarzen Sammet eingeschlagen und die Leiche in grünem Brokat mit goldnen Spangen eingelegt. Man siehet ihn nicht ohne Grausen an, und eilt, aus dem düstern, schaurigen Todtengewölbe wegzukommen. 3) Die E h s t n i s c h e und 4) die S c h w e d i s c h e Kirche, in welcher letztern auch dann und wann für die in Reval sich aufhaltenden Finnen Finnisch gepredigt wird. Jede hat ihren besondern Prediger, und alle zusammen machen das Stadtconsistorium aus, das sich von dem Provinzialconsistorium auf dem Dome dadurch unterscheidet, daß in diesem nur allein die Pröbste aus den Kreisen Beystzer sind, deren Haupt der Oberpastor und der Präsident ein Adlicher ist. Das Stadtministerium steht unter dem Magistrate, das Provinzialconsistorium hingegen unter dem Kaiserlichen Gerichtshofe, und in Appellationsfachen unter dem Justizcollegium in St. Petersburg. Wahrscheinlich wird

nun das Ministerium auch bald für ein neues verbessertes Gesangbuch sorgen, oder schon gesorgt haben, da ihm hierin das Provinzialconsistorium mit einem musterhaften Beyspiele vorangegangen und der Mann todt ist, dessen Stolz sich gegen die Einführung des Gesangbuchs auf dem Dom und in den deutschen Gemeinden auf dem Lande, das vortreffliche Lieder enthält, in den Stadtgemeinen sträubte.

Die Griechischen Kirchen, wovon zwey in der Stadt und vier in den Vorstädten sind, verdienen nur in sofern angeführt zu werden, als sie einmahl wegen des unaufhörlichen Anschlagens der Glocken, darein die Küffen etwas Verdienstliches setzen, die unangenehmste Nachbarschaft sind; zweyten aber auch einen Beweis abgeben, bis zu welcher Gedankenlosigkeit in der Religion der Mensch herabsinken kann. Kreuzmachen, vor einem Heiligen niederfallen, selbst einen en miniature in einem messingnen oder bleyernen Kapselchen auf der bloßen Brust tragen, für denselben als Schutzpatron ein Lichtchen kaufen, den Ceremonien des Popen andächtig zusehen, sein Gospodi pomilui (Herr erbarme Dich!) täglich 60 Mal herausschreyen hören, — das ist des gemeinen Küffen ganzer Gottesdienst und Religion. Ungebeßert und unbelehrt verläßt er die Kirche, und das Beyspiel der meisten Popen ist leider auch nicht sehr erbaulich für ihn, indem viele äußerst unmoralisch leben, und nicht selten betrunken in die Kirche kommen. — Die

so schädliche Gewohnheit, Leichen in die Kirchen zu begraben, findet weder bey den Griechen noch Protestanten Statt, und die Kirchhöfe sind nicht nur hier, sondern allenthalben im ganzen Lande, weit von den Städten entfernt und von den Lebendigen ganz abgesondert. Leichenpredigten hört man jetzt so selten mehr als in Deutschland, weil fast alle Todte des Nachts begraben werden. — An Kranken- und Armenanstalten, Zucht- und Waisenhäusern fehlt es nicht; auch für milde Stiftungen und eine Wittwenkasse für Adelige und Geistliche Wittwen ist gesorgt, so wie auch bey dem Magistrate einige ansehnliche Stipendien und Freyrische für ärmere Studierende vergeben werden.

Reval hat den geräumigsten Hafen an der ganzen östlichen Küste der Ostsee Russischen Antheils, denn der Strand bildet hier einen so offenen und weiten Meerbusen, der sich bis auf 200 oder 300 Schritte bis unter die Wälle der Stadt hinzieht, daß nicht nur mehr denn 50 Kauffahrer, sondern auch eine Kriegsflotte von 30 bis 40 Linienschiffen hier bequem auf der Rhede liegen kann. Die Einfassung dieses Meerbusens bietet zwar eben keine Abwechslung dar, aber man verweilt dennoch gerne an dem Gestade derselben, theils um sich an dem Leben und Weben der Menschen auf der Schiffsbrücke zu ergötzen, theils seine Augen an dem großen unvergleichlichen Anblick der offenen Meeresfläche zu weiden, der einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf die Seele macht und

Zeit Lebens unvergesslich bleibt *). Auf der westlichen Seite des Meerbusens erblickt man, auf eine weite Strecke hinaus, eine Menge hölzerner schlechter Häuser, und die östliche Küste besteht aus einem mäßig steilen kahlen Ufer von Kalksteinen, die nur in einer weiten Entfernung durch die Ruinen eines zerstörten Brigittenklosters, (von dem, einer alten Sage nach, ein unterirdischer Gang bis zum Münchshof in Reval gehen soll,) durch den Laksberg, etwas Waldung, und durch den Ueberblick auf den großen Garten bey Katharinenthal und ein schönes Landgut einigen Reiz und Abwechslung erhält. In Südosten des Meerbusens schließt ein hölzernes ins Wasser gebautes Boll-

*) Der General von Suchtelen hat dem Kaiser einen Plan zur Vergrößerung des Revaler Hafens und zur Befestigung desjenigen Theils der Estländischen Küste, welcher den Eingang des Finländischen Meerbusens beherrscht, vorgelegt. Dieser Plan beabsichtigt vornämlich, die Häfen von Reval und Baltischport zu den ersten Häfen des Reichs umzuschaffen, so daß sie in der Folge die ganze Russische Flotte aufnehmen können; ferner die Inseln Desel und Dagen, welche die äußerste Spitze von Estland bilden, dermaßen zu verschanzen, daß sie im Stande sind, in Kriegszeiten eine feindliche Landung auf den Küsten dieser Provinzen abzuhalten. So weit umfassend und kostbar dieser Plan ist, so hat ihn der Kaiser dennoch genehmiget und bereits vier Millionen Rubel zu dessen Ausführung angewiesen.

werk den Hafen ein. Die Kauffahrteyschiffe liegen an einer langen hölzernen Brücke, die aber äußerst häufällig und wandelbar ist, so daß der Fußgänger fast mit jedem Schritte in Gefahr steht, ein Bein zu brechen. Dessen ungeachtet wird diese Gegend am stärksten besucht, da sie fast der einzige Spaziergang in der Nähe ist, der einige Unterhaltung gewährt. Wendet man sich von da östlich, so kommt man bald an eine Menge Russischer Buden, bey denen man von Pech und Theer starrende Matrosen und anderes loses Gefindel, meistens Russen, antrifft, die da ihren Markt halten. Dieser Markt heißt der Läusemarkt, und wenn es nur irgend der Noth auf dem Wege zuläßt, so vermeidet man gern diesen Ort. Gehet man weiter durch die Vorstadt fort, so kommt man nach $\frac{1}{2}$ Stunde nach Katharinenthal, einem Kaiserlichen Lustgarten von großer Anlage und Umfange, mit dunkeln Hainen, Hecken und großen hohen Gängen von uralten Linden, die einen lieblichen Schatten gewähren und vom Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel belebt werden. In der Mitte stehet ein Schloß, das einem mit hohen Bäumen umfaßten großen freyen Rasenplatz ziert und noch ein Denkmahl Peters I. ist, der es seiner Gemahlin Katharina I. zu Ehren so nannte. An der einen Ecke des Schlosses sieht man einen von Kalk leer gelassenen Ziegelstein, den dieser große Kaiser selbst gelegt haben soll. Auch zeigt man in dem Schlosse noch sein ehemaliges

Wohnzimmer, einen Sessel, eine Bettstelle, einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln von ihm. Jetzt dient es zum Sommeraufenthalte des Admirals. Die Springbrunnen und andere Wasserkinste, so wie die Becken und Statuen, sind jetzt ganz verfallen, und es werden kaum noch die Linden- und Larusalleen erhalten. Bey dem Besuche, den der jetzige Monarch 1804 in Reval machte, wo er auch diesen Garten besah, befahl er, daß das Schloß ausgebessert und durch jährliche Reparatur so viel wie möglich in einem unveränderlichen Zustande erhalten werden sollte, um diesen theuren, durch den Aufenthalt des Umbilders von Rußland geheiligten Ueberrest für die späteste Nachkommenschaft aufzubewahren. Des Sonntags wimmelt dieser Garten von Spaziergängern, in der Woche aber wird er, wegen des etwas langen Weges, und aus Furcht des Abends von herumstreifenden Matrosen überfallen zu werden, (welche Besorgniß nicht ganz ungegründet ist,) nur sehr wenig besucht. Hinter Katharinenthal hebt sich das Land beträchtlich, und auf dieser Erhöhung sind die im Vorhergehenden erwähnten Kasernen und Baracken für die Matrosen und Seesoldaten erbaut.

Ein anderer Garten, der sich ebenfalls durch seine Anlage und innere Einrichtung besonders auszeichnet, ist Charlottenthal. Er wird im Sommer häufig besucht, weil ein hübsches Wirthshaus und Kegelschub, ein Billard und mehrere Arten von Schaukeln

für die Liebhaber dieses Vergnügens, daselbst gefunden werden. Er gehört jetzt dem Herrn Landkammerath von Knorring. — Der Garten zu Löwenruh, eine Stunde von der Stadt, der von seinem Besizer, dem Baron von Rosen, dem Publikum Preis gegeben wird, hat eine artige Anlage, und es wird dann und wann ein Baurhall in demselben, oder ein öffentlicher Ball gegeben; auch sind zu jeder Zeit allerley Erfrischungen hier zu haben. — Ziegelskoppel und Fischmeister sind noch ein Paar andere von den Bürgern in Reval fleißig besuchte Verter. Ersteres ist eigentlich eine Landzunge, $\frac{3}{4}$ Stunden von der Stadt, ein langer, grüner und geräumiger Platz an der See, wo die Stadtpferde geweidet werden, daher der Name Koppel, denn Koppel heißt dort ein jeder umzäunter Weideplatz oder Wiese. Ziegelskoppel heißt diese Gegend, weil eine Ziegelhütte daselbst ist. Die Gegend ist sehr romantisch, gebölzig, hat herrliche Spaziergänge und auch ein Wirthshaus, in welchem man allerley Getränke bekommen kann. Von der äußersten Spitze kann man nach der Insel Groß-Karl durch die See zu Fuße gehen. Auch ist hier der Begräbnißplatz der Stadt angelegt. — Fischmeister ist ein kleines Lusthöschen mit hübschen Gebäuden und einem ganz niedlichen Garten, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt. Die übrigen Umgebungen von Reval haben wenig Unterhaltendes; denn entweder bestehen sie aus großen Sandhügeln, von denen

der Wind ganze Wolken Sand über die Vorstädte führet, oder aus einförmigen Wiesen, die zur Viehweide gebraucht werden und meistens sumpfig sind, daher niemand dahin geht.

Der Handel, zumahl der zur See, ist zwar in Reval ziemlich ansehnlich, muß aber dennoch dem Rigischen in mehrerer Rücksicht weichen. Reval war eine Mitgenossinn des Hansabundes. Ehedem war sein Handel sehr groß; er fing an, sich zu vermindern, und die Zahl seiner Schiffe sank von 400 auf 140 herab. Was den Landhandel anlangt, steht Reval sogar Narwa und Pernau nach. Es hat nur eine sehr geringe Zufuhr von Produkten aus Ehstland, und noch weniger aus Rußland, weil ihr ein schiffbarer Fluß mangelt. In Vergleichung mit dem ehemaligen Flor ist der Handel jetzt sehr gesunken. Die Lübecker und Dänen schaffen noch am meisten. Vor der französischen Revolution war starker Verkehr mit Holland. — Unter den Ausfuhrartikeln sind Korn und Branntwein die wichtigsten, dann führt es auch etwas Flachß, Hanf, Leder und Leinsaamen aus. Verbände man Reval mehr durch Kanäle mit dem Innern des Landes, so würde gewiß der Actihandel gewinnen, indem Ehstland viele schöne Mastbäume hat. Die Zahl der einlaufenden Schiffe ist zwischen 120 — 160, die Ausfuhr in guten Jahren gegen $\frac{1}{2}$ Million, die Einfuhr aber bisweilen über eine Million und der Zoll für beyde 150,000, auch

wohl mehr Rubel. Die vermehrte Einfuhr der letztern Jahre des 18ten Jahrhunderts, gegen die im vorigen Jahrzehend gerechnet, rührte daher, weil Riga, seitdem die Banknoten gegen Albertsgeld so stark fielen, eine Menge Waaren über Reval und Pernau spedirte, wo der Zoll in Banknoten angenommen wird, da er hingegen sonst in Riga in Albertsthalern entrichtet werden mußte. Riga's Lage zur Ausfuhr thut Reval großen Schaden; es kann sich nie zu einem Platz vom ersten Range erheben; die Zufuhr bleibt zu klein, um viele Schiffe zu befrachten. Ueberhaupt treibt es blos Expeditionshandel für Rußland und Riga. Da ich weiter unten noch einmal auf den Handel komme, übergehe ich das, was ich noch zu sagen hätte, so lange, bis ich zum vierten Abschnitt komme.

Die Einkünfte des Magistrats zur Verwendung für das Beste der Stadt sind sehr ansehnlich, und können leicht über 100,000 Rubel steigen, weil Reval 5 Patrimonialgüter hat und sonst noch durch Pachte schöne Revenüen zieht. Aber die Fabriken und Manufakturen sind in schlechtem Zustande, und die hier gefertigten Waaren um vieles geringer als die ausländischen, dennoch aber um 25 pro Cent theurer. Außer etlichen Rattunmanufakturen, Gerbereyen und zwey Huthfabriken ist auch eine Spiegelfabrik hier, die schöne Stücke liefert. Drey Buchdruckereyen sind nicht hinlänglich beschäftigt. Die Bornwasser-

sche Buchhandlung (welche aber keinen Selbstverlag hat,) und noch zwey Leihbibliotheken versehen Stadt und Land hinlänglich mit Geistes- und Geschmacksprodukten, so wie mit Musikalien, Kupferstichen und Landcharten, nur daß die Preise ziemlich hoch sind.

Die genäheten dünnen Bettdecken, welche weit vorzüglicher und gesünder sind, als die erheizenden Federbetten, sind hier allgemein im Gebrauche, und, da man überall in geheizten Zimmern schläft, auch erwärmend genug. Ein Obersachse fröstelt zwar anfangs darunter, aber man gewöhnt sich bald daran und befindet sich wohl dabey. Auch die hiesigen Ofen und die Art zu heizen sind von den Deutschen verschieden. Manche sind so groß, daß sie in den gewöhnlichen Stuben in Deutschland die Hälfte des Raums einnehmen würden. Gewöhnlich sind sie von gebrannten Ziegelsteinen erbaut, $\frac{1}{2}$ auch wohl 1 Fuß dick, und von außen mit schwarzen oder weißen Kacheln bekleidet. Sie haben viele Züge, wodurch das Feuer schnell flackert, das Holz hurtig verbrennt und viele Kohlen hinterläßt, deren Glut, nach dem Zumachen aller Defnungen, schlechterdings in die Stube zu dringen genöthigt ist. Ein solcher Ofen erfordert zwar vieles Holz, hält aber dafür auch die Wärme desto länger, bey mäßiger Kälte gewöhnlich einen Tag und eine Nacht, so daß man nur alle Morgen einmal zu heizen braucht. Eisene Ofen findet man äußerst selten, Windöfen gar nicht; auch wird nie mit Strauch-

bündeln, Schilf, noch weniger mit Stroh oder Torf geheizt, und man lacht, wenn man erzählt, daß in Deutschland solches häufig gebraucht wird. In einem jeden guten Bürgerhause werden mehrere Zimmer zugleich, in vielen eine ganze Etage geheizt, und man geht aus einem warmen Zimmer in das andere. Sonst hat aber Reval wenig recht schöne und vorzügliche Häuser. Die Börse und das Rathhaus, welche auf dem Markte stehen, sind altfränkische, düstre Gebäude mit einer schwarzen Außenseite. An öffentlichen Wirthshäusern ist bis auf eins, die Stadt Hamburg genannt, Mangel: Fremde finden aber leicht in den Häusern der Bürger Quartier und Kost. Die Wirthshäuser in den Vorstädten sind bloße Kneipen, und kein rechtlicher Mensch kehrt gern in denselben ein. Der Markt ist ein kleines, unregelmäßiges Bierack, auf welchem sich die Russische Hauptwache befindet. Ehemals hielt der Magistrat eine halbe Compagnie eigener Stadtsoldaten, die aber seit der Einführung der neuen Polizeyordnung 1784 dem Kaiserlichen Militär Platz machen mußten. Der Magistrat herrschte vor der neuen Gouvernementsverfassung hier, so wie in Riga, mit beynahe unumschränkter Gewalt. Der damalige Gouverneur, Herzog Peter von Hollstein-Beck, sah ihm durch die Finger, und steht daher noch jetzt als ein Bürgerfreund bey allen in dem besten Andenken. Das Ansehen des Stadtraths wurde durch Unterhaltung einer zahlreichen Dienerschaft und des gut geklei-

deten Stadtmilitärs erhöht. Durch seinen mittelbaren und unmittelbaren Einfluß bey der Besetzung der meisten Aemter wußte er die Bürger von sich abhängig zu erhalten, und seine beträchtlichen Einkünfte verschafften ihm Glanz, Autorität und eine weit ausgedehntere Wirksamkeit, die nicht selten in Bedrückungen und willkürliche Nachsprüche ausartete. Alle diese Herrlichkeit verschwand, so wie bey dem Rigischen Stadtrathe, mit der neuen Ordnung der Dinge. Katharina II. wußte die Gewalt dieses gefürchteten Collegiums einzuschränken, ohne ihm deswegen alle seine Rechte und sein Ansehen zu rauben. Uebrigens ist Reval als Gouvernementsstadt noch der Sitz der Kaiserlichen Regierung, des Gerichts- und Cammeralhofs und aller davon abhängigen Untergerichte, sowohl in der Stadt selbst, als den Kreisstädten Wesenberg, Habsal, Weissenstein und Baltischport, die alle dahin rapportiren müssen. Der jetzige Gouverneur des Landes, der als Präsident an der Spitze der Regierung steht, ist der wegen seines edeln Charakters allgemein verehrte Herr Generalmajor von Langell.

Das Schwarzhaupterhaus, welches von außen nicht sonderlich ins Auge fällt, durch seine guten innern Einrichtungen aber gefällt, dient auch hier, wie in Riga, nicht nur zu den besondern Versammlungen der Mitglieder dieser Gesellschaft, sondern auch zu den öffentlichen Concerten, Ballen, Redou-

ten und Clubbs. Es ist im Jahre 1360 von der Kaufmannschaft der Hausstädte erbaut worden, und seit dieser Zeit besteht die Gesellschaft oder Bruderschaft blos aus Kaufleuten. Es hat außer einem großen und hohen Saale mehrere Seitenzimmer, und enthält mancherley Merkwürdigkeiten und Gemälde berühmter Regenten in Lebensgröße, z. B. ein wohlgetroffenes Bildniß von Peter I. und Karl XII., ein schönes Silberservice, einen silbernen Becher in Gestalt eines Rehsfußes, aus dem jedes neue Mitglied trinken muß, einen goldenen Lannenzapfen, den Peter I. auf einen Kronleuchter steckte, mit dem Versprechen, daß er demjenigen zu Theil werden solle, der ihn stehendes Fußes herunter holen würde, u. s. w. Hier ist auch das Gemälde zu sehen, welches diejenigen Brüder vorstellt, die in einem Gefechte gegen die Moskowiter vor dem Rigischen Thore fielen, wo auch noch ein steinernes Denkmahl dieser That steht. Auf dem Bilde knieen die Helden in ritterlicher Tracht zu den Füßen eines Kreuzfries, und darunter stehen ihre Nahmen. Man sieht hier die beau monde aus der Stadt und der Provinz beysammen. Auf den Tischen in den Nebenzimmern liegen Zeitungen und Journale, die jeder lesen kann, wer Lust hat. Von Essen und Trinken kann man jederzeit bekommen, was man verlangt. Weil es einigemahl zwischen den Officieren von der Flotte und den jüngern Mitgliedern des Clubbs Uneinigkeit gegeben hatte, so änderte die

Gesellschaft den Nahmen Schwarzenhäupterclubb in Einigkeitsclubb.

Ueber die kriegerischen Thaten des Hauses enthalten die Geschichtsbücher, die in groß Folio und noch Manuscript sind, die triftigsten Belege. Man zeigt sie und die Menge der silbernen Humpen und Becher, mit silbernen Schaumünzen ausgelegt, den Fremden, welche von einem Bruder oder Mitgliede des Clubbs eingeführt seyn müssen. Die Uniform des Corps ist jetzt blau mit roth und reich mit Gold besetzt, die Beinkleider paille, goldene Epauletts, Federhüte mit breiten Tressen, kurz, ganz militärisch und der ehemaligen Gardeuniform in St. Petersburg ähnlich. Eine solche Uniform mit allem Zubehör ist überaus kostbar. Die Pauken sind Silber, die Standsarten reich gestickt. — Die erkohruen Aeltesten und Vorsteher stehen in sehr großem Ansehen und thun sich überaus viel auf diese Würde zu gute. Ein erkohrner Aeltester, der in der hiesigen Mundart stets dem Ohr des Fremden als Korn = Elster klingt, würde es gewaltig übelnehmen, wenn ihn dieser Ehrentitel nicht im gemeinen Leben und bey Zuschriften ertheilt würde. Mit ihm sind mehrere Vorzüge bey der Innung verbunden: sobald er aber heirathet, tritt er heraus und hat nun nichts mehr mit dem Corps zu thun. Unter allen Lief- und Ehrländischen Städten haben blos Riga und Reval ein schwarzes Häupter corps und schwarzes Häupterhaus; das Rigasche ist aber reicher

als das Revalsche, und auch eher mit dem Geiste der Zeit fortgeschritten. Das ganze Institut hat jetzt die wohlthätigste Absicht, nämlich die in Armuth gerathenen zu unterstützen und die nachbleibenden Waisen ihrer Mitbrüder zu erziehen. Uebrigens formiren die Mitglieder die sogenannte Stadtgarde. Der jetzige Kaiser besuchte 1804 bey seinem Aufenthalte in Reval auch dieses Haus, und zeichnete, so wie Peter I seinen Nahmen in das Buch der Brüderschaft, trank, um die hergebrachte Ceremonie zu beobachten, aus einem großen silbernen Pokal rothen Wein und schenkte in die Kasse der Gesellschaft 300 Dukaten.

Weynake 30 Meilen von Reval, an der St. Petersburgischen Straße, die so ziemlich parallel mit der Küste des Finnischen Meerbusens läuft, liegt Narwa, eine Stadt, die mehr durch ihre Belagerungen und die dabey vorgefallenen Schlachten zwischen den Schweden und Russen, als durch ihre Größe, Wohlstand und Handel, berühmt geworden ist. Sie gehört eigentlich nicht zum Revalschen Gouvernement, sondern zu Ingermannland. Weil sie aber mit Ehstland in der genauesten Verbindung steht und rings herum Ehstien wohnen, so gönne man einer kurzen Beschreibung derselben hier immer ihren Platz *).

*) Die besten und vollständigsten Nachrichten über Narwa und dessen vormaligen blühenden Handel findet man in

Narwa hat seinen Nahmen von der vorbeystießenden Narowa, die ich im Vorhergehenden beschrieben habe, und ist eine mittelmäßige, doch hübsche und reinliche Stadt, die nur zwey Hauptstraßen, aber mehrere kleine Nebengassen hat. Die Reisenden aus Reval machen in ihr gemeiniglich Station, weil sie ungefähr die Hälfte des Weges nach St. Petersburg ist, von dem sie noch 22 Meilen liegt. Sie wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt. Die Altstadt besteht aus lauter steinernen Häusern; die Neustadt, welche später hinzu kam, enthält aber auch viele hölzerne Häuser. Die Anzahl in beyden beträgt mit denen in den zwey Vorstädten etwa 46 und die Zahl der Einwohner nicht viel über 2600. Ihr gegen über liegt die Festung Zwangorod, d. i. Zwans Stadt, die nur durch die Narowa, über welche eine große Brücke führt, von der eigentlichen Stadt getrennt wird. Die Festungswerke, welche die Alt- und Neustadt umgeben, kommen zwar denen in Riga nicht gleich, sie sind aber zu einer nothdürftigen Vertheidigung durch eine mäßige Garnison hinreichend, und bestehen aus einem Wall, Graben, Glacis und einigen Außenwerken. Die große St. Petersburgische Straße geht vermittelst der beyden Haupt-

Suvels topographischen Nachrichten über Lief- und Ehstland, B. I. S. 396 u. folg. B. II. S. 388. f. und Nachtrag S. 31. dem ich hier folge.

thore mitten durch; im Winter kann man aber auch durch die Vorstadt reisen, (weil die Narowa zufriert,) ohne die Stadt zu berühren. Ihr Erbauer war der Dänische König Waldemar II. im Jahre 1224. Die Festung Zwangorod wurde erst 1492 erbauet und war den Bürgern lange Zeit eine furchtbare Brille. In der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts ward die Stadt mehrmals von den Russen und Schweden belagert, erobert und zurückerobert, aber erst 1704 erreichten die erstern, nach manchen vergeblichen Versuchen, ihre Absicht, sie auf immer zu behalten. Man zeigt noch jetzt die Ebene, wo die Schweden 1700 die Russen schlugen; einige Steine sind davon die Merkzeichen. Die Eroberung durch die Russen 1704 geschah durch Sturm am 9. August in des Kaisers Gegenwart. Dieser Monarch hatte bey Lebensstrafe das Plündern verboten, und als er während dem Durchreiten der Straßen dennoch einige seiner Soldaten plündern sahe, stach er mit eigener Hand einen derselben nieder, trat darauf in des Bürgermeisters Götze Stube, warf den blutigen Degen auf den Tisch und sagte: „seyd nicht bange, das ist Russisches, nicht Deutsches Blut.“ — Zwangorod, wohin einige Bürger während der Belagerung geflohen waren, kapitulirte. Die Stadt verlor ihre Kirchen, weil die Bürger nicht darum gebeten hatten, und der Gottesdienst wurde eine Zeitlang auf dem Rathhause gehalten. Aus Besorgniß, Carl XII. möchte aus

Sachsen zurückkommen und Narwa's Wiedererobering versuchen, ließ Peter I. die Bürger, denen er noch nicht recht traute, nach Rußland abführen. Nach Karls Tode 1718 wurden sie jedoch wieder zurückberufen und in den Genuß aller ihrer Privilegien gesetzt, nachdem schon 1714 mehrere auf besondere Vergünstigung zurückgekehrt waren.

Die Stadt hat nur zwey Patrimonialgüter, aber ein ziemliches Territorium, das im Umkreise eine deutsche Meile enthält. Dieses auf der Ehsländischen Seite liegende Stadtwiechbild besteht aus etwas Ackerland, Viehweide, Wiesen und Gebüsch. Auf der Ingermannländischen Seite besaß Narwa vor der Eroberung durch die Russen ebenfalls ein Territorium und einige Landgüter; das meiste davon wurde aber eingezogen, so daß die Stadt jetzt nur noch einen sehr kleinen Bezirk auf dieser Seite inne hat, der meistens mit Häusern bebaut worden ist. Ueberhaupt hat sie auf beyden Seiten, durch die in neuern Zeiten geschehene Erweiterung der Festungswerke, nicht wenig von ihrem vormaligen Territorium verlohren. — In Zwangorod, das Iwan Basiljewitsch II. erbauete, wohnen keine Bürger; es ist bloß für die Besatzung, welche aus Russen besteht, bestimmt, zu deren Gebrauch auch die daselbst befindliche Russische Kirche dient. Die Festung liegt auf einer Anhöhe, ist nach alter Art gebauet und daher von schlechtem Ansehen. Hohe und sehr dicke dreyfache Mauern mit

vielen darauf befindlichen runden Thürmen, Bastionen und einem Graben machen ihre ganze Befestigung aus. Sie dient zur Verwahrung für Staatsverbrecher. Der Flecken dabey ist unbeträchtlich, und wird meistens von Russischen Fischern, Flößern und Ackerleuten bewohnt. Uebrigens hat die Stadt vor mehreren Liefländischen Städten den Vorzug, daß sie ziemlich gut gepflastert und regulär gebauet ist, eine angenehme, gesunde Lage hat, und nach und nach auch durch neue und erneuerte Häuser eine freundlichere Außenseite gewinnt. Die Gegend, in welcher sie liegt, ist besser bebaut, als der ganze Strich Landes, von Reval an bis zur Gränze des Stadtgebietes von Narwa.

Zu den öffentlichen Gebäuden gehören, außer dem Rathhause und Schlosse, noch zwey Kirchen, die Börse, die Wage, das Licenthaus, die Schule, ein Haus, noch von Peter I. erbaut, sämmtlich von Stein; ferner eine hölzerne Kirche in der Neustadt, eine in Zwangorod und eine in der Vorstadt. Das Kaiserliche Schloß, welches 1600 von den Schweden angefangen und bisher gut erhalten worden ist, dient zur Wohnung des Commandanten, und besteht aus zwey Etagen. Es ist durch einen Graben von der Stadt abgesondert und am Ende des Schloßplatzes mit einem feineren Zeughause versehen. Nahe am Garten liegt ein altes, noch aus den Zeiten der Heermeister herrührendes Schloß, mit einem hohen dicken Thurme,

der lange Herrmann (wie auf dem Dome in Reval) genannt. Vom Schlosse ist das Kaiserliche Palais unterschieden, welches Peter I. gleich nach der Eroberung, zwey Etagen hoch in Holländischem Geschmacke erbauen ließ. Es ist jetzt zu keinem Gebrauche bestimmt und steht ganz leer. Man zeigt noch einige Geräthschaften von seinem Erbauer darin. — Die beyden Kirchen, die Deutsche und Russische, sind alt, groß, und von Felssteinen, aber in altem Style erbauet. Die Deutsche ist 28 Klafter lang und 12 breit; die Höhe beträgt 5 Klafter. Ihre Kreuzgewölbe ruhen auf 8 Säulen. Zwey Prediger besorgen in ihr den Dienst. Unter andern Merkwürdigkeiten ziehen zwey große Gemälde an beyden Seiten des Altars die Augen der Fremden an sich. Die Schwedische Kirche ist 1773 abgebrannt; die Ebstnische und Finnische Gemeinde aber ganz unbedeutend: beyde haben einen gemeinschaftlichen Prediger.

Das steinerne Rathhaus fällt von der Ebstländischen Seite ganz gut in die Augen, nur die eine Seite bedeckt die Börse. Es ist 1683 zu bauen angefangen worden und hat drey Etagen, einen Thurm, auf dem sonst eine Glocke geläutet wurde, wenn sich der Magistrat versammelte, und einige große Zimmer. Der Magistrat besteht, außer 2 Bürgermeistern, aus 8 Rathsherren, 4 Gelehrten und 4 Kaufleuten, 1 Secretar und 1 Notarius. Die deutsche Kanzley hat 2 Kanzellisten, die Russische Expedition aber 1 Secre-

tär, 1 Translator und 2 Copisten. Die Einkünfte eines Bürgermeisters sind 7 bis 800 Rubel, der andern Rathsglieder zwischen 3 und 500, mit Inbegriff der gewöhnlichen Accidenzien. Das Stadtconsistorium machen die dortigen Prediger aus, ohne daß ein weltlicher Beyfizer dabey concurrirt. Der Sekretär ist ein Rechtsgelehrter. Unter dem Magistrate steht auch die sehr mittelmäßige Stadtschule. Vier Lehrer, an ihrer Spitze der Rektor, ertheilen in derselben Unterricht, die zwar freye Wohnung, aber schlechte Besoldung haben. Doch ist sie jetzt in vielen Stücken verbessert worden. Die Schule hat 4 Klassen. Außer ihr ist noch eine Schule für die Jugend der Christlichen und Finnischen Gemeine daselbst, welche im Christenthume, Lesen, Schreiben und Rechnen nothdürftig unterrichtet wird. Das Armenhaus steht ebenfalls unter dem Magistrate und werden die Armen nicht anders als mit Vorwissen und Genehmigung desselben aufgenommen.

Die Stadt wird von Deutschen, Russen, Esten und Finnen bewohnt, davon die erstern alle bürgerliche Gewerbe treiben, die letzteren aber zu Diensthöfen, Handlangern, Trägern u. gebraucht werden. Einwohner von der Schwedischen Nation findet man jetzt nur wenige mehr. Die Bürger werden in Kaufleute und Handwerker eingetheilt, und jene wieder in Groß- und Kleinhändler, die in die drey verschiedenen Gilden eingeschrieben sind. Man findet hier an-

sehnliche Handelshäuser, davon einige wohlhabend, manche wirklich reich sind und große Geschäfte im Auslande machen. Sie halten unter sich einen Clubb, und geben den Ton an. Auch sind einige Englische Häuser hier. Der angenehme hier herrschende Umgang und gefällige Ton, eine willige und gefällige Gastfreyheit, muß jedem Fremden, der sich in Narwa aufhält, oder nur bey dem Durchreisen etliche Tage hier verweilet, gefallen, da zumahl alles dieses gar nicht aus merkantilischer Speculation oder Gewinnsucht entspringt, sondern wahre Humanität und Freundslichkeit zur Quelle hat. In etlichen Häusern herrscht sogar ein zwar nicht übertriebener, aber dennoch ziemlicher Luxus, der von Wohlstand und Geschmack zugleich zeugt. Nur dieß verdient keinen Beyfall, daß man hierin die Eintheilung der Zeit, des Tages und der Nacht, des Essens und Trinkens, der Arbeit und Ruhe, den großen vornehm seyn sollenden Petersburgischen Ton nachahmt. Zwey Uhr setzt man sich zum Mittagessen, halb 10 Uhr zur Abendmahlzeit, bleibt bis 12 oder 1 Uhr auf, schläft bis um 9, geht 12 Uhr auf die Börse, und fängt dann von vorne an.

Außer den hier ansässigen Russen giebt es noch viele, welche aus verschiedenen, zum Theil weit entfernten Russischen Provinzen mit Pässen von ihren Herren dahin kommen und auf längere oder kürzere Zeit daselbst wohnen. Sie ernähren sich größtentheils

von Handarbeit, Gartenbau und Gemüßverkauf, (sogenannte Gränkerle) als Maurer, Zimmerleute, Flachsbinder, Fuhrleute u. s. w. Die wenigen Schweden sind Handwerker, Tagelöhner und Dienstboten. Von Gasthöfen ist nur ein einziger hier: in der Weinschenke findet man auch Quartier, doch thut man besser, man logirt sich bey einem Bürger ein, wozu die meisten sogleich sehr willfährig sind.

Eine kleine Meile vor Narwa auf Ehsländischem Grund und Boden, ist die Sastawa oder das Gränzzollamt, wo die Koffer und andere Sachen der Reisenden visitirt werden. Weil hier ein höherer Zoll als in den übrigen Liefländischen Städten bezahlt wird, so ist diese Vorsicht zur Verhinderung des Schleichhandels nothwendig. Alle neue, ungebrauchte und nicht angegebene noch verzollte Sachen werden confiscirt, und jeder Reisende muß sich der Visitation unterwerfen, wenn ihn nicht ein Kronsigel dagegen schützt: selbst gegen Taschenuntersuchung ist man nicht allemal sicher. Doch verstehen auch die hiesigen Besichtigter die stumme Geldsprache besser, als jede noch so beredte Mundart. Bedient man sich jener, so kommt man meistens gut durch, da man bey der letztern tausend Verdrießlichkeiten ausgesetzt ist. Sie stören und wühlen auf eine unbarmherzige Art in Kleidern, Wäsche, Büchern und Papieren, und der gehudelte Reisende mag sehen, wie er wieder damit zurechte kommt. Die auf das gesetzwidrige Bestechen

erfolgende Strafe, Prügel und Knute, nebst Verweisung nach Sibirien, schreckt sie nicht ab; sie sind pffiffig genug, nichts davon merken zu lassen.

Von dem berühmten Wasserfall der Narowa habe ich anderswo gesprochen. Daß er den Handel einigermaßen stört, wissen meine Leser auch, weil er die Schiffahrt vom Lande aufhält. Oberhalb der Stadt gehen nur kleinere Schiffe und große Holzflößen, die von Pleßkow über den Peipussee hierher kommen. Diese Lage ist an sich dem Handel sehr günstig; wenn man nur mit den Fahrzeugen über den Wasserfall kommen könnte, so wäre der Transport mehr erleichtert. Das Ausladen versäumt und macht tausend Hindernisse und Aufenthalt. Den Mangel eines Hafens und die 2 Meilen weite Entfernung der See ersetzt die große schiffreiche Narowa, auf der ziemlich große Schiffe mit voller Ladung, bis unter die Stadt kommen, die durch ihre glückliche Lage aus Ingermannland, Ehsland, aus Lief- und Rußland Produkte ziehen kann. Eben deswegen war hier von jeher der Handel blühend; doch war er stets einer Ebbe und Fluth ähnlich. Jetzt könnte dieß wegfallen, wenn Narwa nicht jener unterbrochenen Zufuhr durch den Wasserfall unterworfen wäre. Zwar hat ihm St. Petersburg einigen Abbruch gethan, wozu selbst einige deshalb ergangene Verordnungen etwas beygetragen haben; allein der ausgehende Handel bleibt immer noch wichtig. Er bestehet vornehmlich in Balken,

Brettern, Holz von mancherley Art, Flachß, Hanf, auch etwas Getreide. Der Holzhandel ist immer der wichtigste gewesen, da jährlich 60 Schiffsladungen ausgeführt werden dürfen. Das meiste Holz liefern die Gegenden am Weipus und an der Luga. Vieles Holz wird auf acht Sägemühlen zu Brettern geschnitten. Nächst dem Holze ist der Flachß, der aus dem Pleskowschen kommt, der beträchtlichste Ausfuhrartikel. Es werden jährlich ungefähr 70,000 Russische Pud *) ausgeführt. Die Ausfuhr von Hanf beträgt etwa 2000 Pud. An Getreide dürfen jährlich 5000 Tschertwert **) ausgeführt werden. Unter den einkommenden Waaren, deren Werth kaum 80,000 Rubel betragen möchte, sind die vornehmsten Artikel: Salz, Wein, Tabak, Englisch Bier, Holländische, Dänische und Schwedische Heringe, Spezerey, Zucker, Thee, Kaffee, Stahl, Zinn und Bley, verschiedene Kram-, Fabrik- und Manufacturwaaren, Obst und Erfrischungen ic. Die Zahl der ankommenden Schiffe ist zwischen 80 und 100, selten darüber. Darnach richtet sich auch der Ertrag des Zolles, der auf den St. Petersburgischen Tariffuß erhoben wird und bald steigt, bald fällt. Mehr als 40 deutsche Kaufleute ohne die Engländer und vielen Krämer finden hier ih-

*) Ein Pud hält 40 Russische oder 38 Hamburgische Pfund.

**) Ein Tschertwert ist etwa 3 Scheffel.

ren Erwerb, und etwa 50 Russen halten aus Russischen Waaren bestehende Krambuden. Im Ganzen hat aber dennoch der Handel dieser Stadt seit 15 Jahren mehr ab- als zugenommen. Fabriken hat die Stadt gar nicht, außer einer großen Seilerey an der Vorstadt, darin Laue aller Art, Stricke u. dgl. fertiget werden.

Wer einen ungeheuern Holzvorrath, Millionen von Balken, Brettern, Bohlen und Schindeln, besammeln sehen, und sich eine Vorstellung vom Holzhandel machen will, der gehe hinaus an das Ufer der Narowa bey die Schneide-Säge und andere Mühlen. Er wird außer diesem noch das Vergnügen haben, durch den Anblick mannichfaltiger Naturschönheiten seine Sinne zu ergötzen. Die romantische Gegend längs den Ufern des Flusses, einige hübsche Gärten und Lusthäuser, die reichen Kaufleuten gehören, und eine reizende Aussicht auf den Wasserfall und den Finischen Meerbusen gewähren, das Gewühl und die Arbeitsamkeit der Menschen bey dem Holze, Fischfänge ic. stimmen die Seele zu sanften und frohen Empfindungen. Der Fang der Lachse, Hechte, Aale, Neunaugen und anderer Fische ist hier beträchtlich; besonders werden die Lachse, Aale und Neunaugen weit und breit herum geführt: die letzten hält man im ganzen Lande für die besten. Während der Laichzeit kommen die Fische in unzähligen Schaaren aus der See dem Flusse aufwärts gezogen, da denn die Fischer

ihre Netze, Reusen und Angeln an diesem natürlichen Wehre auslegen. Die leichteste Art, die Lachse zu fangen, ist, wenn sie sich über den Wasserfall hinaufwerfen wollen: da mißlingt es ihnen öfters und sie fallen in die unten aufgestellten Netze oder Reusen. Alle Arten Fische, die hier gefangen werden, sind überaus wohlfeil.

Am 9. August 1804 feyerte Narwa auf eine sehr glänzende Art das hundertjährige Gedächtnißfest seiner Bestürmung und Eroberung im Jahre 1704 durch Peter I. Auf dem Rathhause ward unter Versammlung der sämtlichen Civilautoritäten der Stadt und einem großen Theil der Einwohner von dem Justizbürgermeister Bogdt eine Rede gehalten und aus den Protocolen des Raths die alten Nachrichten von der Blokade, dem Bombardement, dem Sturm und der Eroberung dieser ehemaligen Schwedischen Festung, so wie von der Capitulation der Festung Zwanzgorod, verlesen. Hierauf begab sich die Versammlung in corpore nach dem Hause, das Peter I. von einem Schuhmacher gekauft und darin gewohnt hatte. Man sah hier die eroberten Schwedischen Fahnen, einige merkwürdige Reliquien von dem großen Kaiser, und eine Rede von dem genannten Justizbürgermeister zur Feyer des denkwürdigen Tages berührte die merkwürdigsten Umstände von dem Aufenthalte Peters in Narwa. In der deutschen Kirche wurde nach der Predigt das Te Deum laudamus gesungen, und in

der Russischen Kathedralkirche eine Messe gehalten. Eine Procession nach dem Palais Peter I., ein Feuerwerk, Schauspiel, frohe Mahlzeiten, Läuten aller Glocken, Tänze und Musiken beschloffen die Feyer dieses so festlichen und für die Stadt ewig denkwürdigen Tages. —

Unter allen Schlössern aus der Vorzeit Estlands haben sich Schloß Lode und Schloß Oberpahlen bis jetzt am besten erhalten. Das erstere liegt 8 Meilen von Reval im Goldenbeckischen Kirchspiele, und besteht aus einer Burg im Viereck gebauet, drey Etagen hoch, mit zwey festen Thürmen, einer Ringmauer, Zugbrücke und einem Graben. Das letztere beschreibe ich hier, weil ich selbst über drey Jahre daselbst gewohnt habe und es genau kenne, auch zwey Zeichnungen davon aufgenommen habe. Wer einis kennt, der kennt überhaupt alle Rießländische Schlösser aus der alten Zeit, weil die meisten übereint gebauet sind.

Schloß Oberpahlen liegt an der großen Landstraße, welche von Dorpat nach Reval führt, von der erstern der genannten Städte 10, und von der letztern 18 Meilen entfernt. Im Estnischen heißt es Poltsama. Der hinter dem Schlosse nahe vorbey fließende ziemlich breite Fluß entspringt in Estland, nimmt mehrere kleine Flüschen auf und fällt

in den Embach. In manchen Orten hat er die Breite wie die Sale bey Jena, aber nicht überall gleiche Tiefe; doch trägt er $\frac{1}{2}$ Meile von Oberpahlen schon ziemlich große Boote. Gegen Dorpat zu wird er immer größer und führt der Stadt viel Holz durch Flüsse zu. Etwa zwey Werst von Oberpahlen verliert er sich in einen kleinen Wald, bildet hier verschiedene kleine Inseln und verschönert die Gegend durch angenehme Baderter und dunkle wilde Grotten und Gebüsch. Im Sommer werden auf ihm mit Booten kleine Spazierfahrten, und im Winter auf dem Eise Wettrennen mit Schlitten gehalten. Einst ward auch ein solches angestellt: ein türkischer Hengst, welcher dem General Patkul, damaligem Besitzer des Schlosses gehörte, lief mit einer Liefländischen Stute, aus dem Stalle des Kreismarshalls von B. Die Wette galt 100 Rubel. Beyde Pferde wurden von Bedienten geritten, beyde liefen in einer Minute mit schnaubenden Nasen, als würde ihnen die Luft vor den Mäulern abgeschnitten, eine Werst; dennoch kam die Stute 6 Schritte vor. Es waren mehr als 200 Zuschauer aus dem dabey liegenden kleinen Flecken, (dort Hakelwerk genannt) und vom benachbarten Adel ein großer Theil zugegen, die bloß deswegen gekommen waren, um dieses interessante Spektakel mit anzusehen. Zwischen vielen derselben wurden wieder neue Wettten geschlossen, wessen Pferd gewinnen würde. Der General war ganz roth vor Schaam,

Zorn und Verdruß ob der verlorren Wette, und auf des Bedienten Kopf regnete es eine Tracht Scheltworte und Ohrfeigen, weil der arme Schelm alle Schuld haben sollte. — Ein andermahl wurde des Abends von einer Parthie Hochzeitgäste, die auf dem gegenüber liegenden Gute Neuoberpahlen bey der Vermählung eines edeln Brautpaares schon drey Tage gehauffet hatten, auf diesem Flusse ein solennes Wettrennen mit Schlitten angestellt. Es war schon den ganzen Tag auf dem Flusse gereinigt und der Schnee weggeschaufelt worden, welches 22 leibeigene Bauern verrichteten; man hatte alle 10 Schritte kleine Tannenbäumchen gesetzt, welche mit Lampen und Loderfeuern erleuchtet werden sollten, und Stangen mit Pech- und Theertonnen aufgerichtet. Die Eisbahn war 1000 Schritte lang. Es versammelte sich eine Menge Volks, und um 8 Uhr nahm die Lustbarkeit ihren Anfang. Der Wettrennenden waren 6, alles war erleuchtet, Schranken, Bäume und Wohnhäuser; Feuer loderten auf dem Eise, am Ufer und in der Luft brannten Theertonnen. Das Schloß präsentirte sich wie ein Feenpallast; der volle Mond verschönerte die Scene. Ehfinische Mädchen tanzten mit ihren Burschen nach dem kreischenden Dudelsacke um das Feuer herum und wechselten mit Nationalgesängen dazwischen ab. Einige 20 Russische Soldaten von einem in der Gegend im Quartier liegenden Regimente, erhoben auch ihre Stimmen und machten einen lärmend

den hellgellenden Gesang. Das Geschrey der Jagenden und ihren Pferden Zurufenden, die Reiter und Kutscher, Herren und Bediente, Schlitten und Wagen mit Damen, Tanz und Gesang, Feuer und Musik — alles verursachte ein schreckliches Getös und machte einen tiefen Eindruck auf die Sinne. Die ganze Lust, zu der die Vorbereitungen mehr als einen Tag Zeit weggenommen und viel gekostet hatten, dauerte eine Stunde, und ich dachte bey dem Ende derselben: viel Lärmen um nichts. —

Das Schloß liegt, von der großen steinernen Brücke betrachtet auf der linken Seite des Flusses, und ihm gegenüber das Gut Neuoberpahlen. Die Aussicht von dieser Brücke ist unbeschreiblich schön. Der breite spiegelhelle Fluß mit mancherley kleinen Booten, die hohe ehrwürdige Ringmauer um den Schloßhof, das hohe Schloß selbst, der Thurm und die Kirche, mehrere Wirthschaftsgebäude; rechts den schönen Edelhof Neuoberpahlen mit einigen Fabriken und Nebenhäusern, eine Birkenallee, die vom Hofe zum Pastorate führt, wildes Geröhrig und Buschwerk, dessen dunkle Schatten sich um das Gestade im blauen Wasser spiegeln; in der Entfernung einige Mühlen, die zu beyden Seiten des Bachs nicht weit vom Hofe stehen, deren eine wegen ihres aus dem Wasser aufgeführten Thurms besonders in die Augen fällt; reiche Kornfelder, einige Gärten und grüne Wiesen- oder Weideplätze, — o die Mannichfaltigkeit

ist so schön, daß sich das Auge nicht satt sehen kann und man stundenlang mit seinem Blicke auf der schönen Gegend verweilet. So von der Brücke. Von der Seite der Dorpatschen Landstraße ist die Aussicht zwar nicht so abwechselnd, aber wegen der Nähe des Schlosses, seiner Ringmauer, Zugbrücke und des Grabens imposant. Der hintere runde Theil der Kirche, ein großer mit einer Mauer eingefaster Bleichgarten und rechts ein Kirchhof mit einigen Grabmählern, so wie ein Paar alte Schanzen oder große Grabhügel aus der Pestzeit fallen den Reisenden, die hier vorbey müssen, gleich in die Augen und erwecken die Neugierde zu näherer Besichtigung, die ihnen denn auch gern verstattet wird. Beyde hier angefügte Kupfer werden dieser Beschreibung mehr Leben verschaffen, vielleicht manchem Leser die Gegenstände vergegenwärtigen.

Jetzt eine etwas nähere Beschreibung des Schlosses und seiner gegenwärtigen Entstehung und Beschaffenheit. Es wurde 1272 erbaut und stand in dem Besitze eines Ordensvogts, der zur Fellinschen Comthurey gehörte. Es war nach der damaligen Art sehr fest, wovon noch etliche dagegen aufgerichtete Batterien (welche jedoch andere für Grabhügel aus den Zeiten der Pest zu Anfange des verfloffenen Jahrhunderts halten) und geführte Laufgräben zeugen. Das Hauptgebäude ist als eine Burg ins Viereck, welche einen kleinen Hofraum einschließt, dessen Decke der

gewölbte Himmel ist, gebaut, ohne die Kellergeschosse drey Stockwerke hoch, jede Seite des Quadrats 20 Klafter lang; die ungemein starke Mauer beträgt unten 10, in der Mitte 8, in der obersten Etage 5 Fuß. Es hat 3 große Säle, einen etwas kleinern Speisesaal, und, ohne die Domestikenkammern, Küche, Boudoirs, Speisekammern, noch über 30 schöne hohe und geräumige Zimmer. Der Marmorsaal ist gefast und hat einen ausgelegten Fußboden: dieser Saal soll allein 4000 Rubel gekostet haben. Vor jeder Etage läuft innerhalb des Burgraums eine Gallerie herum, auf welche Thüren von allen 4 Seiten führen, und auswendig sind vor den Sälen Balkons, die aber zum Theil haufällig sind. Die Nebengebäude liegen in dem weiten Hofraum an der sehr hohen aber nicht allzubicken Ringmauer, um welche ein mäßiger Wassergraben gehet, der auch die Kirche mit einschließt. An der nördlichen Seite des Schlosses steht ein Thurm, der dessen nordwestliche Ecke ausmacht, und in dem obersten Gemache die Aussicht weit und breit beherrscht. Ein andrer war sonst diesem gegenüber an der Ringmauer aufgeführt, der aber abgerissen worden ist. Bey der großen Pforte entdeckt man eine Art von Brustwehr, sonst aber keinen Wall. Das Schloß war sehr verfallen, und die Gebäude hatten 57 Jahre ohne Dach gestanden. Im Jahre 1760 fing der damalige Besitzer, Major L a u w, ihre Wiederherstellung an, und 1775 waren sie völlig zu Stande ge-

bracht. Die Zimmer, vorzüglich der Hauptsaal, verdienen den Beyfall der Kenner; Schade nur, daß in den letzten Jahren das schöne Schloß nicht in Beszerung ist erhalten worden und an mehrern Orten Beschädigungen erlitten hat. Von außen bemerkt man auch durch die zwar regelmäßig, aber zu sparsam angebrachten Fenster, u. dgl. deutlich, daß es kein ganz neu aufgeführtes Gebäude ist. Die Nebenhäuser, Brennercy, Brauhaus und übrigen Wirthschaftsgebäude sind alle von Stein: auch ist auf dem Hofe eine kleine Apotheke. Sonst war auch eine Buchdruckerey hier, die aber abbrannte und nicht wieder hergestellt worden ist *). Zu den guten Einrichtungen gehört auch ein Krankenhaus unter der Aufsicht eines Arztes und Wundarztes, welches der Besitzer des Schlosses auf seine Kosten unterhält, dessen Erbhauern, über 2000 an der Zahl, alle Arzneey unentgeltlich gereicht wird.

Um das Schloß herum und weiter nach dem Felde zu, wohnen in einer einzigen langen Gasse ein Russischer Kaufmann, ein Schenkwrth, den der Hof ein- und absetzt, ein Aeltester als Vorsteher und mehrere Handwerker, denen der Besitzer theils Plätze angewiesen, theils Häuser erbauet hat. Das Pastorat,

*) Sie besteht jetzt als Universitätsbuchdruckerey in Dorpat.

per Sitz des berühmten Nordischen Schriftstellers August Wilhelm Hupel, liegt jenseit des Flusses und ist eins der einträglichsten im Lande. Ehe man an dasselbe kommt, geht man vor einer Sägemühle vorbey. Alle diese Wohnungen machen das sogenannte Oberpahlensche Hadelwerk aus, d. h. den bey dem Schlosse liegenden von deutschen Leuten bewohnten kleinen Flecken, der aber im Grunde nichts anders ist als ein elendes deutsches Dorf, wie sie in Westphalen oder im Mecklenburgischen sind. — Im Jahre 1621 wurde hier zwischen Schweden und Polen eine Friedensunterhandlung angeknüpft, die sich aber fruchtlos zerbrach. Das Schloß mit dem damals weitläufigen Hadelwerk, desgleichen mehrere umherliegende Dörfer und Höfe, wurden am 12. Sept. 1703 bey einem feindlichen Ueberfalle ganz eingeäschert. — Die Kirche, welche nur durch eine sechs Schritte breite Mauer vom Schlosse abgesondert ist, mag wohl ehemals ein Magazin oder das Zeughaus des Schlosses gewesen seyn. In ihrer Bauart und innern Einrichtung gehet sie ganz von allen andern Liefländischen Kirchen ab; der Altar steht auch nicht gegen Osten, sondern nach Süden zu, in einem weit an das Ende des Schiffs unregelmäßig angebautem Mundeel oder Thurme, in dessen zwey Klaster dicken Mauern man kleine Kammern, 12 Fuß hoch über der Erde, in der Kirche selbst aber einen Keller gefunden hat. Sie hat eine Orgel, (auf dem Lande

etwas seltenes!) einige hübsche Mahlereyen und eine geschmackvolle innere Einrichtung. Die alte eigentliche Kirche, lag auf der andern Seite des Flusses: man erkennt sie noch an den übrig gebliebenen Ruinen und durch den dabey befindlichen Kirchhof.

Das Gut selbst ist, so wie Neuoberpahlen, ein altes Allodial, d. h. frey von allen Abgaben, die Kopfsteuer ausgenommen. Doch ist es nun nach der jetzigen Statthalterchaftsverfassung, auch der Lieferung des Magazinorns und Heues unterworfen. Es hat einen sehr fruchtbaren Kornboden, vorzüglich schöne Appertinenzien, reichliche Wiesen, sehr große Waldungen, viele Krüge, (Wirthshäuser) etliche Wassermühlen, ansehnlichen Fisch- und Krebsfang, Ziegel- und Kaldbrennereyen, und 5 besondere Hoflagen*), die ebenfalls von Abgaben frey sind. Auf dem Schloßhose ist eine Porzellanfabrik; die übrigen zum Gute gehörigen Fabriken, als eine Spiegelfabrik, zwey Glashütten, ein Kupferhammer, etliche Gerbereyen, liegen zum Theil näher, zum Theil ziemlich entfernt vom Hofe. Da aber wegen Entlegenheit der Städte und Mangel an Unterstützung, der Absatz nicht stark ist, so tragen sie wenig ein, und der Ackerbau bleibt die Hauptquelle der Einkünfte.

*) Sind abgetheilte kleine Nebenhöfe im Gebiete des Hauptguts, mit den dazu gehörigen Ländereyen und Wirthschaftsgebäuden.

Das auf der andern Seite des Flusses dem Schlosse gerade gegenüber liegende, ebenfalls schön bebaute und große Gut Neuoberpahlen gehört der Familie des Kammerherrn von Lilienfeld. Ehemals hieß es Niederpahlen: eines ausgebrochenen lächerlichen Streits halber aber, da der vormalige Besitzer es für entehrend hielt, daß sein Nachbar in Ober-, er aber in Niederpahlen wohnen sollte, wurde der Name umgetauft, und es heißt bis jetzt Neuoberpahlen. Beyde Güter gehörten in alten Zeiten einem Herrn und machten zusammen, nebst noch einigen andern, unter Pohlischer Regierung eine Starostey aus. In neuern Zeiten wurde es vom Schlosse getrennt, behielt aber mit demselben gleiche Rechte, hat drey Hoflagen, etliche Mühlen, vortrefflichen Kornboden und Wiesewachß, einträgliche Schenkerey, Wald, Fischerey, Kalk- und Ziegelbrennereyen ic. Zwey neue steinerne Mühlen auf beyden Seiten des Flusses einander gegenüber, davon die eine den oben genannten Thurm hat, und eine Windmühle, nehmen sich in der Ferne hübsch aus. Auf dem Hofe ist auch eine Stärk- und Puderfabrik, die im Lande und in den Städten, selbst in St. Peterssburg, starken Absatz findet. Auf einer kleinen Anhöhe mitten im Felde hat der Besitzer ein eignes Familienbegräbniß mit einem Kirchhofe erbauet. — Weil sich auch hier verschiedene Handwerker angesiedelt haben, deren Häuser das Neuoberpahlensche Has-

felwerk ausmachen; so gleicht Oberpahlen dieserseits und jenseit des Bachs einem artigen Städtchen, in welchem sich recht angenehm, halb wie in der Stadt, halb wie auf dem Lande, Leben läßt, zumal der Geist der Gastfreyheit, des Besuchens und Schmausens daselbst einheimisch zu seyn scheint, und die Lustbarkeiten fast kein Ende nehmen. In den Schwedischen Zeiten muß es noch ansehnlicher gewesen seyn, weil nach den vorhandenen alten Nachrichten 300 deutsche Familien daselbst gewohnt haben. Die Leute haben Verdienst und weiter keine Abgaben als Grundzins; manche stehen sich daher gut und haben aus eignen Mitteln Häuser aufgebauet. Man zählt ihrer überhaupt ungefähr 70 und der deutschen Einwohner 200. Der jetzige Besitzer ist der Fürst Bobarinzky, ein Nachkomme einer sehr erlauchten Mutter, — der das Gut für 252,000 Rubel von den Lausischen Erben kaufte.

Die Nahrungsmittel stehen sowohl in den Städten als auf dem Lande in sehr billigen Preisen. Brod, Fleisch, Fische, Wildpret, besonders gesüßgeltes, (das übrige schränkt sich auch nur auf Hasen ein,) kauft man äußerst wohlfeil. Man giebt z. B. für ein Paar Feld- oder Rebhühner, aus denen man sich nicht einmal viel macht, nicht mehr als höchstens 15 Kopeken (3 Groschen); für Dack-, Hasel- und Auerhühner nach demselben Verhältniß. Diese werden im Winter mehrentheils aus dem innern Ruß-

land, häufig aber auch von Bauern aus dem Lande selbst, in Menge nach den Städten gebracht. Eben so billig wird das einheimische und zahme Federvieh gekauft. Bey strengem Froste kommen auch viele geschlachtete Schweine, von vorzüglich kleiner Art, aus Pohlen nach Riga, von welchen das Stück gewöhnlich zwey oder drittehalb Rabel kostet. Alles hingegen, was den Gaumen reizt, ohne ein Landesprodukt zu seyn, und das feine Gewürze, muß gleichsam mit Geide aufgewogen werden. — Das Bier ist vortrefflich, es mag in der Stadt oder auf dem Lande auf den Gütern gebraut seyn. Von den letztern wird vieles in die Städte verkauft. Man konservirt es im Sommer in Eiskellern, welche jedes Gut und viele Bürger an ihren Häusern haben. Fremde, welche nicht zuvor in warmen Zimmern die Eiskälte von demselben haben abschlagen lassen, haben sich durch den übereilten Gebrauch desselben schwere Krankheiten, und sogar den Tod zugezogen. Man verschickt vieles davon in Fässern, oder auf Boutheillen gezogen und in Körbe verpackt, nach England, Spanien und Portugall, wo es noch schöner wird. — Die Weine, welche getrunken werden, sind: alter Franz, Medok, Rheinwein, Vin de Rhone, Petit-Burgunder, Malaga, auch Champagner, Linnell und Muskateller; gute, ächte Waare, aber wegen der hohen Zölle außerordentlich theuer.

Die Begriffe, die man sich im Auslande von dem Russischen Ukasewesen macht, beruhen gro-

ßentheils auf unrichtigen Vorstellungen. Man glaubt, es existirten gar keine festen Gesetze und Rechte, und alles beruhe auf willkührlichen und von Zeit zu Zeit ergehenden Verordnungen. Dieß ist falsch. Es giebt allerdings, wenigstens gewiß in Lief- und Ehstland, das mich hier allein angeht, in vielen Stücken einerley feststehende alte Gesetze: doch ist auch in manchen Dingen ein merklicher Unterschied sichtbar, so daß man ein zwiefaches Recht, das Liefändisch und das Ehstländische, und wenn man auf die Städte sieht, noch ein drittes, das Stadtrecht, welches aber in der neuen Stadtordnung der Kaiserin Katharina II. einige wesentliche Veränderungen erlitten hat, findet. Aber auch die Städte folgen nicht durchgängig alle einerley Gesetzen, ausgenommen in den von Zeit zu Zeit publicirten Senats- und Zimmändi-Ukase *). Es besitzt auch weder Lief- noch Ehstland eine ganz vollständige Sammlung aller seiner noch gültigen Rechte, so wie etwa Preußen einen Codex Fridericianus hat; es ist dieß auch vor der Hand noch nicht möglich, wegen der noch immer von einer Zeit zur

*) Ukase ist ein jeder landesherrlicher Befehl. Erfolgt er vom Senate oder einem andern Reichscollegio, so heißt er eine Ukase schlechtbin. Rührt er namentlich oder ausdrücklich vom Beherrscher her, und ist von demselben eigenhändig unterschrieben, so heißt er eine Zimmändi Ukase.

andern hinzukommenden neuen Gesetze und Polizeyverordnungen. Doch giebt es einige Sammlungen, die einen großen Theil derselben enthalten, die aber zum Theil nur noch geschrieben und blos einzeln im Drucke vorhanden sind. Diese bestehen: 1) In dem alten Land- und Ritterrechte von dem Bischofe Albert im Jahre 1228, das 1539 zu Rostock im Drucke erschien. 2) In dem Schwedischen Landrechte, welches schon 1442 publicirt und nach einigen Veränderungen und Verbesserungen von Karl XI. bestätigt wurde. Es ist auch ins Deutsche übersetzt und 1709 gedruckt worden. Jetzt wird nur in wenigen Fällen darnach geurtheilt. 3) In Liefländischen Landesordnungen, die schon 1671 mit Bewilligung der Ritterschaft durchgesehen und vom Könige bestätigt wurden. In der Gestalt, wie sie noch jetzt gelten, wurden sie erst 1707 zusammen getragen und gedruckt. Sie machen einen Quartband von 778 Seiten aus und betreffen Polizey-, Kirchen-, Justizsachen u. s. w. 4) In dem Ehstländischen Land- und Ritterrechte. Es ist nicht im Drucke erschienen, sondern blos in Abschriften vorhanden, macht einen mäßigen Quartband aus und ist noch jetzt in Ehstland bey vielen Richtersthühlen die Norm, nach welcher in Justiz- und Polizeysachen gesprochen wird. Im Jahre 1718 wurde es von neuem revidirt und besteht aus 6 Büchern. 5) In dem Stadtrechte und der neuen Stadtordnung. In Riga galt

sonst das Gothländische und in Reval das Lübeckische Stadtrecht mit einigen Veränderungen. Das Schwedische Stadtrecht, welches Gustav Adolph 1618 drucken ließ, ist auch ins Deutsche übersetzt und 1709 im Drucke erschienen. Seit der neuen Stadtordnung von Katharina II., deren ich im dritten Abschnitte mit mehreren gedenken werde, wird wenig mehr nach dem alten Stadtrechte gesprochen. Dagegen hat 6) die Schwedische Kirchenordnung, welche Karl XI. 1687 durch den Druck bekannt machen ließ, noch jetzt in beyden Gouvernements ihre volle Gültigkeit als eine Norm in Kirchen- und Consistorialsachen.

Außer diesen eigentlichen Gesetzbüchern und neben denselben gelten aber auch noch Usancen, (alte herkömmliche Gebräuche) Präjudicate, (Entscheidungen im Voraus) Privilegien, das alte römische Recht, in subsidium juris, besonders aber, seitdem das Land unter Russischer Herrschaft ist, Ukasen, Verordnungen von den höchsten Collegien des Reichs und den obersten Richtersthühlen des Landes, vorzüglich des Generalgouvernements in Riga und des Gouvernements in Reval; endlich auch Befehle und Publicationen in einzelnen Fällen. Unter allen diesen von Zeit zu Zeit ergehenden Gesetzen haben keine eine solche Autorität, und bey keinem wird auf eine so genaue, ja buchstäbliche Vollziehung gesehen, als bey den Ukasen. De-

sonders sind die Kronbeamten in der Beobachtung derselben äußerst pünktlich, obgleich jetzt nicht mehr in so übertrieben hohem Grade wie ehemals. Folgende Beispiele sind der Beleg davon. Als der Fürst D—ly Gouverneur in Riga war, kam eine Kasse, welche die Thore der Festung im Sommer Schlag 9 Uhr zu schließen, und die später ankommenden Briefe vermittels einer Winde im Felleisen, über den Graben in die Stadt zu ziehen gebot. Einst als ein Kaufmann in seinem Gartenhause eine Fete gab, und der Plazmajor, der dazu mit eingeladen war, das Thor bis zu Endigung derselben, gegen ein Douceur, nur sperren ließ, kam die reitende Post nach 9 Uhr an, fand das Thor offen, ritt in die Stadt und gab ihr Felleisen auf dem Posthause ab. Es befanden sich Briefe an den Gouverneur darin, die ihm sogleich eingehändigt wurden. Auf Befragen, warum er sie so spät erhalte, erfuhr er, daß die Post erst nach 9 Uhr angekommen wäre. Außerst erschrocken schickte er die Briefe zurück mit dem Befehl, daß sie wieder in das Felleisen gepackt, der Postillion damit zur Stadt hinausreiten, das Thor ohne Zeitverlust hinter ihm verschlossen, und das Felleisen, laut Verordnung, über den Graben in die Stadt gewunden werden solle. — Bald darauf erschien eine Kasse, die bey Strafe der Knute *) das Zobelstehlen untersagte. Obgleich

*) Die Knute ist eine äußerst schmerzhaftige Strafe, die daher bey groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe

dies Verbot sich nur auf Sibirien und die angränzenden Länder bezog, so ließ es doch der Gouverneur auch

vertritt, welche letztere in Rußland ganz aufgehoben ist. Eigentlich heißt Knute im Russischen eine jede Peitsche, besonders aber diejenige, welche zur Bestrafung großer Verbrecher gebraucht wird. Sie besteht aus einem 2 Schuh langen harten Riemen von der Dicke eines Thalers, der oben 8, und unten 3 Linien breit ist. Dieser ist an eine sehr starke geflochtene Peitsche befestigt und durch eine eiserne Zwinge mit einem kleinen elastischen Eisen verbunden; der Stiel ist 1 Fuß 2 Zoll lang, die Länge des ganzen Strafwerkzeugs 5 Fuß 5 Zoll, und das Gewicht $\frac{1}{2}$ Pfund. Ein geschickter Scharfrichter kann mit demselben, wenn er Befehl dazu hat, den Missethäter mit 6 bis 8 Hieben auf die Seite und längst dem Rückgrad herab, tödten. Der Verfasser sah in Néval einen solchen Unglücklichen, der einen Mord begangen hatte, mit 200 Hieben knuten. Der Scharfrichter band ihn an einen schief stehenden Pfahl, trat, ehe er zuschlug, einige Schritte zurück, und ließ nun im Sprunge den schweren Riemen auf den Rücken des Verbrechers mit solchem Nachdrucke fallen, daß schon bey dem sechsten Hiebe das Blut floß. Er traf jedesmal auf eine andere Stelle, und der Missethäter hielt, ohne zu sterben, die 200 Hiebe aus, welche das Urtheil mit sich brachte. Er wurde hierauf mit einem eisernen Stempel, auf dem das Wort vor, d. h. ein Mörder, Räuber ic. steht, an Stirn und Händen gebranntmarkt, die Stellen mit Schießpulver eingerieben, wodurch sie unverfügbar werden, und sodann in die Bergwerke nach Nertschinssk abgeführt.

in Riga anzufragen und ernstlich andeuten, sich darnach zu richten.

Zur Bekleidung bedient man sich theils deutscher, theils Russischer Zeuge und Waaren. Vermittelte Personen tragen gern lauter ausländische Fabrikate vom Hute bis zu den Stiefeln und Schuhen, welche letztere wenigstens von deutschen Meistern gefertigt seyn müssen, wenn auch Russisches Leder dazu ist. Alles, was von den Russen an Tuch, Leinwand, Leder, wollenen und seidenen Zeugen u. s. w. zur Bekleidung fabrizirt wird, ist zwar sehr wohlfeil, wird aber wegen seiner schlechten Qualität und geschmackloser Form von wenig Deutschen, kaum von den allerärmsten getragen. Alles, was deutsche Fabrikanten liefern, hat mehr innern Werth, Dauer, Geschmack und Eleganz, ist aber eben deswegen außerordentlich, gewöhnlich um 30 bis 40 Prozent theurer. Alle ausländische Sachen und was zum Putz und Luxus gehört, sind zum Theil noch überdieß mit einem sehr hohen Zoll belegt, zum Theil gänzlich verboten. Das Pelzwerk des gemeinen Mannes ist wohlfeil; alles feine Rauchwerk aber weit theurer als in Danzig, Hamburg und Leipzig. Zur Ursache davon giebt man an, daß die Russischen Kaufleute und Schleichhändler sehr viel desselben als Contrebande über die Gränze bringen. Die Zölle sind im Allgemeinen sehr hoch, und bey der Visitation wird ohne Ansehen der Person mit der äußersten

Strenge verfahren. Einst hatte man in Riga durch Spione in Erfahrung gebracht, daß die Generalin von B —, eine Dame von Geburt und Rang, sich in Warschau mit kostbaren Brabanter Spitzen versehen habe. Sie hatte sie, um den hohen Zoll zu ersparen, um ihren Leib gewickelt und trotzte so jeder Untersuchung. Allein in Polangen am Gränzzollamte wurde sie angehalten: der Officier nöthigte sie sehr höflich, aus dem Wagen zu steigen, und bat um Vergebung, daß er denselben müsse visitiren lassen. Als man nichts fand, fragte man geradezu: ob sie keine Brabanter Spitzen bey sich habe? — Sie läugnete standhaft und berief sich auf die geschehene Untersuchung. Mit aller Höflichkeit ersuchte sie der Officier, in ein kleines Zimmer zu treten, und sich von der Kammerjungfer entkleiden zu lassen. Als sie sich dessen weigerte, drohete er, daß er Mittel in Händen habe, sie dazu zu zwingen und zeigte seinen Befehl vor, mit der Bemerkung, man wisse schon, daß sie Spitzen bey sich habe. Sie mußte sich es endlich gefallen lassen, die Spitzen unter dem Busen hervorzu ziehen und abzuliefern, worauf man sie ruhig weiter fahren ließ, ohne ihr ferner etwas zu Leide zu thun.

Ich halte hierbey eine Anmerkung für fremde Reisende nicht für überflüssig. Sobald ein Fremder die Russische Gränze betritt, (und dies geschieht, wenn

man zu Lande aufkommt, bey Polangen *); zu Wasser, in jedem Hasen), wird er genau, bisweilen sogar bis auf die Taschen durchsucht. Auf den sogenannten Postirungen und Gränzzöllen befinden sich Visitatoren und Soldaten zu deren Bedeckung. Hier muß man sogleich die Börse vorzeigen, und Alles, was von Russischem Gelde darin ist, nimmt das Zollamt als Contrebande zu sich. Kein verarbeitetes Gold und Silber, kein Russisches Geld, darf weder ein- noch ausgeführt werden. Jeder Reisende darf von allem, was er etwa an Gold und Silber zu seinem täglichen Gebrauche nöthig hat, nicht mehr als ein Stück bey sich führen, wenn er das übrige nicht dem Zollamte Preiß geben will, z. B. nur eine Uhr, einen Löffel, eine Dose, ein Paar Schnallen u. dgl. Bey der Abreise meines Freundes A — aus Riga mußte er alles, was er an Silbergeschirre im Gebrauche hatte, verkaufen, um gegen Confiscation sicher zu seyn.

Das Reise fuhrwerk und die Fuhrleute sind von mancherley Art. Die besten Fuhrleute sind unstreitig die Russen. Immer heiter und lustig pfeift der Fuhrmann, sobald er seinen Sitz besteigt, und singt den Nationalgesang, der nur aus wenig Tönen besteht, einfach und sehr charakteristisch ist. Sie fah-

*) S. Herrn von Kozebue merkwürdigstes Jahr meines Lebens, 1ster Theil, gleich im Anfange.

ren sicherer, schnellerer und wohlfeiler als die Deutschen, Letten und Ehsten, welche letztere ohnehin nicht anders als mit Erlaubniß oder auf Befehl ihres Herrn ihre Pferde vermietthen dürfen. Bey guter Schlittenbahn kann man von Reval bis Petersburg, — bey nahe 50 deutsche Meilen, — in 24 bis 30 Stunden, von Reval nach Pernau, — 20 Meilen, — in 10 Stunden, von Riga bis Mitau, — 7 Meilen, — in 3 bis 4 Stunden fahren. Sie haben ihre Pferde so abgerichtet, daß eins immer in starkem Trabe und das andere im Gallop läuft. Ihr Fuhrwerk ist sehr leicht und ungemein bequem, wenn auch nicht allemal für den darin Sitzenden eben sehr sanft. Das gewöhnliche, welches man *Ribitka* nennt, ist leicht, ohne alles Eisenwerk und zur Hälfte mit einer sauber geflochtenen Korbdecke, oder mit Matten, Wachstuch und grober Leinwand versehen. Außer demselben bedienen sie sich auch noch der *Troschen*, welches ebenfalls ein leichtes, vierrädriges, aber offenes Fuhrwerk ist, in der Form eines Kanapees, dessen Sitz auf den Schwungbäumen ruht, ganz niedrig und zu 2, 3, 4, auch mehr Personen eingerichtet ist. Man sitzt mit dem Rücken an ein Polster gelehnt, in der Queere darauf, und damit man vor dem Bespritzen des Rothes und Wassers gesichert ist, sind über den Rädern sogenannte Rothflügel angebracht, d. i. keine über eiserne Stangen angespannte lederne Decke. — In Riga ist auch noch ein gewöhnliches Fuhrwerk,

was man eine Butte nennt, das aus von Weibern geflochtenen Sizen besteht, die auf Schleifen ruhen. Ihrer bedienen sich nur gemeine Leute.

Ueber die Gärten und die Gärtnerey habe ich schon hier und da beyläufig etwas erwähnt. Prachtgärten und sonstige Lustparke, die sich durch Größe und Anlage auszeichnen, findet man nicht viele: blos die beyden Kaiserlichen in Riga sowohl als in Reval, der Vietinghoffsche in Riga und einige, welche Privatpersonen gehören, ingleichen die Gärten mehrerer einzelner Edelleute auf dem Lande, sind werth, daß man sie besieht. Die Gärten bey Schloß Lode, in Neuoberpahlen, auf Jaggowal, in Alama, (letzterer dem Herrn von Rosenthal gehörrig,) sind mit unter die schönsten zu rechnen, welche ich gesehen habe. Die Gärtnerey in den Städten wird fast ausschließlich von den Russen getrieben. Mist, Schnee und Eis häufen sich in den Gassen zu einer Elle hoch an; bey Thauwetter wird diese Masse gebrochen, und was nicht auf der Düna Platz findet, auf bestimmte wüste Plätze vor den Thoren gefahren. Beym Ausgange des Winters kommen Russische Bauern viele hundert Werste weit her, umzäunen diese Plätze, graben das Land um, und in wenig Wochen siehet man die nutzbarsten Küchengewächse. Neigt sich der Sommer zu Ende, so brechen sie ihre Zäune ab, geben sie bis auf das künftige Jahr in Verwahrung, und reisen mit einem Erwerb von 80

bis 100 Rubeln in ihre Heimath zurück. Diese immer reisenden Russen sind fast die einzigen, welche sich mit der Gärtnerey abgeben, und nur von ihnen kann man in den Städten Gartengewächse erhalten. Ueberhaupt muß man den Russen das Lob beylegen, daß sie die arbeitsamsten, unverdroffensten und genügsamsten Menschen von der Welt sind. — Auf dem Lande in den Gärten der Edelleute und Prediger wird theils durch deutsche Gärtner, theils durch gelehrte Leibeigene im Obst-, Gemüß- und Blumenbau alles geleistet, was man unter jenem Himmelsstriche fordern kann. Sogar die feinem Gemüse, Früchte und Gartengewächse, Spargel, Blumenkohl, Melonen und Arbusen, (Wassermelonen) Kirschen u. dgl. werden in Menge gezeugt, ja hier und da auch Aprikosen, freylich mit Hülfe der Treibhäuser. An allerley Beeren, Erd-, Him-, Stachel- und Johannisbeeren, Berberitzen u. s. w. ist ein Ueberfluß.

An Lustbarkeiten und Vergnügungen von mancherley Art fehlt es so wenig in den Städten als auf dem Lande. Den Bewohnern der erstern gewährt der Sommer ein sehr begränztes Vergnügen; am wenigsten genießen ihn die Kaufleute, die sich alsdann ihren Geschäften eifrig widmen, weil die Schifffahrt offen ist. Um so mehr halten sie sich im Winter durch Stubbs, Concerte, Bälle, Schauspiele und Schlittenfahrten schadlos. Letztere sind zwar nicht glänzend, aber sehr angenehm, weil

man viele Meilen weit über Land und Eis fährt. Zwar wird oft die Bahn durch die vielen tausend Schlitten aus Lief- und Ehstland verborben; ist sie aber eben, so macht man einen Weg von 2 bis 3 Meilen in 4 bis 6 Stunden hin und zurück, und hat sich noch ein Paar Stunden divertirt. Es kommen Reisende in Schlitten von Petersburg nach Riga, Reval, Pernau u. die Montags früh ausfahren, und Mittwochs in Riga zu Mittag speisen, ungeachtet dieser Weg auf der Landstraße über Reval und Pernau 100 deutsche Meilen beträgt. Doch fahren auch viele den kürzern durchs Land über Dorpat, der etwa 80 Meilen ausmacht. Auf dem Lande ist das Schlittenfahren noch weit häufiger, denn da wird im Winter gar keine Reise, sie sey nahe oder fern, anders als mit Schlitten gemacht. Man fährt mit Schlitten in die Städte 18 bis 20 Meilen weit; mit Schlitten von einem Gute auf das andere, und dieß oft in ganzen Karawanen mit der Familie und Koch, Bedienten, Mädchen und Hofmeister; mit Schlitten in die Kirche und auf das Pastorat zu einem Mittagsessen oder Kaffee. Kurz das Schlittenfahren gehört weit zu den wesentlichsten Vergnügungen Lief- und Ehstlands.

Weil der Sommer kurz ist, so sucht ihn fast jedermann auf die bestmögliche Art zu genießen. Man geht mit der Zeit während desselben; man will ihn ganz erschöpfen und des Genusses recht satt wer-

den, daher ist der Hang der dortigen Einwohner zum ländlichen Vergnügen sehr stark. Die Wintergesellschaften dauern zwar auch im Sommer fort, aber sie werden minder zahlreich besucht, und durch häufige Reisen und Spazierfahrten aufs Land unterbrochen. Die schönsten, von keinen kalten Abenden und Windschauern unterbrochenen Tage, an welchen die Heiligkeit und Heiterkeit des Himmels bis 11 und 12 Uhr, ja die ganze Nacht hindurch dauert, währen eigentlich nur vom Anfange Juny bis zum Ende July, und daher sucht man, so viel wie möglich, diese schönste Jahreszeit zu genießen. Täglich finden sich daher in den Städten Lustparthieen, die in den umliegenden Gärten, Höfchen und Trakteurhäusern zu Abend speisen, wobey man nicht sowohl auf wohlfeiles, als auf gutes und anständiges Traktement siehet. Wer keine nahe Sommerwohnung oder keinen Garten hat, überhaupt die unbemitteltern Klassen von Einwohnern, die es an den theuren Orten nicht mitmachen können, miethen sich gewöhnlich mit ihren Familien einige Wochen, auch wohl den ganzen Sommer, bey einem Bauer ein, wo sie wenigstens ein Obdach finden. Oft treten bey solchen Landparthieen mehrere Familien zusammen, und suchen sich durch die frische Landluft für den vorigen langen Winter zu entschädigen. Ihre Lebensmittel nehmen sie dann jedesmal mit, wenn sie hinausfahren, oder lassen sich dieselben, wenn es nicht weit von der Stadt ist, durch einen Boten oder

die Magd täglich hinaus bringen. Sonntags sind dann die Städte gemeiniglich entvölkert. Alt und Jung, Verheirathete und Ledige, Mannspersonen und Frauenzimmer, selbst das Gefinde nicht ausgenommen, — alles fährt dann ins Grüne. Die Miethfuhrleute werden öfters schon 3 Tage vorher bestellt. Kein Pferd bleibt im Stalle, keine Equipage ist mehr zu haben. Gegen Abend ist das Gedränge, zumal bey Riga, vor den Thoren unbeschreiblich groß; denn Alles muß den Sonntag wieder nach Hause, weil die Geschäfte der Schiffahrt und des Handels gleich am andern Morgen wieder alle Hände in Bewegung setzen. Wenn aber auch nur der Zweck der Erholung und des Vergnügens allemal erreicht würde! — Allein man versteht die Sommerlustbarkeiten und die Freuden des Landlebens selten recht zu benutzen. Die Herren verspielen und die Damen verschlafen da die meiste Zeit: denn spazieren fahren mögen sie wohl gern, aber nicht spazieren gehen, weswegen sie auch oft den ganzen Winter nicht vor das Thor kommen. Was aber ihre Gesundheit bey solchen Landparthieen mehr schwächen als stärken muß, ist der unmäßige Genuß einer Menge Speisen und Getränke, die dabey immer das Hauptbedürfniß sind. Der Appetit ist ohnehin im Freyen immer vorzüglich; durch das stete Schaukeln, Wasserfahren, Regelschieben, Herumschlendern &c. wird er noch mehr verstärkt, und so ist es begreiflich, daß wohl eher

die ungebundene freye Lebensart, die sie hier führen, als der wirkliche Reiz des Landlebens, die Städter hinaus ins Freye treibt; sonst wüßte ich nicht, wie sie oft in einer waldigen, übrigens ganz iden Gegend, in einem elenden räucherigen Bauernhause kampiren könnten. Da entzückt sie jedes Grassälzchen, jeder Baum, jedes Gesträuch und Flüßchen, ja selbst die Mücken und Fliegen, welche sie arg genug plagen, die Heuschrecken und Grillen, die ihnen die Ohren voll zirpen. Ich habe selbst einmal eine dergleichen Landparthie mitgemacht. Eine elende, schwarze, ungedielte Bauernstube, aus der die Einwohner einstweilen während der Aernthezeit weggezogen waren, die bloß durch die ausgehobene Thür und ein Fensterloch erleuchtet wurde, in der weder Stuhl, noch Tisch, noch Bank recht ganz waren, war der Aufenthalt am Tage. Des Nachts schliefen alle in einer Kiege (einer Art kleiner Scheunen, in welcher das Getreide getrocknet wird, die daher auch ganz schwarz und räucherig sind,) wie die Schaafte im Stalle. Da wimmelte alles durch einander, groß und klein, alt und jung, verheirathete und ledige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, wobey es nicht immer so ganz züchtig herging. Dabey wurde man von Mücken, Flöhen, Fliegen, Grillen und andern Insekten jämmerlich zerstoßen und gequält. Dennoch fand man den Aufenthalt herrlich, angenehm, zum Begeistern schön. Wie indessen zu Hause die Wirth-

schaft stehe, ob die Geschäfte pünktlich fortgehen und die Erziehung der Jugend nicht darunter leide, dieß sind die geringsten Fragen und Bekümmernisse, wenn man sich nur divertirt.

Weit angenehmer, reiner und voller genießen die Gartenbesitzer den Sommer; aber freylich entschwindet ihnen auch diese schöne, flüchtige Jahreszeit desto schneller. Kaum beginnt das junge Gras hervorzusprossen und einen grünen Teppich über die Erde zu verbreiten, kaum entlockt die Wärme dem fruchtbaren Boden neue Keime, kaum brechen die Knospen der Bäume zu Anfange des Mays in junge Blätter hervor; so steht auch schon Alles nach ein Paar Wochen in voller Blüthe, ja eine einzige warme Nacht bewirkt oft den schnellsten Hervortrieb. Dafür fällt aber auch die Blüthe schneller wieder ab, als sie sich entfaltet. Der starke Trieb der Vegetation bringt die jungen Früchte schnell zur Reife; und kommt diese, so ist auch der Garten nicht mehr der Ort, wo man gern ganze Tage und Nächte hinbringt, sondern man sucht dann schon wieder lieber den warmen Ofen. So kurz demnach die Gartenlust auch ist, und so viele Hindernisse ihr das Klima in den Weg legt, so wird sie jetzt doch immer allgemeiner und man hat schon hübsche, große Gärten, besonders für den Obst- und Gemüßbau. Das letztere erwartet aber noch seine rechte Kultur, weil man es weit wohlfeiler von den Russen kauft. Unter den Obstarten hält man den

Erdbeerapfel, den Birnapfel, welcher Gestalt und Geschmack von der Birn hat, und eine Art klarer durchsichtiger Aepfel, welche die Russen Naltiwü, vollgeoffene Aepfel nennen, weil sie voller Saft sind, für die besten. Die letztern heißen auch Astrachaner oder Eisäpfel, und werden bisweilen so durchsichtig, daß man die Kerne zählen kann, wenn man sie gegen die Sonne hält. Die vorzügliche Güte dieser Aepfel schreibt man dort den heißen Tagen und den darauf folgenden kalten Nächten zu. In wiefern diese Angabe gegründet sey, kann ich nicht sagen. Uebrigens müssen diese Aepfel gleich vom Baume weg gegessen werden, da sie am besten schmecken: läßt man sie lange liegen, so werden sie mehlig und halten sich noch weniger als jedes andere dort gezogene Obst.

Unter den Lustgesellschaften in Riga, welche eine beständige Dauer hatten, zeichneten sich besonders zwey aus. Die eine war eine Jagdgesellschaft, welche im Sommer und im Winter bey einem Gastwirth eine Meile von der Stadt an der Petersburgischen Straße, ihr Verkehr hatte. Die Jagd ist in dem Stadtgebiete für jedermann frey; daher fanden sich viele Liebhaber ein, denen es jedoch mehr um das Vergnügen der Gesellschaft, als um Wild zu thun war. — Die andere Gesellschaft bestand aus Kaufleuten, die ihr Verkehr in dem Hause eines Letten, Namens Lapping, hatten; daher hieß sie auch die Lappinggesellschaft. Ob sie noch jetzt besteht, zweifelte ich. Ihr

Versammlungsort lag an einem spiegelhellen See, wo sie eine Schaluppe zu Wasserspazierfahrten, einige kleine Kanonen, um Gesandten abzufeuern, einen schönen Speisesaal, einen Koch, nebst den nöthigen Materialien zum Essen, Trinken, Schlafen und Spielen, unterhielt. Von dieser Gesellschaft, die übrigens immer in den Schranken der Ordnung und Anständigkeit blieb, hatten viele arme Leute Nahrung und Unterhalt, und durch sie breitete sich viel Wohlstand unter das dasige Landvolk aus. Dergleichen Zusammenkünfte gab es mehrere, die aber gegen diese beyden klein und unbedeutend waren.

Clubbs werden wöchentlich zwey gehalten; der eine heißt der schwarze Haupt- der andere der Damenclubb. Auf dem erstern, welcher auf dem schwarzen Haupterhause gehalten wird, erscheinen bloß Mannspersonen, welche spielen, lesen, Tabak rauchen, trinken und zu Abend speisen; auf dem letztern ist das Rauchen, wie billig, untersagt, dagegen wird getanzt. Außer diesen giebt es noch mehrere kleinere Wintergesellschaften. Das Haus der blauen Garde z. B. und viele Privathäuser dienen wöchentlich etlichemal zu dergleichen Zusammenkünften, wobey gespielt und soupirt wird. Selbst in einigen Gartenhäusern werden wöchentliche Winterclubben gehalten. Endlich entstand in Riga ein Clubb, der wohl nirgends in der Welt mehr seines gleichen hat, es müßte denn in Petersburg oder London seyn. Ein

kluger Kopf verfiel darauf, das ganze glänzende Publikum in eins zusammen zu ziehen. Es wurde ein neuer Plan zu einer Clubbgesellschaft entworfen, welche täglich in dem großen Concertsaal, den der geheime Rath und Senateur von Vietinghoff bey seinem neuen Spernhause mit hatte erbauen lassen, ihre Vergnügungen finden könnte. Man nannte diese Zusammenkunft die Rigische Muse. Nur Personen von Vermögen, Stande, Ansehen und feinen Sitten waren Theilnehmer daran. Die ersten Unternehmer und Mitglieder behielten sich es vor, über alle, die sich dazu melden würden, zu ballottiren. Die Aufnahme kostete 15 Thaler; für Essen und Trinken bezahlte man besonders. Man wählte vier Direktoren, welche die Rechnung führten und auf gute Ordnung sahen. Ihre Gesetze waren musterhaft. Wenn man die geringste Spur von Trunkenheit anmerken konnte, der wurde von einem der Direktoren gebeten, die Gesellschaft zu verlassen. Um 10 Uhr des Abends mußte sich jeder nach Hause begeben; wer länger bleiben wollte, zahlte für die erste Stunde 1 Thaler, für die zweyte 2 Thaler u. s. f. Die Damen fanden sich fast täglich bey dieser Gesellschaft ein. Die Zahl der Mitglieder belief sich schon im ersten Jahre auf 325, worunter die angesehensten Männer waren. Außer diesen hatte an Ball- und Maskeradetagen jedermann die Erlaubniß, gegen Erlegung des Eintrittsgeldes, Theil an dem Vergnügen zu nehmen,

Bedienten und ihres gleichen ausgenommen. — Concer te und Redou ten werden abwechselnd wöchentlich einmal gegeben. Ersteres ist durch die in Gehalt stehenden Künstler sehr gut besetzt; außerdem tragen Dilettanten zur Vervollkommnung desselben durch ihre Begleitung unentgeltlich bey. Desteres sind auch Privatconcerte. So viel Kenntniß und Geschmack indessen auch in Riga in dem musikalischen Fache anzutreffen ist; so giebt es doch auch Personen, die nur bloße Nachbeter darin sind, und mehr guten Willen als Einsicht verrathen. Concerte, von durchreisenden Virtuosen gegeben, verursachen große Kosten, und hätten sie nicht gewöhnlich eine besonders reichliche Einnahme, so dürften sie auf keinen Vortheil rechnen.

Die gewöhnliche Musikbegleitung kostet für jede Person einen Dukaten, und die sogenannte Harmonie, die aus sechs Personen besteht und die eigentlichen Stadtmusikanten ausmacht, setzt ihren Preis zu 2 Dukaten für jede Person, weil sie wegen Flöten, Fagotten, Oboen u. s. w. bey einem vollständigen Concerte unentbehrlich ist.

Das Schauspielhaus ist, wie bereits erwähnt worden, auf Kosten des geheimen Raths und Senateurs von Vietinghoff, welcher der Unternehmer aller Winterlustbarkeiten ist, (ich weiß aber nicht, ob er jetzt noch lebt,) schön und geräumig erbauet, mit guten Dekorationen versehen, auch hat es eine glänzende Garderobe: aber die Schauspieler

sind größtentheils nur mittelmäßig. So lange Brandes der Directeur war*), wurden die schönsten Stücke, sowohl im Lust- als Trauerspiele, in Operetten und Balletten gegeben, und das Theater hatte vortreffliche Spieler. Jedermann abonuirte; das ganze Publikum ward theatralisch, und die Liebhaberey am Komödienwesen verdrängte fast allen Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen. Es wurde im Winter wöchentlich 4 Mal, im Sommer aber nur 3 Mal gespielt. Weil Brandes das Directorium nicht lange behielt, so übernahm der Herr von Vietinghoff selbst die Sorge der Direction, und setzte das kostbare Werk zwey Jahre lang auf eigene Rechnung fort. Allein ungeachtet aller seiner angewendeten Kosten und Sorgfalt konnte er es nie zu einem besondern Grade von Vollkommenheit bringen. Er ward es endlich überdrüssig, und übergab es auf billige Bedingungen den beyden Schauspielern Koch und Meyer mit allem Apparat und Decorationen. Da nun Brandes mit seiner Frau und Familie nicht Lust hatte, als bloße Akteurs zu dienen, so ging er weg. Meyer und Koch gaben dem Herrn von Vietinghoff von jeder Vorstellung 10 Procent ab, und setzten nun die Unternehmung auf eigene Rechnung fort. Bald aber trennten sie sich. Koch ging nach Frankfurt am Mayn und Meyer hatte die ganze Last der Decorationen, die er

*) Man vergleiche dessen Lebensbeschreibung.

für 6000 Thaler gekauft hatte, auf sich. Das Publikum zog sich zurück und das Theater stand leer. Es ist mir unbekannt, was aus Herrn Meyer geworden, ob er fortgegangen, oder bey der sich nachher neu bildenden Gesellschaft geblieben ist.

Auch in Reval fehlt es an keinerley Art von Lustbarkeiten und Vergnügungen, sowohl im Sommer als im Winter. Den oben beschriebenen Aufenthalt zur Sommerszeit auf dem Lande haben die Revaler mit den Rigaern gemein, und erlustigen sich eben so sehr wie diese im Grünen bey einer buschichten, waldigen Gegend, in dem elendesten Bauernhause. Da sie ein jovialischer lustiger Schlag Leute sind; so wissen sie sich auf allerley Art die Zeit zu vertreiben und einen guten Tag zu machen. Außer den öffentlichen Vergnügungen auf Bällen, Medousten, in Clubben und Concerten, die fast einzig auf dem schwarzen Haupterhause gehalten werden, besuchen sie fleißig die Gärten außerhalb der Stadt, darunter ich nur den Gamperschen, Trinklerschen und Korneliuschen, Charlottenthal und Löwenruh nenne, und mancherley Lusthöfe, wo Schaukeln, Billiarde, Wasserfahrten, Regelsbahnen, vornämlich aber gutes Essen und Trinken zu finden ist, dergleichen Katharinenthal, Wittenshof, Lüders Höfchen etc. sind. — In den Clubben herrscht, wie fast überall in dergleichen Zusammenkünften, auch hier der Spielgeist, der gar häufig die

häusliche Glückseligkeit zerstört, wenigstens derselben höchst nachtheilig ist, weil sehr hoch gespielt wird, und vielfältige Klagen von Seiten der Weiber über ihre Männer erzeugt, die kaum der Zeit erwarten können, ehe sie in den lieben Clubb kommen und zu Hause alle Geschäfte darüber versäumen, während die Weiber sich einem kummervollen Nachdenken überlassen und manchemal an dem Nothwendigsten Mangel leiden. Der Clubben sind hier dreyerley: der adeliche, der bürgerliche und der schwarze Haupterclubb. Man findet auf denselben die glänzendsten Gesellschaften von Herren und Damen; es wird getantz, soupirt, und an Erfrischungen aller Arten, an kalten und warmen Getränken, ist ein Ueberschuß. Der letztere dieser drey Clubben ist der besuchteste, denn er besteht aus 3 bis 400 Personen von allen Ständen, Officieren, Kaufleuten, Gelehrten, Civilbeamten u. s. w. Stolz, Steifheit und lächerliche Etikette sind ganz aus dergleichen Assemblies verbannt, im Gegentheil könnte es in mancher Hinsicht nicht schaden, wenn man die Höflichkeit etwas mehr respektirte und im Umgange nicht zu nachlässig wäre. Außer dem Spiel wird in den taglichen Abendsversammlungen auch gelesen und geraucht, zu welchem Ende auf einem besondern Tische Zeitungen und Journale liegen. Man spricht hier seine meisten Bekannten aus der Stadt und vom Lande, und kann als ein unbefangener Zuschauer und stiller Beobachter

unbemerkt und ohne Zwang herumgehen, sitzen oder stehen. Alle Mittwoch ist Concert und alle 4 Wochen Ball, wofür der jährliche Beytrag 8 Rubel ist, dafür jedes Mitglied das Recht hat, eine Dame mitzubringen oder einzuführen. Das letztere ist gewöhnlicher; denn selten holen die Herren die Frauenzimmer im Hause ab, sondern stehen meistens in gedrängten Haufen im Saale an der Thür, um sie da zu empfangen und in den Saal zu führen. Sie bringen sie zu einem der Stühle, die an den Wänden gereihet sind und entfernen sich darauf mit einer Verbeugung. Nach einer Weile kommen sie dann wieder, fodern sie zu einer Polonoise auf, die man sehr gern tanzt, weil wenig Kunst und nur gesunde Füße dazu erfordert werden, und überlassen sie sodann wieder ihrer eignen Unterhaltung. Ein Fremder, der mit der Etikette unbekannt ist, wird sich vielleicht zu ihnen setzen und sie unterhalten, oder mit ihnen scherzen wollen. Aber da kommt er schön an! Ja und Nein ist alles, was er zur Antwort bekommt, und Verschämung sitzt auf allen Gesichtern. Er ist in Verlegenheit und glaubt sich verachtet; allein die ernsthaften Mienen gehören hier mit zum Tone und verlieren sich bey einem tête à tête.

Die Polonoise ist der Lieblingstanz aller Revaler und Revalerinnen. Sie ist mehr einem Umgange als einem Tanze ähnlich; denn indem der Vortänzer seine Dame bald an der rechten, bald an der linken Hand,

durch den Saal nach allen Richtungen, bald längst den Wänden, bald um die Pfeiler in der Mitte, herumführt, folgen ihm alle Paare mit einem hörbaren Schleifen der Füße, aber ohne taktmäßige Bewegung, maschinenmäßig nach. Der Zuschauer hat da die schönste Gelegenheit, im Vorbeydeffiren die Gesichter zu beobachten, die meist ohne allen Ausdruck und ohne Grazie sind. Die Musik ist das beste bey diesem Tanze, der auch wohl deswegen mit so beliebt ist, weil man ihn ohne große Ermüdung und sonderliche Anstrengung den ganzen Abend hindurch tanzen kann. Daher kann man sich auch bey den alten Damen nicht besser einschmeicheln, als wenn man sie zu einer Polonoise auffodert. So ganz kann man es den alten Damen nicht verdenken, daß sie diese kleine Bewegung lieben: aber wenn auch junge Leute diesen Tanz zwey ganzer Stunden mit Vergnügen und ohne lange Weile tanzen können, so gehört wohl eine gute Portion Phlegma dazu, um ihn auszuhalten, da schon dem Zuschauer die Geduld dabey vergeht. Nach acht Uhr macht ein Trompetenstoß der Polonoise ein Ende, da denn ein Contretanz beginnt, dem die Quadrillen folgen. Ueber diesen brechen oft Handel aus zwischen den Officieren von der Flotte und den Kaufmannsbienern, daher in den neuern Zeiten die Einrichtung getroffen ist, daß ein jeder, der einen oder mehrere Contretänze tanzen will, zu Anfange des Balls seinen Nahmen aufschreibt, und dann durch das Loos

eine bestimmte Nummer erhält. Daß durch diesen Zwang das freye gesellige Vergnügen gestört wird, ist natürlich; aber dennoch fallen oft Zänkereyen vor. Die Bräderschaft der schwarzen Häupter glaubte daher, diesem Unfuge dadurch ein Ende zu machen, wenn sie den Namen des schwarzen Häupterclubbs in Einigkeitclubb umtaufte. Allein auch hierdurch ward der Zweck nicht erreicht, und es entstehen noch immer dann und wann unter den verschiedenen Ständen Streitigkeiten, so daß die Einigkeit nicht selten uneinig wird. In diesem Falle tritt der Vorsteher *) auf, gebietet Friede und Ordnung, und schlichtet nach fruchtlos abgelaufenen Vorstellungen, vor einer besondern Commission, die aus einigen Mitgliedern besteht, die Sache der streitenden Partheyen. — Gegen Fremde ist man übrigens ungemein höflich, und macht sich ein Vergnügen daraus, sie einzuführen, zu unterhalten und bekannt zu machen. Länger als 12 Uhr darf keiner bleiben, die Balltage ausgenommen, wo bis 4 Uhr getanzt wird.

Das Theater, welches vor mehreren Jahren nach dem Plane des Herrn von Kozebue in Reval

*) Er führt den Titel: erkobner Aeltester, woraus man, wie ich glaube schon erwähnt zu haben, nach einem dortigen Provinzialism durch Zusammensetzung im gemeinen Leben einen Korn-Eister macht: ein Name, der jeden Ausländer anfangs in Verwunderung setzt.

errichtet wurde, und unter anderer Direction noch jetzt besteht, gewährt den Revalern ebenfalls vieles Vergnügen. Es verbindet außer diesem Hauptzwecke mit der Bildung des Geschmacks noch eine edle Wohlthätigkeit, indem das Abonnement- und Eintrittsgeld, nach Abzug aller Unkosten, für die Armen bestimmt ist, und oft hat der Ueberschuß in einem Jahre 900 bis 1000 Rubel betragen. Nur ist zu bedauern, daß auch durch dieses Vergnügen nicht selten die Ruhe und Glückseligkeit in Familien gestört und manches brave häusliche Weib zu einer Theaterprinzessin und galanten Dame umgebildet wird. Vor dieser Errichtung des neuen Liebhabertheaters wurden zuweilen von herumziehenden, mit unter höchst elenden Gesellschaften, Stücke aufgeführt. Nachdem aber Herr von Kozebue, der um Revals Aufklärung so viel Verdienst hat, unter den Einwohnern dieser Stadt den Geist und die Liebe für diese edle Kunst erst einmal geweckt und gestärkt hatte, verbesserte er auch ihren Geschmack und munterte zu einem Nationaltheater auf, das auch unter seiner Leitung zu Stande kam. Er schrieb selbst viele Stücke, die er hier aufführen ließ, noch ehe sie in Deutschland durch den Druck bekannt wurden. Auch in der 6 Meilen von Reval entfernten kleinen Kreisstadt Baltischport bildete sich ein Liebhabertheater nach dem Muster des Revalschen. Seitdem wurden Lust- und Trauerspiele an beiden Orten aufgeführt. Eine aus Petersburg angekom-

mene deutsche Truppe gab auch Operetten und Ballette, und eine brennende Liebe für beyde bemächtigte sich nunmehr aller Revaler. Man abonuirte, bat die Schauspieler zu Tische, unterstützte sie, gab ihnen Söhne und Töchter in den Musikunterricht, sogar der Gouverneur nahm einen zum Lehrer seiner Kinder an. Kotzebue war indessen von Reval weggegangen und die Dillysche Schauspielergesellschaft angekommen, worauf mehrere einzelne neue Schauspieler aus Deutschland verschrieben wurden. Sie gab einige Vorstellungen, fand bald Beyfall, und da das Revalsche Publikum, aus Furcht vor langer Weile in den einförmigen Winterabenden, gar zu gern ein stehendes Theater haben wollte; so wurde auf Betrieb des Gouverneurs, des Commandanten und einiger andern angesehenen Personen, bald eine Summe von mehr als 12000 Rubeln durch Aktien zusammengebracht, mit deren Hülfe man diese Gesellschaft einstweilen etablierte. Dieß Capital hoffte man durch den Ertrag des gelöseten Geldes bald wieder zu erhalten und noch obendrein zu gewinnen: aber die Rechnung war ohne den Wirth gemacht und die ganze Speculation schlug fehl. Das neue Theater, die Decorationen, die Garderobe, die starke Gage der Schauspieler, das Reisegeld für die neu verschriebenen Spieler, verursachten der Kasse beträchtliche Kosten, und mithin gleich anfänglich einen empfindlichen Stoß. Sie kam zwar durch den ersten starken

Zulauf wieder etwas zu Kräften, aber der Sommer, der alle Revaler wie die im Winter eingesperrten Vögel ins Freye lockt, machte der Theaterlust ein Ende. Zum Unglücke kam der Todesfall der Kaiserinn Katharina II. dazu, da alle Schauspielhäuser ein ganzes Jahr geschlossen werden mußten. Die Kasse nahm in dieser Zeit nichts ein, und der Sold der Schauspieler ging gleichwohl immer fort. In dieser Lage akfordirten die Unternehmer mit Grüner, der nunmehr, da Madam Dilly nach Braunschweig zurück gereiset war, die Direction übernahm.

Er etablierte bald, durch Verabschieden einiger Schauspieler und Verschreiben neuer, ein neues Theater, das noch einige Zeit fort dauerte. Außer ihm, Heinze und Madtstädter, der ehemals mit seiner Familie in Weimar spielte, befand sich kaum ein erträglicher Schauspieler unter der ganzen Truppe. Den meisten Beyfall gab das Publikum, dessen Urtheil und Geschmack freylich noch nicht reif sind, dem Herrn Christel, einem großen baumstarken Manne, der eine starke Stimme hat, im Affekte übertreibt, mehr karrikaturmäßig spielt und gewaltsam deklamirt. Dadurch verdrängt er alle Natur, und man sieht mehr auf seine Person als auf seine Rolle, wodurch alle Täuschung verloren geht. Das Betragen des Publikums im Schauspielhause ist auch nicht das anständigste. Es entsteht bisweilen ein solcher Lärm und ein solches Getöse, daß man kaum ein Wort ver-

sehen kann, und bey den rührendsten Stellen lacht und klapscht man als wie über die größte Possen. Da auch die lieben Revaler große Freunde der Musik sind, so lieben sie darum auch keine Art von Schauspielen mehr als Operetten. Daher werden in Reval meistens Operetten, wenige Lustspiele und selten ein Trauerspiel aufgeführt, und in demselben jeder Sänger, jede Sängerinn, wenn sie auch noch so elend singen, von dem lieben Publikum mit lautem Beyfall beehrt. Die Musik dabey ist sehr mittelmäßig, denn außer 6 bis 8 Stadtmusikanten machen nur wenige Liebhaber das kleine Orchester aus. Indessen war man zufrieden, bis sich vor ein Paar Jahren auch der kleine Rest der stehenden Schauspielergesellschaft vollends zerschlug, das Publikum sich zurückzog, die Mitglieder sich trennten, und theils nach St. Petersburg gingen, theils nach Deutschland zurückkehrten. Das Theater stand nun eine Zeitlang wieder öde und verlassen, und die ganze Herrlichkeit hatte, zum nicht geringen Verdrusse der lieben Revaler, die so gern Zerstreuung suchen, für diesesmal ihre Endschaft erreicht. Doch wurde unter dem Schutze des jetzigen Gouverneurs Langel endlich wieder ein neues Liebhabertheater zu Stande gebracht, an welchem aber der Herr von Kozebue, der indessen nach Deutschland gereiset und nach Wien als Director des dasigen Theaters berufen worden war, keinen Antheil hatte. Die Mitspieler waren: Herr von Knorring, Sec-

retär Ahlbaum, Herr Huek, Wetterstrand, Professor Reutlinger, Sekretär Arvelius, Riesenkampf, Herr von Reimers, u. a. m. Die Schauspielerinnen sind: Frau von Knorring, von Reimers, Fräulein Krusenstiern, Madame Huek, nebst noch einigen andern, deren Namen ich nicht weiß. Jetzt ist auch dieses Theater auf den Strand gerathen und die Revaler sehnen sich sehr nach einem neuen. —

Der Adel in Lief- und Ehstland macht bey weitem die respektabelste Klasse unter den Einwohnern dieser beyden Provinzen in politischer und staatsbürgerlicher Hinsicht aus. Viele Familien desselben gehören unter die ältesten Deutschen und Schwedischen Häuser, und haben vortreffliche Staatsmänner, tapfere Helden, würdige Gelehrte und edle Menschen hervorgebracht. Manche sind auch dem Auslande als Männer von Talenten, Ansehen und Verdiensten, als einsichtsvolle Vertheidiger der Menschen- und Bürgerrechte, bekannt geworden, und es giebt noch immer einzelne durch Geist und Herz sich auszeichnende edle Männer, deren Wissen und Kenntnisse auswärts prangen und ihrem Vaterlande Ehre machen würden, wenn sie geneigt wären, als Schriftsteller aufzutreten. Diese verdienen unsere ganze Hochachtung und Verehrung, gesetzt, daß sie auch ihre Größe

fühlten, und aus dem Gefühl wahrer innerer Vortrefflichkeiten einen gewissen edeln Stolz blicken ließen. O könnte ich dieß von allen sagen! dürfte ich doch kein aber hinzufügen! — Allein leider muß ich mit der traurigen Vorklage kommen, die mit Recht jeden Menschenfreund betrüben wird, daß nur ein kleiner Theil des daffigen Adels den Stempel adelicher Verdienlichkeit und wirklich edler Gefinnungen und Handlungen an der Stirne trägt, daß man kaum von einem Drittel desselben sagen kann: sie sind wahrhafte Adelige, geachtet an Herzen und durch Grundsätze, gleich groß und edel unter ihren Unterthanen, als glänzend in Assemblies und als Redner vor dem Throne oder auf dem Landtage. Mit Bedauern sage ich es noch einmal: klein ist ihre Anzahl; meine Feder weigert sich, da ich viele Jahre lang so viel Gutes in jenem Lande genossen habe, aber auch so oft Zeuge von schauderhaften Greueln und willkürlichem Wüthen gegen unglückliche, von der härtesten Leibeigenschaft gedrückte Menschen gewesen bin; es unzähligemal mit angesehen habe, wie man die geheiligtesten Menschenrechte mit kühnem Spotte und höhrender Verachtung zu Boden getreten, und dem schenslichsten Eigennutze alles Gefühl für Moralität, Rechtthun und Pflicht aufgeopfert hat; — meine Feder weigert sich, sage ich, und ich fühle mich von gerechtem Unwillen entzündet, wenn ich daran denke, und neben jenen edeln, würdigen Männern, die vielen faulen, verächtlichen, brutalen

Mitglieder dieses Standes aufstellen, und ihre Härte, Bedrückungen, Barbareyen und Tyranneyen, ihren Stolz, ihre Abgeschmacktheiten, ihre lächerliche Art von Ehre, nach der strengsten Wahrheit schildern soll. Ich werde mich daher begnügen, nur im Allgemeinen etwas über den Adel in diesen Ländern, die Landgüter und das Recht sie zu besitzen, hier zu sagen.

Der Adel, wenn er durch Verdienste erworben ist, verdient unsere ganze Hochachtung und Aufmerksamkeit. Ist er wirklich ein Vorzug, und soll er in den Augen der Mitbürger einen Werth haben, so muß er auf Tugend und verdienstliche Handlungen gegründet seyn. Vorzüge müssen Verdienste belohnen; sie dürfen nur diejenigen Individuen auszeichnen, welche sich derselben würdig gemacht haben, so wie die Strafe und Verachtung nur allein den Schuldigen treffen muß. Sich den Preis der Tugenden eines andern zueignen, ist eben so ungerecht, als Bestrafung für ein Verbrechen leiden, das man nicht begangen hat. Diese höchst gerechten und wegen ihrer Evidenz allgemein geltenden Grundsätze werden von dem Erbadel gänzlich verkannt oder bey Seite gesetzt, und ihre Verachtung äußert sich in der Meinung, welche die Erblichkeit des Adels annimmt, und denselben bloß der Geburt wegen, die höchsten Aemter und Würden des Staats und solche Vorzüge ertheilt, welche nur der Lohn des Verdienstes seyn sollten. Dieser so unpolitische als unmoralische Vorzug, der

Zeiten der Blindheit, der Gewaltthätigkeit und Barbarey, die ihn schufen, so würdig, ist ein Eingriff in die Rechte anderer Menschen, die jenes Vorzugs beraubt werden, und eine Quelle unzähliger Uebel. Es kann keine Tugenden geben, wenn Belohnungen ausschließlich die Wohlthat einer gewissen Klasse der Gesellschaft sind, und wenn sie ihr nichts zu erlangen kosten, als die Mühe — geböhren zu werden. Daher rührt es wohl, daß in dieser Klasse des bürgerlichen Vereins wahre Tugenden und Verdienste seltener sind, als in andern Klassen, weil die Individuen, aus denen sie besteht, oft, ohne nur eine jener Eigenschaften zu besitzen, nicht minder belohnt, geehrt und vorgezogen werden. Wer diese abgeschmackte Verkehrtheit von Grundsätzen nützt, und wer nach dieser ungerechten Austheilung von Gütern, Aemtern und Ehrenstellen, die als ein Recht aufgestellt ist, dabey verliert, kann über das wahre Verdienst nur die schiefsten und falschen Begriffe, nur solche Grundsätze haben, die alles Recht verkehren und der Moral am nachtheiligsten sind. Diese theoretischen Wahrheiten bestätigen sich in Ländern, wo der Erbadel gilt, alle Tage durch die Erfahrung, und werden auch in Lief- und Ehstland, wo ein sehr zahlreicher Adel in dem Besitze des Landes, der leib-eignen Menschen und der höchsten Landesstellen ist, vor den Augen jedes nicht durch langen Umgang und Routine oder Eigennutz daran gewöhnten scharfen

Beobachters, durch die evidentesten Thatsachen bewiesen.

Indem ich hier, unter dem Gesichtspunkte, aus welchem ich den Adel betrachte, Wahrheiten aufstelle, die manchem neu vorkommen und gegen die allgemeine Meinung verstoßen werden, habe ich selbst den Liefländischen Adel zu ehren und als Männer zu behandeln geglaubt, denen ich muthig die Wahrheit vorhalten könnte, weil ich sie für fähig und stark genug hielt, dieselbe zu ertragen und ganz nackt anzusehen. Viele unter ihnen habe ich als meine Gönner und Freunde geehrt, denen mein Herz noch jetzt dankt, und laute Hochachtung und Verehrung darbringt. Es heißt aber, solche Männer der Schwachheit beschuldigen, sie als Kinder, als Kranke behandeln, es heißt, ihnen alle Selbstständigkeit, alle edle Triebe und Gefühle absprechen, es heißt, sie verachten, wenn man sie für zu schwach hält, das Lesen starker Wahrheiten auszuhalten.

Zuerst bemerke ich hier, daß unter dem hiesigen jungen Adel, im Ganzen genommen, wenig wahre Liebe, kein rechter Trieb und Eifer zu den Wissenschaften und einer gründlichen Erlernung derselben angetroffen werde, und ein Zurückstehen in der Bildung des Geistes bey den meisten sogenannten jungen Herren in die Augen springe. Außer mehreren Ursachen, in denen der Grund hiervon liegt, glaube ich eine in dem beynahe allgemein herrschenden Wahne

zu finden, daß die jungen Adlichen nur deshalb auf der Erde lebten, um die Güter ihrer Aeltern zu erben. Diese sonst schon bekannte Bemerkung hat der Verfasser während eines Zeitraums von 12 Jahren in einer Sphäre, die ganz besonders dazu geeignet war, den Adel genau kennen zu lernen, auch in Lief- und Ehstland bestätigt gefunden. Man zieht die jungen Herren zum Vergnügen und Wohlleben auf; sobald sie reden lernen, sind die meisten von ihnen in der Schule der Bedienten, den allerschlechtesten Erziehern unter der Sonne, wo sie früh verdorben, zur Unsitlichkeit und Zotencrifferey gewöhnt werden. Schon in der Wiege werden sie von diesen Leuten verderbt und zum Verkennen ihrer selbst und anderer verleitet; sie, die bestimmt sind, dereinst dem Staate zu dienen und an der Wohlfahrt desselben zu arbeiten, werden bloß zu ihrem Privatinteresse angehalten und gar häufig zum schändlichen Müßiggange angeführt, gleich als wären sie nur zum Essen und Trinken geboren, und andere ehrliche Leute nur deswegen da, um ihnen zu dienen und sie zu ehren. Menschen, die groß, verehrungswürdig und erhaben geboren zu seyn glauben, deren Ruhm schon in den Windeln ihrer Mütter erworben ist, die, sie mögen ihr ganzes Leben hindurch thun, was sie wollen, gleichwohl diese Erhabenheit, diese Größe bis in den Tod behalten, und auf ihre Kinder eben so übertragen, wie sie dieselbe erhalten haben; solche Menschen haben eben so wenig

Seelengröße als Talente nothwendig. Da die Aus- bildung der Geisteskräfte, die Entwicklung der innern Fähigkeiten, eigentlich nichts zum Bestand des Adels, in soferne derselbe angebohren wird, beyträgt, und dieser bürgerliche Unterschied bloß der Materie anklebt; so glauben viele junge Adliche vom Troste dieser Kaste, es sey unnöthig, weder den Verstand aufzuklären, noch Kenntnisse zu erwerben, weder den Geist zu bilden, noch die Seele zur Tugend zu erheben. Junge Erben, die es wissen, daß sie einst viel Geld und Güter hinterlassen bekommen, verlassen sich nunmehr gänzlich auf diese oft so betrügliche Hoffnung, behandeln alles, was Ernst, Anstrengung und Eifer erfordert, Kavalierrmäßig, überlassen sich dem Nichtsthun, höchstens dem Romanlesen, der Dekonomie und Pferde-, Hunde- und Jagdliebhaberey. Wissenschaften, Künste, Kultur des Geistes und alle andere Verdienste und Vollkommenheiten, durch welche sie sich vor andern Menschen, über die sie sich oft weit erhaben glauben, auszeichnen sollten, halten sie für unnöthig oder überflüssig, theils, weil ihnen solche Gedanken nicht selten durch die Schmeicheleyen ihrer Bedienten eingeflüßt werden, theils, weil derselbe thörichte, eitle Wahn auch unter ihren Aeltern, ja zum Theil wohl gar unter ihren Lehrern herrscht. Solche verwahrlosete und in dergleichen albernen Einbildungen aufgewachsene Schwachköpfe taugen in der Folge freylich zu nichts weiter, als die

armen Bauern zu schinden, Bären- und Wolfsheken zu halten, Hunde zu dressiren, Pferde abzurichten, den Hasen und Füchsen nachzusetzen, und ihre Familien-Gelder, Güter und Häuser in ununterbrochener Reihe und Glied auf ihre Nachkommen fortzupflanzen.

Die nächste Folge dieser vernachlässigten Erziehung ist, daß solche junge aufgeblasene, dummdreiste Gecken in Gesellschaften die allererbärmlichste Rolle spielen, von nichts als von Pferden, Wagen, schlechten Wegen, Güterkauf, von der Jagd, Kapitalen und Interessen ic. zu sprechen wissen, und da, wo diese Kapitel nicht abgehandelt werden, die stumme Person machen und lächerlich werden. Gleichwohl sind dieß in den meisten hiesigen adelichen Gesellschaften die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung, wenn nicht Spiel, Tanz und Musik anderen Zeitvertreib gewähren. Die Kinder hören dieß mit an, und allmählig nimmt ihr Vorstellungsvermögen dieselbe Richtung: ihr ganzer Ideenkreis dreht sich um solche Dinge herum, sie gewinnen sie lieb, weil sie sehen und hören, daß die Erwachsenen sie lieben, hängen mit ganzer Seele daran, und diese ist nun für alle andere Eindrücke verschlossen. Kein Wunder also, wenn alle Vorstellungen eines vernünftigen Lehrers nichts fruchten; er redet in den Wind. „Ich brauche das ja nicht,“ denkt und sagt manches junge Herren, „ich kann ja einmal von meinem Vermögen, von meinen Gütern leben, wozu soll ich mich pla-

gen?“ und leider schweigen zu solchen Aeußerungen viele Aeltern stille. Hauptsächlich daher erkläre ich mir die Erscheinung, daß so wenig tüchtige Subjecte unter dem hiesigen Adel gezogen werden, die Lauheit und Gleichgültigkeit für Geisteskultur, Gelehrsamkeit, scientivische Bildung und intellectuelle Vollkommenheit. Mit solchen Gesinnungen gehen nun auch viele auf die Universität und kommen arm am Geiste, leer an Kenntnissen wieder zurück. Daher werden hernach die wichtigsten Landesstellen, Gerichte und andere zur Verwaltung der Justiz gehörige Posten mit Stümpfern, Unwissenden und Gecken besetzt, welche nun die Richter ihrer Mitbürger sind. Das Publikum seufzt, ist aber zu gutmüthig oder zu furchtsam, um Klage zu erheben, und — es bleibt bey'm Alten. —

Wer sind denn aber nun eigentlich diese Herren von Adel, welche wie die Aegyptischen Bey's das ganze Land beherrschen und die Eingebornen desselben, die Ketten und Eisten, unter dem Sklavendruck halten? — Abkömmlinge von einem Volke, das vor 600 Jahren den Ureinwohnern Land, Eigenthum und die goldne Freyheit raubte! Die meisten Deutsche, wenige Schweden, noch wenigere Russen, von den Eingebornen kaum 2 oder 3 Familien, deren Namen noch ihren Ursprung verrathen, Uexküll, Kosküll und Liesenhaußen. Alle diese machen die eigentliche Ritterschaft aus und gehören bloß durch

ihre Geburt zum Adel: doch werden auch andere Personen, die durch ein erhaltenes Diplom, einen Orden, oder durch Rang, Verdienste, vornämlich Kriegsthaten, und Amt, adeliche Rechte haben, obgleich ihre Namen nicht mit in dem Adelsmatrikel verzeichnet stehen, dazu gerechnet. Sie brauchen so wenig wie anderwärts durch Landgüter ansäßig zu seyn, auch eben keine Ahnenregister vorzuzeigen; wenn sie nur das Indigenat erhalten haben und im Matrikel stehen, so gehören sie zur Ritterschaft. Diese theilt sich in drey Corps, in die Liefländische, Ehstländische und Deselsche. Jedes Corps hat seine eignen Landräthe und Verfassung; jedes nimmt, unabhängig von dem andern, nach eignem Gefallen, neue Mitglieder auf; doch theilen sie in gewissen Fällen einander ihr Gutachten mit, und wer bey dem einen Corps das Indigenat erhalten hat, wird auch auf Ersuchen ohne Schwierigkeit von dem andern aufgenommen. Ehemals theilte sich der Lief- und Ehstländische Adel in Ritter und Landsassen. Zu den erstern gehörten alle die, welche in den Rittersbüchern zu Riga und Reval immatriculirt waren, wodurch ihr Adel anerkannt und bestätigt wurde, welches für 500 bis 600 Rubel geschah. Wer nicht aufgenommen wurde, hieß, ob er gleich von gutem alten Adel war, ein Landsasse. Ein solcher konnte zwar Güter im Lande besitzen, gehörte aber nicht zur Ritterschaft, hatte weder Sitz noch Stimme bey

den Landtagsversammlungen derselben und wurde gewissermaßen mit Geringschätzung behandelt, wenn er unter jene kam. Katharina II. hob diesen ärgerlichen Unterschied 1783 auf, und befahl, daß die Landsassen so gut wie die Ritter auf dem Landtage erscheinen und mitstimmen sollten. Allein die wenigsten machten von dieser Erlaubniß Gebrauch, und diejenigen, welche auf dem Ritterhause erschienen, wurden zu keinem Amte gewählt, weil ihre Parthey zu schwach war. Jetzt fängt man aber doch an, toleranter zu werden, und nach der neuen Adelsordnung von 1785 besteht das Wesentliche ihrer Verfassung in folgenden Stücken:

- 1) Der Adel ist in 8 Klassen getheilt. Jeder, der in Kaiserlichen Kriegs- oder Civildiensten steht und dadurch einen Rang oder Charakter hat, ist Edelmann und darf als solcher Güter im Lande besitzen. Jeder Gutsbesitzer hat, sobald er majorem ist, Sitz und Stimme auf dem Landtage und ist zu Aemtern wahlfähig. Wer aber kein Gut besitzt, darf zwar ungehindert auf dem Ritterhause erscheinen, wird aber nicht gewählt. Die altadelichen und sehr reichen Familien (deren aber nur wenige sind), werden gewöhnlich zu den höchsten und einträglichsten Landesstellen gewählt, haben den Vorzug bey Hofe in St. Petersburg und werden gewöhnlich als Deputirte in Landesangelegenheiten dahin ge-

schickt. Der Adel erbt fort, doch kann er auch durch Degradirung verlohren werden; aber keine Obrigkeit, kein Gericht kann jemanden des Adels berauben, nur der Monarch allein. — Auch Bürgern wird der Adel conferirt, wenn sie entweder dreyimal nach einander von ihren Mitbürgern zu Stadtämtern gewählt worden sind, oder wenn sie zur Klasse der namhaften Bürger gehören (d. i. die große Reichthümer, Verdienste und Geschicklichkeiten besitzen,) und deren Väter und Großväter auch zu dieser Klasse gehört haben, und sie anders selbst um den Adel anhalten.

- 2) An der Spitze der Ritterschaft steht das Landrathscollegium, ein Corpus von 12 durch Würde, Ansehen und Verdienste geehrten Männern, von denen jeder sein ihm angewiesenes Geschäft zum Besten der Provinz verwaltet. Katharina II. hob dieses Collegium auf und zog die demselben gehörigen Güter ein, wofür sie es durch den Titel wirklicher Staatsräthe, den sie den Mitgliedern desselben erteilte, zu entschädigen glaubte. Paul I. aber, dem die allgemeine Unzufriedenheit darüber bekannt war, setzte es in alle seine Rechte wieder ein. Durch dieses Collegium werden die vornehmsten Stellen des Landes besetzt, oder wenigstens durch seinen Einfluß die Candidaten vorgeschlagen, deren

Wahl alsdann vom Landtage abhängt und bestimmt wird.

- 3) Der Adel hat in beyden Provinzen das ausschließliche Recht, auf dem Lande Krüge und Wirthshäuser zu halten; das Monopolium der Branntweimbrennerey und Brauerey; die Post durch das ganze Land, welche aber weniger als jene Gerechtigkeiten einträgt; ferner das unumschränkte Recht, auf seinen Gütern nach Willkühr die Landwirtschaft einzurichten, Bauern einz- und abzusetzen, d. h. nach Gefallen ihnen ihr väterliches Gut und Land zu nehmen, es entweder für sich zu behalten oder es andern Leibeignen anzuweisen, und die so Beraubten auf eine wüste Stelle zu setzen, wo sie sich aufs neue anbauen müssen; ferner Handel zu treiben, doch nur mit den Landesprodukten; Kolonisten anzusiedeln; Flecken, Fabriken anzulegen; Ziegel-, Kalk- und Glashütten einzurichten; Mühlen, Krüge und Arbeitshäuser, so viel er will, aufzubauen; zu jagen und zu fischen u. s. w. Dafür hat er
- 4) nur folgende, sehr mäßige Auflagen und Abgaben zu entrichten: a) Die Kopfsteuer für seine Bauern, welche auf jeden männlichen Kopf jährlich 1 Rubel beträgt, und in einer Summe an das Kaiserliche Kreisgericht eingelie-

fert werden muß. Von den Erbleuten wird dafür kein Ersatz gefodert, weil sie es nicht bezahlen können; aber arbeiten müssen sie dafür desto mehr. Nur auf Krongütern müssen die Bauern das Kopfgeld selbst entrichten. b) *Magazin-Foru*, Hafer und Heu (sogenannten *Proviant*). Jedes Gut mußte nach Maaßgabe seiner Größe eine bestimmte Quantität, welche mehr durch die Art und Weise, wie sie gehoben wurde, als durch ihre Größe, lästig war (indem sie bisweilen 15 bis 18 Meilen weit transportirt werden mußte,) an die Kaiserlichen Magazine liefern, welche unter der Aufsicht eines *Proviantcommissars* stehen. Der Adel suchte oftmals um die Erlassung beyder Arten von Lieferungen an, und erbot sich, sie auf andere Art zu ersetzen. *Katharina II.* erließ ihnen den Heuproviant, und *Alexander I.* vor Kurzem auch die Kornsteuer. Die Einquartierung der stehenden Regimente im Lande auf den adelichen Gütern ist geblieben; doch sorgt die Krone für ihren Unterhalt. c) Die *Rekrutenaushebung*, welche der Adel immer für die drückendste Auflage gehalten hat. Sonst war er seit dem *Nystädter Frieden 1721* durch ein *Privilegium Peters I.* frey hiervon: nun muß er die Rekruten von seinen Erbleuten entweder in natura stellen, oder jeden Mann mit 500 Rubeln bezahlen. Auch die Städte müs-

sen *Rekrutengelder* erlegen, welche ungewohnte Auflage ihnen sehr verhaßt ist.

Daß es unter dem hiesigen Adel von jeher würdige und berühmte Männer gegeben habe, ist bekannt. Die neuesten Annalen der Geschichte und Politik nennen uns einen *General en Chef* von *Weimarn*, einen *Grafen von Siewers*, einen *Baron von Krüdenener* u. a. die an den Höfen großer Könige eine bedeutende Rolle als *Minister* gespielt haben. Noch jetzt haben sich viele in *Russischen* und auswärtigen Diensten durch *Einsichten* und durch *Tapferkeit* zu hohen *Ehrenstellen* emporgeschwungen, deren *Verdienste* die *Zeitgenossen* anerkennen. Zu bedauern ist nur, daß die meisten aus *Bequemlichkeit* und *Liebe zur Ruhe* oder zum *Ehstande* zu früh ihren *Abschied* nehmen und sich auf ihre *Landgüter* setzen, wo sie ihr Leben entweder *unthätig*, oder mit der bloßen *Beschäftigung* des *Ackerbaues* und der *Landwirtschaft*, oftmals sehr *unrühmlich*, hinbringen, *verwildern*, *verbauern* und für alle *feinere Gefühle* und *edelere Beschäftigungen* *abgestumpft* werden. Zum *Ruhme* gereicht es dem *Lief- und Ehstädtischen Adel*, daß er, mit *Ausnahme* weniger *Häuser*, von *eitler Einbildung* und *lächerlichem Stolze* gleich weit entfernt ist, und sich dadurch so *vortheilhaft* von dem *deutschen Zwiesel* beladelt unterscheidet. Durch *Gastfreundschaft*, *Höflichkeit*, *zuvorkommende Gefälligkeit* und *Herablassung*

sung weiß er die Herzen der Niedern zu gewinnen und sich Achtung zu verschaffen. Möchte er diese rühmlichen, ihn so hoch adelnden Gesinnungen und Handlungen nur auch gegen seine Leibeignen an den Tag legen! — An die Erziehung ihrer Kinder wenden die Herren viel, und scheuen keine Kosten, wenn es darauf ankommt, einen Lehrer zu verschreiben. Manche übernehmen auch selbst die Mühe, ihren Kindern Bildung und Unterricht zu geben. Eigner Fleiß, Lesen, gute Gesellschaften, das der Erziehung so günstige Landleben, ersetzen meistens, was an Talenten, Fähigkeit und Geschicklichkeit fehlt. Man findet auf dem Lande die angenehmsten Gesellschaften, da es dort mit zum guten Tone gehört, einander aus der Ferne und in der Nähe öfters zu besuchen, und mehrere Tage, ja Wochen lang zusammen zu bleiben.

Der Adel ist hier allezeit sehr zahlreich gewesen und vermehrt sich noch jetzt von Jahr zu Jahr, obgleich der Kriegsdienst, die eigentliche Laufbahn und Bestimmung des Adels, einen ziemlichen Theil desselben aufreißt. Die Familien Stakelberg, Baranoff, Liesenhausen, Wrangel u. a. m. zählen in ihren verschiedenen Zweigen und Stämmen auf 30 lebende männliche Nachkommen. Besonders zahlreich ist das weibliche Geschlecht, das in jeder Gesellschaft sich zum männlichen wie 3 zu 2 verhält, daher auch Fräulein aus den wohlhabendsten und besten Häusern an Personen bürgerlichen Standes,

z. B. an Professoren, Doctoren, Aerzte &c. verheirathet werden, ohne Nachtheil ihres Ranges oder ihrer Ehre, am liebsten an Landprediger, die an Einkünften, Achtung und Ansehen gar oft dem Edelmann gleich sind. Auf Reinheit des Geblütes und der Familien wird hier eben nicht mit ängstlicher Wachsamkeit gehalten: daher gelten auch die Ahnen wenig, die mancher auch nicht aufzuweisen hat. Besonders hat seit der neuen Statthalterschaftsverfassung von 1783 das lächerliche Hirngespinnst der Ahnensucht zur Freude aller Nichtadelichen einen gewaltigen Stoß erlitten, so daß jetzt jeder für 4 — 500 Rubel den Adel bekommen kann, und nun als Adlicher Güter besitzen darf, wodurch er zugleich mit Sitz und Stimme auf dem Landtage bekommt. Der Esprit du corps glimmt inzwischen dessen ungeachtet noch immer fort, und gleicht so ziemlich dem Geiste dieser Klasse in andern Ländern. Zwar äußert er sich nicht immer auf dieselbe auffallende, plumpe Art wie bey vielen armseligen Rittern und Gnädigen in Deutschland, England und weiland Frankreich, aber ganz frey davon ist auch der Lief- und Ehstländische Adel bey allen seinen übrigen Vorzügen nicht. Wir wollen uns nicht darüber wundern, da der Mensch immer und überall sich gleich bleibt: auch gilt diese Behauptung nicht als allgemeine Regel, sondern leidet gar sehr ihre Ausnahmen.

Der Luxus, der sich in einem vorzüglichem, bisweilen übertriebenen Maße von Wohlleben und Pracht äußert, und nicht selten in die Sucht zu glänzen ausartet, hat auch hier bey dem reichern Adel seinen Thron aufgeschlagen. Nicht bloß daß sich die Herren ihr Leben auf dem Lande sehr angenehm zu machen wissen, daß abwechselnde Besuche, Schlittenfahrten, Jagdpartien gemacht, Schmausereyen, Bälle u. s. w. angestellt werden; so arten diese geselligen Freuden in vielen Häusern auch in übermäßige Schwelgerey und unnöthigen Kostenaufwand aus. Die Gastfreyheit hierbey verdient alles Lob; engherzige Einschränkung und ängstliche Berechnung der Kosten fällt den meisten gar nicht ein: aber das verdient Tadel, daß es immer einer dem andern in Pracht, Wohlleben, Equipage, Livree ic. zuvor zu thun sucht; auch ist dieß so ziemlich allgemein herrschender Ton. Im Ganzen lebt der hiesige Adel mit mehrerem Anstande, Pracht und Gemächlichkeit als der deutsche Landadel, er kann es auch eher, da ihm seine leibeignen Unterthanen alles herbeychaffen müssen. Während diese entbehren und darben, leben ihre Herren alle Tage köstlich und in Freuden. In wohlhabenderen und vorzüglich gastfreyen Häusern wird fast das ganze Jahr hindurch des Besuchens kein Ende. Manche ärmere, zumahl unverheirathete Edelleute quartieren sich bisweilen auf mehrere Wochen auf die Güter ihrer Freunde und Verwandten ein, ohne beschwerlich zu

fallen und mit scheelen Augen angesehen zu werden. Man nennt dieß auf der Wurst herumfahren, weil es in ältern Zeiten vorzüglich im Advent zur Schlachtzeit geschah. Aber auch fremde Gäste sind zu jeder Zeit willkommen und finden Tisch und Nachtlager. Selbst bey dem ärmern Adel ist diese schöne Sitte im Gebrauch, wie denn Liebe zur Geselligkeit überhaupt ein charakteristischer Zug aller Lief- und Eysländer ist. Dabey lebt man so ungebunden als möglich und ist überall wie zu Hause, ohne Zwang und Complimentsucht. Keiner darf den andern genieren; jeder hat seine Freyheit, zu thun und zu lassen, was er will, so wohl bey der Tafel als außer derselben, im Besuch- und Theezimmer so gut als wie im Schlaf-, Gast- und Billardzimmer, im Sale wie auf dem Hofe oder im Garten. Daher gefällt es auch den Ausländern so wohl in Liefland, daß sich selten einer wieder wegsetzt. Sie gewöhnen sich nach und nach an diesen Ton, nehmen ihn ebenfalls an, und in kurzer Zeit siehet man bey ihnen im Kleinen dasselbe Bild der fröhlichen Geselligkeit und Gastfreundschaft, was jene Häuser im Großen darstellen.

Zu dem Leben und Geschmacke des Liefländischen Adels machen die Freuden der Tafel einen Hauptbestandtheil aus, und sind nebst dem Spiel die vorzüglichste Lockspeise zu fleißigen Besuchen. Man rühmt die Küche, den Keller und Tisch in einem Hause weit und breit, und wo gut gegessen und getrunken wird,

da scheuet man weder Wege, Wetter, noch Entfernung, um sich öfters einzufinden. Auf vielen Gütern wird eine Hauskapelle von deutschen oder leibeigenen Musikanten gehalten und vielmals unter Tafelmusik gespeist. Geburts-, Nahmens- und andere Familienfeste werden unter großen Schmausereyen und allerley Feyerlichkeiten vollbracht, auch wohl durch das Abfeuern kleiner Kanonen und Luftfahrten oder Wettrennen noch glänzender und geräuschvoller gemacht. Vor der Mahlzeit nimmt man gewöhnlich ein Schälichen, d. h. ein Glas Liqueur oder abgezogenen Branntwein mit einigen Bissen von kalten Speisen, Lachs, Wurst, Hering, Schinken u. dgl. Die Tafel ist fast immer so besetzt, daß man nicht zu erröthen braucht, wenn unvermuthet Gäste dazu kommen; auch werden selten bestimmte Schmausereyen gehalten, auf die man anderswo zum Voraus gebeten wird und sich ein Vierteljahr vorher darauf freuet. Wer kommen will, der kommt, und Gäste sind zu jeder Zeit, auch ungebeten, gern gesehen und werden eben so gut bewirtheet, als wenn sie sich drey Tage zuvor hätten melden lassen.

Die meisten Landgüter haben eine sehr reizende und romantische Lage an einem See oder Flusse, bekränzt von dem Saume eines Birken- oder Tannenwaldes. Ihre Frequenz hängt von der Gastfreyheit des Besitzers, oder von der Nähe und Weite einer lebhaften Landstraße ab. Das Hauptgebäude ist jetzt

vielfältig im neuern, verbesserten Geschmack von Steinen aufgeführt, mehrentheils zwey Stockwerk hoch, bisweilen mit Pavillons versehen, hier und da aber auch noch von Holz, aus über einander gelegten Balken gebaut und mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Von außen verspricht ein solches Haus freylich nicht viel; aber die innere Eleganz und hübsche Einrichtung, von der man bey dem Eintritt sehr angenehm überrascht wird, bringt einem bald auf andere Gedanken. Viele Güter liegen am Seestrande und gewähren eine übersaus prachtvolle Aussicht auf das Meer und die vorbeysegelnden Schiffe; mehrentheils liegt bey solchen ein Boot bereit für Liebhaber, die Luftfahrten machen, oder sich mit dem Fischfange vergnügen wollen. Andere haben das Recht, einen Jahrmarkt in ihrem Gebiete zu halten, eine abermalige reiche Quelle zu Zerstreunungen, Feten und Schmausereyen, wobey es nicht an Gästen aus der Nähe und Ferne fehlt. Bey diesen Gelegenheiten sehet man vorzüglich den Equipagen- und Livreeluxus. Mancher Edelmann kommt mit einem Englischen oder Petersburgischen Wagen, der 1200 bis 1500 Rubel gekostet hat, einen Zug von sechsen davor, der ihm nicht für 1000 und mehr Rubel feil ist. Manche halten 30 Pferde auf dem Stalle und 2 Kutscher, ohne die Reitknechte und Stalljungen. Seine Bedienten nimmt der Adel fast ohne Ausnahme von seinen Leibeignen, die ihm weniger kosten und treuer sind als die Deutschen. Nothwend-

bigkeit und Sitte machen das Halten vieler Leute zum Bedürfnis. Schlägt einer nicht ein, so wird ein anderer aus dem Dorfe genommen und so lange dressirt, gestoßen und gescholten, ja geprügelt, bis etwas aus ihm wird. Auf solche Art hat ein Edelmann von seinen Erbrenten Spielleute, Friseur, Balbiere, Schuhmacher, Weber, Kutscher, Köche, Schneider, Böttcher, Tischler, Näh-, Platt- und Wäscher-mädchen u. s. f. die ihm alle äußerst wohlfeil zu erhalten und zu kleiden sind. Bisweilen verkaufen sie einen solchen tüchtig ausgelernten und geschickten Menschen für 500 Rubel, und lassen an seine Stelle einen andern von vorne anfangen.

Das Innere des häuslichen Lebens und der ehelichen Glückseligkeit vollkommen darzustellen, ist bey einem Stande, wo Convenienz, Interesse, Familienverhältnisse und andere Rücksichten so oft das eheliche Band schließen, eine äußerst schwere Aufgabe. Doch auch darüber wenigstens ein Paar Worte. Im Ganzen herrscht in den meisten Häusern des Adels auf dem Lande, wo die zarte Pflanze der häuslichen stillen Freuden ohnehin eher gedeiht, als in volkreichen und üppigen Städten, zwischen Mann und Frau ein gutes, sanftes, liebevolles Vernehmen, und man hört nur selten von Unfrieden oder Ehescheidungen etwas. In vielen Familien findet man das wahre Bild ehelicher Glückseligkeit, eine gute Kindererziehung, Treue und Gehorsam der Dienstboten gegen

ihre Herrschaften, die von der mildern und menschlichen Behandlung der letztern gegen die erstern abhängt. Die Lasterchronik nennt freylich auch mehrere Häuser, wo zwischen den beyderseitigen Ehegatten täglich Auftritte vorkommen, die den Hausfrieden stören, zumal wenn sich der Herr Gemahl in dem gehofften Vermögen der lieben Hälfte getäuscht findet. Unzufriedenheit, Kaltstinn und Untreue pflegen dann die gewöhnlichen Folgen davon zu seyn. Mancher Edelmann hält sich auch wohl in dem Falle aus seinen leibigenen Mädchen eine oder mehrere Beyschläferinnen, und läßt die mit ihr erzeugten Kinder ohne Bedenken vor den Augen seiner Gattinn als Zeugen seiner Untreue am Hofe herumgehen, oder in den Dörfern unter den Bauern erziehen. Sind sie erwachsen, so verheirathet er sie oft, wenn es Mädchen sind, an deutsche Handwerker, Küster, Bediente, macht ihnen eine große Hochzeit und gibt ihnen eine reichliche Ausstattung: sind es Knaben, so läßt er sie eine Profession lernen, braucht sie zu seinen Bedienten und verheirathet sie hernach ebenfalls auf das vortheilhafteste.

Der Grad der Moralität, Kultur und Aufklärung des hiesigen Adels gehet aus den bisher entworfenen Zügen ziemlich deutlich hervor. Im Allgemeinen sehet er auf keiner niedrigeren Stufe der Politur und Ausbildung als der deutsche Adel. Vieles Reisen, der Aufenthalt in der Residenz, Studieren auf deutschen Universitäten, schon der oftmalig sehr

gute Unterricht durch Hauslehrer, wobey der Adel keine Kosten scheuet, sehr angenehmer gesellschaftlicher Umgang, fleißiges Lesen, haben vielen einen Anstrich von Bildung und Verfeinerung gegeben, der Fremde in Verwunderung setzt, und bey dem deutschen Adel nur selten in dem Maaße gefunden wird. Gleichwohl hat diese Bildung noch nicht diejenige Humanität hervorgebracht, die sich in einer menschlichen Behandlung der Leibeigenen an den Tag legt. Auch ist durch alles Studieren, Lesen und Reisen nur bey einigen wenigen Einzelnen eine wahre Liebe zu den Wissenschaften und ächte Sittlichkeit geweckt worden. Das gegenwärtige Streben, den Musen einen Sitz im Lande einzuräumen, ist mehr das Werk der Nothwendigkeit, der Staatsklugheit und der Zeitumstände, erklärbar aus dem Geiste des Jahrhunderts, dem Gange der Mode und der wohlberechneten Speculation, was dadurch für Summen im Lande bleiben und an Grundsätzen gewonnen wird. Die meisten glauben noch immer genug gethan zu haben, wenn sie Sprachen, Mathematik und Musik zu ihrem Geschäfte machen. Dennoch muß ich zur Ehre des dasigen Adels versichern, was ich schon mehrmals gesagt habe, daß es unter demselben Männer giebt, die jedem Lande Ehre machen würden. Ich darf nur einen Kreismarschall von Hellwig, den Kammerherrn von Beyer, den Grafen von Manteuffel, den Landkammerath von Anorring, den Kreismarschall von Bre-

wern, den Landrath von Baranoff, den Grafen von Meugden, den Kreismarschall von Bock, den Kammerherrn von Liliensfeld, u. a. m. anführen, über welche im ganzen Lande nicht nur eine Stimme über ihre Rechtschaffenheit und ihren edeln moralischen Charakter, sondern auch über ihre Kenntnisse und praktischen Talente ist. — Andere kommen mit guten Grundsätzen und Maximen, mit dem besten Herzen und Willen, das Loos ihrer Unterthanen erträglicher zu machen, von Universitäten und aus fremden Ländern zurück. Sie machen auch wohl einen glücklichen und gesegneten Anfang in dem schönen Werke der Reformation und Herstellung der Menschenrechte auf ihren Gütern. Kaum sind sie aber wieder ein Paar Jahre unter ihrem vaterländischen Himmel, bey ihren Stammgenossen, unter ihren Bauern, so wirkt das verderbliche Beyspiel wie ansteckend auf sie zurück, erregt einen schädlichen Rückfall und reißt sie im Strudel mit den übrigen dahin, woher sie gekommen waren. Sie entschuldigen sich dann gewöhnlich mit dem Gemeinspruche: was in Thesi noch so schön klinge und thunlich scheine, sey nicht allemal in Praxi ausführbar. Hierzu kommt noch die Meinung, der Bauer müsse mit Strenge behandelt werden; sein Dichten und Trachten sey böse von Jugend auf; bey solchen Kanavillen richte man mit Güte nichts aus. Durch das Interesse geleitet haben die meisten auch folgende zwey Maximen angenommen, die sie oft im

Munde führen: „Man muß den Bauer in Religions- und Rechtsfachen nicht aufklären, ihn nicht klüger machen, als er ist.“ Und: „man muß seinen Erwerb mit seiner Arbeit in ein solches Verhältniß setzen, daß er kaum sein nothdürftiges Auskommen habe, damit ihn der Kizel nicht steche.“ — Wohin solche Grundsätze führen, und zu welchem Endzwecke die Befolgung derselben dient, läßt sich ohne Prophetengabe einsehen.

Die Leibeigenschaft ist überhaupt das Grundübel in einem Lande für Herren und Knechte. Beyde werden durch sie verschlimmert. Jene sinken zu Tyrannen herab, diese zu trägen Sklaven. Bey jenen erzeugt sie Gefühlllosigkeit, Härte, Habsucht; bey diesen Sklavensinn und Sklaventücke. Wahre Bildung, ächte Moralität und Humanität können mit dem Despotismus nie als vereinbar gedacht werden. Wo Leibeigenschaft herrscht, da kann keine aufrichtige Menschenliebe, keine wirkliche Aufklärung wohnen, denn sie verkennet Menschenadel, Menschenwürde, Menschenpflicht und Menschenrechte. Mit der Muttermilch schon wird den kleinen Erbherren Verachtung gegen den Bauer eingetränkt, und von Kindesbeinen an lernen sie ihre Erbbauern als Wesen niederer Art, und sich als ihre unumschränkten Beherrscher ansehen, denen all ihr Eigenthum und Habe gehöre. Nach diesem unseligen Leibeigenschaftssystem ist dem Adel gegen seine Leibeignen alles zu thun erlaubt, offenba-

ren Raub und Mord ausgenommen, und die meisten Erbherren bedienen sich auch dieses grausamen Rechts nach ihrem besten Vermögen. Sie können ihre Bauern verkaufen*), vertauschen, verschenken, überall vindiciren, ihr Vermögen einziehen, von einem Stück Landes auf das andere versetzen, ihre schönsten Töchter an den Hof nehmen, ihre Söhne zu Bedienten brauchen, ihren Erbacher für sich behalten, kurz alles das thun, was die ungebundenste Willkühr und Habsucht für erlaubt hält. Die Bedrückungen übersteigen oft allen Glauben; die himmelschreyendsten Ungerechtigkeiten und Greuel werden ungescheut vor jedermanns Augen begangen. Man verachtet den Bauer, schlägt und stößt ihn mit Händen und Füßen, ins Gesicht, auf den Kopf, wohin man trifft. Man haut auf der Straße, wenn er einem mit dem Pferde, Schlitten oder Karren zu nahe kommt, mit der Peitsche nach ihm, wie man nach einem Hunde haut, und schämt sich nicht, ihn auch so zu nennen. Unter dem Titel Gerechtigkeit (Bauernabgabe, Hofdienste) wird dem Bauer alles auferlegt und abgenommen, daß ihm oft kaum zwey Hemden und ein Rock bleibt, und unter der Firma: Hauszucht, Kinderru-

*) Wenn auch nach den letzten Landtagsbeschlüssen das öffentliche Verkaufen vielleicht nun wegfällt, so bleibt es jedem doch immer noch unverwehrt, unter der Hand und heimlich einen Menschen zu Gelde zu machen.

then, wird sein Rücken bis aufs Blut gezeißelt. Diese despotische Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet auch manchen sonst braven Mann, sich durch Leidenschaften zu den grausamsten Handlungen hinreißen zu lassen, weil er keine Ahndung zu fürchten hat, so lange er nur keinen Bauer todtschlagen läßt. Wenn es auch bisweilen einer wagt, bey dem Kaiserlichen Niederlandgerichte zu klagen, so behalt er selten Recht, weil die Richter selbst in den meisten Fällen Edelleute sind, die einander nicht zu nahe treten. Wenn auch die Klage als gegründet befunden wird, so verzeht man dieß doch den Bauern sorgfältig, und bestraft den adelichen Verbrecher nur insgeheim, ohne Vorwissen der Bauern, die gegen ihn geklagt hatten. Es gehörte vormals sogar mit zu den Vorrechten des Adels, daß der Leibeigene gar nicht wider seinen Herrn klagen durfte, sondern alles geduldig leiden mußte, was diesem gefiel ihm aufzulegen. Im Rigi'schen Gouvernement ist aber jetzt, wenn ich nicht irre, dieses barbarische Vorrecht abgeschafft, und es sind mehrere Fälle eingetreten, wo die Ketten und Eisten wider ihre Herren Klage über Bedrückungen und Vergewaltigungen geführt haben; natürlich aber behielten sie Unrecht, und die Strafe fiel von Rechts wegen im Gericht, und doppelt schwer am Hofe ihres Herrn, auf ihren Kopf. Zum Glück für diese Armen denken und handeln nicht alle Erbherren so unadelich.

Aus diesem flüchtig entworfenen Gemälde wird der Leser urtheilen, daß der Adel auch hier wie überall seine Macht, sein Ansehen und Vermögen, Usurpationen zu verdanken habe, und daß ein großer Theil seiner Rechte und Vorzüge auf dem Mißbrauche seiner Gewalt beruhe. Die Art, wie sehr viele Adelige ihre leibeigenen Unterthanen behandeln, empört die Vernunft, die Menschlichkeit, die Sittlichkeit und Religion, und beweist ihre Härte und Gefühllosigkeit bey den Leiden ihrer Mitmenschen. Ihr Stolz, ihre Ehre ist oft unmoralisch, den Gesetzen, dem gemeinen Menschenverstand zuwider und von der wahren Ehre ganz abweichend. Alles was dazu beyträgt, die Vernunft ihrer Leibeigenen zu fesseln, die Aufklärung bey diesen zu hindern, den Verstand derselben dumm zu machen, die Menschheit herabzuwürdigen, ihren Eigennutz und ihre Habsucht zu sätigen, ist ihnen willkommen.

Wenn das Lesen dieses Abschnitts Unwillen gegen die Adlichen erregt und Verachtung gegen ihre Personen eingestößt hat; so erkläre ich, daß ich diese Gefinnungen nicht beabsichtigt, und daß ich keine Individuen, sondern bloß den Charakter und Geist des hiesigen Adels mit den gehörigen Farben habe schildern wollen. Ich habe nur selten, kaum einmal, die Person angegriffen, und bloß dann, wenn ihre unadelichen Gefinnungen und Handlungen, ihr Charakter, den Geist oder Charakter des Adels ins Licht

setzten; dann mußte ich es ohne Schonung thun. Auch habe ich niemanden überreden wollen, daß es unter dem Liefländischen Adel gar keinen Mann von reellem Verdienst gäbe: o nein! vielmehr habe ich es mehr als einmal bestätigt, daß es unter ihm hochachtungswürdige, edle, vortreffliche Männer gebe, welche werth sind, unsern Benzeln, Eoden, Dohm, Kochow, Seckendorf, Brabec &c. an die Seite gesetzt zu werden, und die einen wieder mit den Gebrechen dieses Standes auszuföhnen geschickt sind. Vorzüglich hat es in den neuern Zeiten Adelige gegeben, die durch eine edle Erziehung, durch Selbststudium, Reisen und durch die Philosophie gebildet, weit über ihren Adel erhaben, groß und einsichtsvoll genug waren, die Rechte ihrer Mitunterthanen zu vertheidigen, und über ein Vorurtheil zu triumphiren, das zwar ihrer Eitelkeit schmeichelte, aber ihre Vernunft beleidigte. Der edle Baron Schulz von Ascherade, zwar nunmehr todt, aber lebend noch in dem Andenken aller, die ihn kannten, vorzüglich seiner Bauern, der Kammerherr von Weyer, Assessor von Berg, Herr von Kennenkampff auf Kosch, Assessor von Wittinghof auf Addafer, der Gouvernementsmarschall von Brewern auf Kosfer, u. a. m. gehören in die Zahl jener Edeln ihrer Nation, denen Veredlung, Volksglück und Verbesserung des Zustandes der gedrückten, tief senfzenden Letten und Esten am Herzen liegt.

Die Landgüter sind in ganz Lief- und Estland die Hauptquelle der Einkünfte und des Reichthums des Adels. Kein Wunder daher, daß das Güterwesen und die Oekonomie die Seele aller Unternehmungen dieser Herren, und die Vermehrung ihrer Revenüen beynähe die einzige Triebfeder ihrer Handlungen, ihr ganzes Dichten und Trachten ist. Güterhandel und Güterkauf ist gewöhnlich das erste und letzte, der Lieblingsgegenstand, der Hauptzweck bey Besuchen oder Zusammenkünften zwischen Nachbarn, der Vereinigungspunkt bey Gränzfreitigkeiten, das Thema in allen adelichen Zirkeln, über welches mit einer Theilnahme und Wärme debattirt wird, die den uninteressirten Zuhörer befremdet. Vormalß und selbst noch vor 25 Jahren, stand das Recht, Landgüter zu besitzen und über Leibeigene zu herrschen, jedem, Adelichen nicht nur, sondern auch Nichtadelichen, zu: allein seit der Einführung der Statthalterschaftsverfassung 1783 dürfen bloß Adelige Erbgüter und Bauern haben, und kein Bürgerlicher hat die Freyheit, dergleichen zu besitzen. Wer welche kaufen oder erben will, muß sich adeln, oder auf dem Landtage in Riga und Reval in den Adelsmatrikel aufnehmen lassen. Doch ist auch schon der Rang eines Officiers vom Lieutenant an, und der Besitz des Deutschen oder Russischen Adels dazu hinreichend. Sonst waren alle Güter Mannlehne und das Majoratsrecht haßtete auf jedem Landgute, d. h. nur der älteste Sohn

des Hauses war alleiniger Erbe und Besitzer aller liegenden Gründe einer Familie. Allein Katharina II. hob dieses für den weiblichen Theil, zumahl für die Töchter, so drückende Recht auf, und befahl, daß die weiblichen Erbnemer so gut wie die männlichen, Antheil an der Hinterlassenschaft ihrer Väter haben sollten. Der Adel befolgt dieses Gesetz in so ferne, daß er den Töchtern ihren Erbtheil in Gelde auszahlt, die Güter aber für die Söhne behält. Der Beweggrund hierzu ist unstreitig die Furcht, das Vermögen am Ende in zu kleine Theile zu zerstückeln, und keinen einzigen aus der Familie reich bleiben zu lassen. Gewiß ein sehr leichter Grund! Reichthümer allein ehren nicht. Ist der Majoratsherr sonst ein Obskurant, ein Barbar und ein unadelicher Adlicher; so geben ihm 10 Güter keine Ehre, Achtung, noch Celebrität, und die andern Familienglieder sind alle arm, so daß man in dieser Hinsicht eine solche Familie dennoch nicht reich nennen wird. Am Ende kauft ein solcher Majoratsherr die Güter in einem ganzen Kirchspiele zusammen, und saugt das Fett des Landes, während die übrigen arme Ritter sind. Weg also mit allen Majoraten und Veränderungen in fraudem legis! Laßt lieber jeden Sohn und jede Tochter in gleichen Theilen an dem väterlichen Nachlaß Antheil nehmen, so ist allen geholfen, und nur der schlechte Wirth mag verarmen. Obnehin kaufen jetzt die reichen Kaufleute aus Riga, Dorpat, Reval, ja selbst

aus Petersburg, da seit ungefähr 20 Jahren das meiste Geld in ihren Kassen ist, sehr viele Landgüter weg, wodurch der Adel von Jahr zu Jahr immer mehr herabkommt, da er sie nicht überbieten kann.

Die Abgaben aller Güter an die Krone sind ein für allemal nach ihrer verhältnißmäßigen Größe, jährlich auf eine gewisse Summe an Geld, Getreide und Heu festgesetzt, für welche der Hof hafter, der alles dieß von seinen Bauern einkassirt und in das Gericht und in die Magazine abliefern, denn nie haben die Bauern unmittelbar mit der Krone zu thun. Die Größe der Landgüter wird überall nach Haaken bestimmt und darnach ihre Revenüen und Abgaben an die Krone berechnet. Ein allgemeiner, obgleich sehr unzuverlässiger und nicht mathematisch richtiger Maasstab! — Ein solcher Haaken ist ein großes Stück Landes, auf dem eine gewisse Anzahl arbeitender Mannspersonen angesetzt ist. Man unterscheidet Rigische und Revalsche Haaken, davon die erstern über einen Drittel größer sind als die letztern. Unter einem Rigischen oder Revalischen Haaken versteht man ein mit Bauern besetztes Stück Landes, das dem Besitzer nach der Krontaxe 60 Thaler oder 80 Rubel in Silbergelde abwerfen muß, und zu welchem 10 bis 11 Arbeit leistende Männer gehören. Diese Taxe ist aber äußerst niedrig angeschlagen, denn ein Haaken wird nicht selten zu 3 bis 500 Rubel verpachtet. Ein solcher Haaken, der seine gehörige Anzahl Bauern

hat, heißt ein besetzter, wo gar keine sind, oder wenigere, ein unbesetzter Haaken. Bey Privatgütern, die Edelleuten gehören, werden bloß die Abgaben und Frohndienste der Bauern, nicht aber die Hofsfelder, in Anschlag gebracht; bey Krondomänen hingegen kommen auch Hofsfelder und Wiesen mit in die Berechnung. Ein Nevalscher oder Ehsländischer Haaken erfordert wenigstens 5 bis 7 arbeitende Mannspersonen aus dem Bauernstande. In beyden Statthalterschaften heißt dieß ein Revisionshaaken, weil ihn die Landmessercommission bestimmt. Ein Bauerhaaken aber besteht in denjenigen Ländereyen, welche man unter der Schwedischen Regierung für einen Haaken erkannte. Demnach würde ein Gut von 10 Rigischen Haaken etwa 100 leibeigene Bauern männlichen Geschlechts, und einß von eben so viel Nevalschen Haaken 60 bis 70 arbeitende Männer, ohne die Weiber und Kinder, in sich fassen. Bisweilen bestimmt man auch die Größe der Landgüter nach männlichen Seelen wie in Rußland; aber auch dieser Maaßstab leistet keine Genüge und ist unzuverlässig.

Der Preis der Landgüter wird in Lief- und Ehsland überall nach der Anzahl der Haaken bestimmt, und auch bey Schenkungen von Krongütern an verdiente Männer allezeit nur die Haakenzahl angegeben. In Rußland hingegen, oder in solchen Gouvernements, wo der Bauer keine Frohndienste leistet,

sondern statt derselben auf eine bestimmte Abgabe an Gelde, Drok genannt, gesetzt ist, rechnet man mehr nach den zu einem Gute gehörigen Bauern, als nach liegenden Gründen; daher die Redensart in den Zeitungen zu erklären ist, wenn gesagt wird, daß der Kaiser diesem oder jenem so oder so viel Bauern geschenkt habe. Wenn also der Kopf zu einer jährlichen Abgabe von 6 Rubeln angesetzt ist, und einer 500 Bauern geschenkt bekommt, so tragen ihm diese jährlich 3000 Rubel ein. — In Lief- und Ehsland ist der Preis der Landgüter jetzt sehr hoch gestiegen. Für den Rigischen Haaken werden 5 bis 6000 Rubel, auch wohl mehr gezahlt und für den Nevalschen 3 bis 4000; die kleinen Güter bezahlt man noch weit theurer, wohl 7 Haaken mit 3000 Rubel, weil die meisten eher kleine als große Güter kaufen können. Bey so hohen Preisen muß der Besitzer die Interessen seines Kapitals freylich durch mühsames Wirthschaften oder Erpressungen und Bedrückungen der Bauern herausbringen. Diese hohen Preise rühren jetzt theils von der gegenwärtigen Theuerung der Feldfrüchte, theils von der Concurrnz der Liebhaber, endlich aber auch von dem reichern Ertrag der kleinern Güter her. Es klingt zwar seltsam, daß kleinere Güter verhältnißmäßig einträglicher seyn sollen als größere; aber die Erfahrung spricht durchaus dafür, und jeder praktische Landwirth wird sich leicht die Ursachen davon aufzählen können. Auf einem kleinen Gute wird nach

Verhältniß allemal mehr eingedrñdet als auf einem größern; es hat im Durchschnitte mehr Appertinenzien, Wiesen, Mühlen, Fischerey, Holzung, Schenkerey u. s. w. Die Arbeiter werden besser genutzt und eingetheilt, die Aufsicht auf sie ist genauer, man kann das Ganze eher übersehen, weil die Gränzen kleiner sind. Der Viehstand auf kleinern Gütern ist verhältnißmäßig besser, so daß folglich die Felder besser gedüngt werden können, als auf großen, u. s. w.

Bey dem Kaufe und Verkaufe der Landgüter bestimmt das Gebiet, der Grund und Boden in denselben, Wiesewachß, Waldung, Gewässer und Fischfang, die Nähe einer Stadt, der Viehstand, der Wohl- oder Uebelstand der Bauern und Bauernhäuser, der Zustand der Hofgebäude u. dgl. den Werth des Guts. Da nun das Land von sehr verschiedener Güte und Fruchtbarkeit ist; so fallen auch die Haaken nach verschiedener Größe und Güte aus, und es kommt dabey viel auf den Landmesser an, ob er dem Gutsherrn viel oder wenig an der Haakenzahl zuschätzen will; zumal da auch die Bauerngesünder oder Familien sehr verschieden sind. Man sieht daher bey dem Kaufe eines Landgutes vornämlich auf dessen Boden und Fruchtbarkeit, auf die Zahl und Größe der Haaken, auf dessen alte und neue Rechte, Sicherheit und Besurkundung, auf die dazu gehörigen Appertinenzien, Waldung, Seen, Flüsse, Wiesen, Weide u. s. w. auf die Anzahl der dazu gehörigen Bauern und ihren

landesüblichen guten Zustand, auf die Zahl der Arbeitstage der Bauern und ihren Gehorch, auf den Brantweinbrand, ob er stark oder schwach sey, auf die Abgaben der Bauernschaft, auf die Haupt- und Nebengebäude des Hofes u. a. m. Je mehr oder weniger ein Gut von diesen Vollkommenheiten hat, desto begehrtlicher und theurer, oder geringgeschätzt und wohlfeiler ist es. Jeder Ankauf eines Gutes erfordert gerichtliche Sicherheit. Das Kreisgericht macht zu dem Ende den Handel durch öffentliche Anzeigen bekannt, und wenn keine Widersprüche erfolgen, so schlägt es dem Käufer dasselbe zu und protokolliert den Kauf und neuen Bestitzer nebst der Erlegung der Pöschlin oder Abgabe von 5 pro Cent der Kauffumme an die Krone. Um dieser drückenden Abgabe zu entgehen haben viele seit etlichen Jahren angefangen, ein Gut Pfandweise zu kaufen, d. h. auf 99 Jahr gegen Erlegung eines Pfandgeldes zum Nießbrauch zu übernehmen. Dieses Pfandgeld ist die wahre Kauffumme und es ist ein wirklicher Kauf dabey; nur wird in fraudem legis der Nahme geändert und die Kronkasse so um 5 pro Cent betrogen. Diese Pöschlin entrichtet bey einem eigentlichen Verkauf bald der Käufer, bald der Verkäufer, je nachdem sie vorher mit einander darüber übereingekommen sind.

Die Hauptabgabe von den Landgütern an die Krone ist die Kopfsteuer, welche der Hof von den Bauern erhebt, meistens aber selbst übernimmt, weil

die Leute zu arm sind, sie zu bezahlen, und in die Renterey überliefert. Sie beträgt auf jeden männlichen Kopf 1 Rubel, woben selbst Kinder nicht ausgeschlossen sind. Diese Abgabe ist keine Kleinigkeit, da sie in gleicher Größe eben sowohl für den neugebohrnen Knaben als für den erwerbenden Mann, und von einem Wirthe, d. h. dem Besitzer eines Bauernhofes und einer Familie, auch für den Knecht und dessen Kinder männlichen Geschlechts bezahlt werden muß; wozu noch dies kommt, daß auch die in der Zeit von einer Volkszählung zur andern aufgeschriebenen, aber indessen verstorbenen Personen in der Liste immer fortgeführt werden und bezahlen müssen, dafür aber auch die indessen Gebohrnen darein gehen. Auf vielen Gütern übernehmen, wie gesagt, die Edelleute selbst die Bezahlung der Kopfsteuer für ihre Bauern. Diese anscheinende Wohlthat lassen sie sich aber theuer bezahlen: denn entweder müssen die Bauern das Quantum in Naturalien liefern oder dafür doppelte Frohndienste thun, wodurch es für die armen Leute eher eine Last als eine Erleichterung wird. Denn nun dürfen sich die Bauern nicht über ungemessene Dienste, die sie nach dem Schnur- oder Wackebuche*)

*) Wackebücher sind die Verzeichnisse von den Arbeitstagen der Bauern, deren Gehorch, Frohndienste und Abgaben, von der Beschaffenheit des Gutes, der Anzahl der Bauern u. s. w.

nicht zu leisten gehalten sind, beschweren, weil sie als eine Vergütung für die bezahlte Kopfsteuer angesehen werden. Auf den Kronsgütern, die verpachtet sind, findet diese Belästigung oder dieser Ersatz nicht Statt; denn da muß jeder Bauer die Kopfsteuer selbst bezahlen, ungeachtet diese für ihn nicht weniger drückend ist, wenn er 2 bis 3 Söhne und etwa auch noch einen Knecht hat. — Die übrigen Abgaben an die Krone bestehen in Korn und Heu und waren sonst mehr durch die Art, wie sie erhoben wurden, als durch sich selbst lästig, weil sie oft 15 bis 20 Meilen weit in die Kronmagazine geliefert werden mußten; daher Alexander I. auf Ersuchen der Ritterschaft, und in der Hinsicht, daß sie auch in den übrigen Russischen Gouvernements nicht Statt finde, ihnen einen Theil dieser Abgaben 1801 erließ, wofür nun der Adel ein freywilliges Geschenk an Korn bewilliget hat, welches das Quantum des erlassenen Magazinorns noch übersteigt, und entweder an die im Lande stehenden Regimenter, oder an die Flotte, oder in näher gelegene Magazine transportirt, in jeder Hinsicht aber als eine merkliche Erleichterung angesehen wird.

Die Pachtsumme von einem Kronsgute in Liefland beträgt auf den Haaken 30 Rubel und 60 Loof (etwa 44 Erfurtische Scheffel) Korn, welche nach einem Mittelpreise ungefähr 90 Rubel betragen, so daß die ganze Arrende (Pacht) auf 1 Haaken 120 Rubel ausmacht. Die Privatgüter entrichteten von jedem Haak

ten in das Magazin 5 Loof Roggen, eben so viel Gerste, 2 Loof Hafer und 4 einspännige kleine Fuder Heu. Die Pfarrländer bezahlen eben so gut Kopfsteuer, Korn und Heu wie die adelichen Güter. In Ehstland, wo aber nur wenige Krondomänen sind, ist der Pacht nicht überall gleich, wohl aber die Naturalabgabe. Da die Revalschen Haaken kleiner sind als die Rigischen, so wird auch weniger Pacht bezahlt, der mit Gelde und Korn etwa 100 Rubel ausmacht. Die Privatgüter bezahlen vom Haaken 5 Loof Roggen, 4 Loof Gerste, 2 Loof Hafer, aber kein Heu. Das Kopfgeld ist noch besonders.

Wenn sich die Menschen vermehren und wüste Länderen angebaut und mit Bauern besetzt werden, so steigen die Abgaben an die Krone und man sagt: die Haakenzahl des Gutes wächst. Noch liegen viele Gegenden wüste und ungebaut; daher sagt man: das Gut hält jetzt 10 Haaken, kann aber 15 werden. Von wüsthliegenden Haaken wird nichts bezahlt: durch besondere Privilegien bezahlen auch manche andere Güter nichts oder sehr wenig, z. B. die sogenannten Landrathsgüter, manche Stadtgüter; auch alle Pfarrländer in Ehstland sind, die Kopfsteuer ausgenommen, von allen Abgaben und Lasten, z. B. Einquartierungen, frey. Im Ganzen sind die Abgaben sehr mäßig und bey weitem nicht so drückend, wie in manchen andern Ländern, z. B. in Sachsen oder Preußen. Sie richten sich übrigens alle nach der Haakenzahl

eines jeden Gutes. Gleichwohl kann diese nie den Maassstab zur Bestimmung der Volksmenge des ganzen Landes abgeben, denn nur Männer, und zwar Frohne und Abgabe leistende Arbeiter, kommen hier in Anschlag. Erbleute allein, und wenn deren einer 100 an seinem Hofe zur Bedienung hielte, machen so wenig einen Haaken, als Kinder, Kranke, Greise und Weiber. Diese kommen bey der Haakenberechnung gar nicht mit zur Liste; nur gesunde arbeitende Leute zwischen 15 bis 60 Jahren sind zu verstehen, wenn man von einem Haaken im Rigischen oder Revalschen spricht. Seltsam klingt es, daß kleinen und wenig angebauten Gütern bisweilen eine glückliche Bevölkerung lästig werde. Aber folgende Bemerkungen werden die Sache einleuchtend machen. Da die Größe und Haakenzahl eines Gutes nach der Menschenzahl bestimmt wird, und die Haakenzahl wächst, wenn die Bevölkerung zunimmt; so vermehrt auch die steigende Haakenzahl die öffentlichen Abgaben, aber nicht gerade den Ertrag des Gutes, weil die überflüssigen Menschen nicht allemal hinlänglich genützt und beschäftigt werden können. Hingegen kann jeder Erbherr durch ein grausames, Muth und Kraft lähmendes Recht, die Felder seiner Bauern mit in seine Hofsfelder ziehen, welches desto eher geschieht, wenn jene gut kultivirt sind; er kann ein ganzes Dorf sprengen, und es zu einem besondern Nebengute (Hoflage) machen, die Bauern von ihrem Erbacher vertreiben und

in den Wald setzen, wo sie sich durch Sengen und Brennen neues Land machen, eine andere Wohnstelle bauen und ansiedeln können; seine Haakenzahl leidet dadurch keine Veränderung, weil sie sich bloß auf die vorhandenen Menschen gründet.

In Gegenden, wo Dörfer und einzelne Bauerhöfe weit von einander entfernt sind, große Wälder, Moräste, Flächen und Seen dazwischen abwechseln, beträgt der Umfang eines Haakens ansehnliche Strecken, zuweilen weit über 1 deutsche Meile im Durchschnitt: in angebauteren Gegenden nehmen wohl 5 bis 6 Haaken kaum so vielen Raum ein. Aber die Haaken berechnet man auch überhaupt nicht nach dem Flächeninhalte, sonst würde manches deutsche Fürstenthum in Ansehung des Umfanges und nach □ Meilen, einem Liefländischen Gute von 50 Haaken nicht gleichkommen. Aber eine Vergleichung der Kultur, Bevölkerung und Einkünfte schlägt den etwaigen Stolz des Liefländischen Güterbesizers bald wieder nieder.

Zur Bearbeitung eines R i g i s c h e n Haakens gehören: a) 2 wöchentliche Arbeiter mit Anspanne. Wenn daher 4 Bauern auf dem Haaken wohnen, so muß jeder dem Hofe 3 Tage in der Woche (oft noch mehrere) einen Arbeiter mit einem Pferde, mit Geschirre und Unterhalt für beyde stellen. b) 2 Frohnarbeiter zu Fuße, die zu allerley Diensten, im Sommer vornämlich im Felde, gebraucht werden. c) Eine Menge ungemessener, nicht mit im Wackenbuche ver-

zeichneter, willkürlicher Frohndienste, die im Sommer bey der Saat, Heu- und Kornärnte, im Herbst und Winter aber an Fuhren in die Stadt, beym Brauntweins-, Kalk- und Ziegelbrand u. s. w. geleistet werden müssen. d) Allerley Abgaben an den Hof, an Geld, Korn, Leinfaamen und andern Produkten, nämlich 1 Loof Weizen*), 1 Loof Roggen, 1 Loof Gerste, 1 Loof Hafer, 1 Looflein, 1 Loof Buchweizen, Erbsen, Linsen, 20 Pfund Butter, 20 Pfund Honig und Wachs, 20 Pfund Wolle, 20 Pfund großes Berg- oder Haufgarn, 20 Pfund Flach, 20 Pfund flächsenes Garn, 20 Pfund Hanf, 20 Pf. Hopfen, 1 Schaaf oder dafür 2 Lämmer, 1 Schwein, 1 Klast Holz, 1 Fuder Heu. Die Strandbauern, die arm sind, bezahlen ihre Abgaben meist in Fischen und Mehen. Auch sind die Abgaben in jeder Gegend, ja fast auf jedem Gute anders.

Frohndienste und Abgaben bestimmt das Wackenbuch, nach welchem auch auf Krongütern streng verfahren werden muß: aber auf Privatgütern hängt vieles, ja beynah alles von der Willkür des Erbherrn ab, weil die Bauern bey Beeinträchtigungen nicht klagen dürfen, auch selten klagen, indem sie niemals Recht finden, sondern gemeinlich hinterher von dem beleidigten Erbherrn noch gepeitscht oder mit Ruthen zerfleischt werden. Gerechte und billige Erb-

*) Ein Loof ist beynah 3½ Erfurtische Mehen.

herren richten sich nach dem Wackebuche, und fodern von den Bauern nicht mehr, als was dieses besagt. Nach demselben, als der eigentlichen Norm bey den Frohndiensten und Abgaben der Bauern, ist den Losträubern, d. h. solchen Bauern, die kein Land haben, sondern sich durch Tagelohn und Handarbeit nähren, weder ein bestimmter Gehorch noch eine Abgabe vorgeschrieben; allein die Herren brauchen sie dennoch wöchentlich etliche Tage zu ihrem Dienste, zum Verschicken, Verführen der Produkte, zum Holzfällen, Spalten und Aufahren; ihre Weiber zum Waschen, Spinnen, Flachshecheln, Gartenreinigen u. s. w. Andere lassen sie den Sommer über bey dem Bauen, Mauern, Kalkbrennen, Wegebessern, und im Winter bey dem Branntweinbrennen zc. für einen äußerst geringen Lohn die schwerste Arbeit verrichten. Die eigentlichen Bauernwirthe aber, denen ein präcises Eigenthum an Acker und Wiesenland zugemessen ist, werden nach der Größe desselben in Häckner, (denen ein Haaken gegeben ist,) Halbhäckner, Viertler und Achtler eingetheilt: doch haben sie nicht überall gleich große Ländereyen noch einerley Abgaben. In Ehstland sind die meisten Halbhäckner und Viertler. Der Viertler säet auf seinen Brustacker jährlich etwa 3 Tonnen (8 Schesfel) Roggen; in weniger ergiebigen Gegenden säet der Halbhäckner kaum so viel aus. Nach dem Wackebuche soll ein Halbhäckner das ganze Jahr hindurch wöchentlich 3 Tage mit Anspanne und im Som-

mer auch 3 Tage zu Fuß für den Hof arbeiten. Viele müssen aber von Johannistag an wöchentlich 6, und in der Aernte 9 Tage einen Zusatzarbeiter stellen, so daß sie alsdann mit Zubegriff der Anspanntage 2 Arbeiter wöchentlich für den Hof geben. Manche geizige Herren gehen noch weiter. Sie fodern den Winter hindurch, anstatt der Zusatzarbeit, Mädchen und Weiber der Bauern, und zwar bey eigner Beköstigung, zum Spinnen an den Hof, so daß ihrer auf großen Gütern oft 50 bis 60 am Flachstrate sitzen. Der Viertler arbeitet die eine Woche einen, die andere zwey Tage mit einem Pferde, und eben so schiekt er seinen Zusatzarbeiter. Die jährliche Abgabe des Halbhäckners ist 3 Tonnen Roggen und 3 Tonnen Gerste an den Hof, 5 Loof Hafer, 1 Schaaf, 2 Hühner, 1 Gans, 1 Fuder Heu, 15 Eyer, 1 Fuder Stroh, in manchen Gegenden auch 2 Pfund Garn, 2 Pfund Hopfen, 2 Pfund Talg oder Wachs, 1 Sad. So nach dem Wackebuche. Aber wer siehet allemal darnach? wie oft überschreiten die unbestimmten Leistungen alles Maas! und wie schwankend sind oft die bestimmten ausgedrückt? welchen willkürlichen Erklärungen zum Vortheil des Herrn und zur Last des Bauern sind sie meistens unterworfen! — Auf manchen Gütern geiziger und gewinnfüchtiger Herren müssen die Bauern so viel arbeiten, daß man kaum begreift, wie sie es aushalten, und wie ein Mann

mit seinem Weibe alle Arbeit für den Hof und für sich bestreiten kann.

Im Rigischen giebt es mehr Achtler (die den achten Theil eines Haakens besitzen) als im Nevalischen, doch auch viele Viertler, weniger Halbbäatner. Ein Viertler (oder 2 Achtler) säet gemeiniglich in jedes seiner 3 Brustfelder 16 Loof Roggen, außer dem, was er noch in Buschländer*) aussäet. Zur Bearbeitung seines Landes gehören wenigstens 3 erwachsene Männer, ohne Weiber und Kinder, und 3 bis 4 Pferde. Nach dem Wackebuche soll er das Jahr hindurch wöchentlich 3 Tage einen Arbeiter mit Anspanne, und im Sommer noch einen 3 Tage zu Fuße stellen; überdieß in der Heuarnte noch 15 bis 20 Hülftage thun. Aber auch hier sind die Frohnen nicht überein und nicht das Wackebuch, sondern die Güte des Bodens, der Ertrag und die Lage eines Guts, die Bedürfnisse, der Eigensinn, die Laune und Willkühr des Herrn, die Norm für die Leistungen der Bauern. Im Pernauschen giebt es Viertler, die wöchentlich 4 Tage mit Anspanne arbeiten müssen. Der Viertler hat außer seinem Brustacker auch noch

*) Sind mit Gesträuch und Gras bewachsene zum Kornbau taugliche Strecken Landes im oder nahe bey dem Walde, welche durch verbrannten Strauch nutzbar gemacht, besäet, und nach 5 bis 6 Jahren wieder wüste liegen gelassen werden.

Wiesen, Wald und Weideplätze. Die Aernte giebt in guten Jahren an manchen Orten das 10te, an andern kaum das 6te Korn über die Saat. Nehmen wir die mittlere Zahl an, so ärntet er ungefähr 120 Loof Roggen, welches für wohlhabende schon das höchste ist. Auf 3 arbeitende Männer und eben so viel Weiber mit etwa 4 bis 5 Kindern und 2 Alten kann man jährlich immer 90 Loof zum Essen rechnen; mithin bleiben dem Viertler 30 Loof übrig. Gerste und Hafer bauet er weit weniger, Weizen oft gar nicht; und davon soll er dem Hofe, dem Prediger, dem Schulmeister Abgaben entrichten, auch wohl die Schulden vom vorigen Jahre bezahlen. Was bleibt ihm zum Verkauf übrig? — Seinem Herrn entrichtet er jährlich allein 12 bis 15 Loof Roggen, 9 bis 12 Loof Gerste, 6 bis 8 Loof Hafer, 1 Rubel Kopfsteuer, 8 bis 10 Pfund Flachs, 1 Schaaf, überdieß Heu, Butter, Eyer, Hühner u. a. m. Um daher für sich auszukommen, muß der Letzte und Erste Gerste und Hafer, ja Spreu und Mehlstaub mit unter das Brod backen, so daß es im Halse kratzt und trocken am Feuer brennt. Was für Nahrungsstoff solches Brod enthalten müsse, leuchtet von selbst ein, und hätte er nicht durch Holz-, Kohlen- und Heuverkauf, Schlittenmachen und andere kleine Arbeiten einen Nebenverdienst, fürwahr, er müßte schon im März verhungern, da er ohnehin vom Hofe Vorschuß zu

nehmen nothgedrungen ist, den er nach der Aernthe mit Bucher zurückgeben muß.

Außer diesen bestimmten Arbeiten und Abgaben werden ihm noch eine Menge andere nach Willkühr aufgelegt, die nicht im Backenbuche stehen, z. B. Produkte, Korn und Brauntwein in die Stadt zu fahren, Holz zu schlagen und herbeizufahren, Branntwein zu brennen, Heu zu holen, Fische, Wild und Krebse auf die herrschaftliche Tafel zu liefern, Kalk und Ziegel zu brennen, die Landstraßen und Brücken zu bessern, zu Hof-, Kirchen-, Pfarr- und Schulbau und Besserung Materialien herbey zu führen. Im Winter müssen sie zur Fütterung und Pflege des Hofsviehes, der Pferde, zur Reinigung der Ställe, zum Waschen, Spinnen und im Frühjahr zum Bleichen u. Mägde geben; die Fourage an die Regimenter, das Korn in die Kronmagazine schaffen, Korn mahlen, zum Mistfahren, Rüttelbrennen *) und zur Flachsar-

*) Ist eine Fruchtbarmachung des Ackers, der mehrere Jahre hindurch leede gelegen hat, vermittelst des Feuers, indem man Strauch, Schilf, Graswurzeln u. dgl. mit der aufgepflügten Erde belegt, dasselbe anzündet, dann die Asche ausbreitet und bald darauf den Saamen einstreut. Das Rüttelmachen ist von der Rhödnung unterschieden, da man ein Stück Wald oder Buschwerk umhauet, es trocken läßt, anzündet, und den darauf gestreuten Saamen unterpflüget.

beit die nöthigen Leute stellen. Manche Herren gehen noch weiter und fodern von ihren Bauern sogar Säcke, Haselnüsse, Morcheln und Schwämme, wöchentlich 2 Besen, Sand zum Scheuern und Streuen u. s. w. Die Hofsfelder müssen sie bey gutem Wetter bestellen, da ihnen dann für die ihrigen nur das schlechte übrig bleibt. Viele Herren vergrößern überdieß ihre Hofsfelder durch Urbarmachung wüster Plätze nach Willkühr, ohne daß es den Anschein hat, als wenn sie die Frohdienste vermehrten, denn sie fodern ja nicht 2 Pflüger wöchentlich; sie lassen nur jedem 100 □ Ruthen mehr anweisen, ohne daß ein Gesetz sie daran hindern kann. Andere lassen noch außerdem die Ländereyen der Hoflagen (Nebengüter) durch die Bauern vom Hauptgute pflügen, besäen und abärnten. So werden die unbestimmten Leistungen immer fort erhöht, ohne daß der Bauer sich darüber beschweren darf, weil ihn niemand hört, schätzt noch hilft. Dennoch aber kann ein Viertler bey einem sonst guten Herrn und gehörigem Fleiß und Sparsamkeit, bey tüchtiger Anspanne, hinlänglichen Händen und gutem Lande sein ziemliches Auskommen finden. Weil aber den meisten diese Bedingungen fehlen, so lebt der größte Theil in Dürftigkeit und Mangel, muß Brod und Saat borgen, und schleppt sein Leben unter Mühseligkeit und Beschwerden von einer Zeit zur andern höchst armselig hin.

Ich habe schon einigemal der Hoflagen erwähnt, ohne meinen Lesern einen deutlichen Begriff davon gegeben zu haben. Dergleichen Hoflagen sind kleine Meyerhöfe, Borwerke oder abgetheilte Nebengüter, die im Gebiete des Hauptgutes zur Vermehrung der Felder, des Viehstandes, überhaupt der Revenüen, angelegt werden. Sie werden in den meisten Fällen durch Sprengung eines Dorfes, zum größten Nachtheil und Verderb der Bauerschaft, errichtet, indem man die Einwohner in erledigte wüste Bauernhöfe mit schlechtem Lande setzt, die guten, bisher urbaren Dorfsfelder aber zu einem Hofe anlegt. Andere nehmen dazu entlegene Buschländer, einen Wald, wüste Plätze u. dgl. und dieß ist die bessere, vortheilhaftere, nur nicht immer thuntliche Art. Auf Arongütern dürfen dergleichen gar nicht angelegt werden, weil hier das willkührliche Versehen der Bauern von einem Platze auf den andern gänzlich untersagt ist. In einem solchen gesprengten Dorfe sieht es kläglich aus, und aller Wohlstand der Bauern ist dahin. Der Fleiß und Thätigkeitstrieb ist dadurch ganz gelähmt; Kluge und gütige Erbherren unterlassen daher auch diese verderbliche Manier, sich auf Kosten ihrer Bauern zu bereichern, und jeder einsichtsvolle Landwirth hütet sich, seine Erbleute zu Bettlern zu machen. Höchstens thun sie das, (und handeln dabey noch am vernünftigsten,) daß sie im Walde auf einer bisher un bebauten Strecke eine neue Hoflage errichten, die

Bauern aber auf ihrer Erbstelle wohnen lassen. An dergleichen wüsten Strecken fehlt es bey dem großen Flächenraume der meisten Liefständischen Landgüter gar nicht, und die Herren erwerben sich durch die Anlage solcher neuen untergeordneten Güter das doppelte Verdienst, Wüsteneyen urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet, und durch den freyern Durchzug der Luft und Sonne dem Lande gesündere, bewohnbare Gegenden verschafft zu haben. Dennoch sind und bleiben alle Hoflagen mehr schädlich als vortheilhaft. Es werden durch sie nicht nur bey der Erweiterung der Wirthschaft die Leistungen und Arbeiten der Bauern vermehrt, sondern es leidet auch selbst dadurch die Kultur der Hauptfelder, die bey besserer Düngung und Bestellung doppelt so viel tragen und also mehr einbringen würden als die schlecht bestellten großen und weitläuftigen Felder aller Nebengüter.

Auf vielen, zumal etwas großen Gütern, wird ein deutscher Verwalter oder Amtmann gehalten, der oft noch einen Unteraufscher, (Schiltter oder Kubjas) unter sich hat. Doch verwalten auch viele Landedelleute ihr kleines Gut selbst, ohne Amtmann, weil diese Leute viel kosten, und weder allemal gehörige Kenntniß und Erfahrung in der Landwirthschaft haben, noch auch die erforderliche Treue beweisen. Dann vertritt der Kubjas, d. h. der Aufscher bey den Frohnarbeiten, der meist ein Letzte oder Erste und dafür frey von allen Arbeiten und Abgaben ist, die

Stelle des Amtmanns. Die Scheunen und Kornspeicher (Kiegen und Klenten) werden einem ehrlichen und ordentlichen Bauern übergeben, der, ohne schreiben und rechnen zu können, von Einnahme und Ausgabe durch Kerbhölzer meistens genau Rechnung ablegt. Ein solcher Verwalter oder Amtmann bekommt jährlich 150 — 200 Rubel Gehalt, der Unteramtmann (Schilter) 50 — 70 Rubel, außerdem noch Deputat an Korn, einen Ochsen, eine Kuh, mehrere Schaafse, Butter, Flachs, freyes Futter für ein Pferd und das übrige Vieh. Mancher Amtmann hält für seine Kinder einen Hausinformer, dem er jährlich bey freyer Station 80 bis 100 Rubel giebt, und wird dennoch dabey so reich, daß er nach etlichen Jahren ein kleines Gut pachten, wohl gar kaufen kann. Mancher disponirt auch als Zehendner eines andern Gut, d. h. gegen Empfang des 10ten Theils von allen rohen Produkten. Auch mancher unbegüterte Edelmann läßt sich als Zehendner anstellen, aber nicht leicht als ein gewöhnlicher Disponent.

Der Pacht für Landgüter ist seit 18 bis 20 Jahren, da die Früchte und der Branntwein in einem so hohen Preise stehen, ansehnlich. Gewöhnlich wird für den Haaken bey großen Gütern im Rigischen 300 Rubel, bey Kleinern, die einträglicher sind, auch wohl 4 bis 600 Rubel gezahlt: im Nevalschen, wo die Haaken kleiner sind, 2 bis 300 Rubel. Die Frage: wieviel Procent ein Gut in Lief- oder Ehstland ein-

trage, läßt sich nicht genau beantworten, weil dabey die Umstände so verschieden sind. Viele hegen den Wahn, als wenn die Güter daselbst 12 bis 15 Procent rentirten, sie irren sich aber. Ein dortiges Gut ist lange nicht so einträglich, als ein ähnliches von gleicher Größe in Deutschland: Theils stehen die Viehzucht, der Ackerbau und die ganze Nutzung des Bodens noch lange nicht auf der Stufe der Vollkommenheit wie in Deutschland oder England; theils liegen ganze Strecken Landes noch öde, in Sumpf, Wald und Morast versteckt, theils hemmt die Leibeigenschaft, Lieflands Grund- und Erbäuel, die Industrie, alle Kraft und Regsamkeit. Wer sein Gut noch in den wohlfeilen Zeiten vor 40 oder 50 Jahren kaufte oder erbt, oder ein vorzüglich schönes und einträgliches Gut besitzt und selbst verwaltet, der kann sich vielleicht rühmen, daß er 12 bis 15 Procent daraus mache, zumal jetzt bey den theuern Früchten und dem hohen Branntweinpreise. Gegenwärtig aber, da der Mittelpreis für einen Rigischen Haaken 4000, und für einen Nevalschen 3000 Rubel, oft mehr ist; da der Pacht so hoch gestiegen ist, daß man 4 — 600 Rubel für den Haaken zahlt; da die Abgaben an die Krone zugenommen haben; werden die meisten mit 9 bis 10 Procent zufrieden seyn müssen.

Die gewöhnlichen Fälle, da ein Edelmann, der nach der dortigen Verfassung als Erbherr das volle Eigenthumsrecht über alle zu seinem Gebiete gehörige

gen Erbleute und Ländereyen hat, das grausame Recht ausübt, einen Bauer abzusetzen, d. h. von seinem Lande, Hause und Hofe zu vertreiben, und dieses einem andern einzuräumen, sind etwa folgende: 1) Wenn der Wirth durch Unglücksfälle in Armuth geräth, oder durch Liederlichkeit sein Gut zu Grunde richtet, den Vorschuß an Korn und seine Abgaben nicht bezahlt, auch seinen Gehorch nicht ordentlich leistet. Ein solcher wird Kostreiber, d. h. ein Erbbauer, der keine Ländereyen hat, sondern sich als Tagelöhner nähren muß; oder der Herr setzt ihn als Knecht bey einem andern Bauer, der sein Haus, Hof, Acker, Vieh, Pferde, Geschirre, Saatforn u. s. w. bekommt, und den Nahmen des neuen Wirths erhält. Bey diesem bleiben des erstern Kinder, wenn sie zur Arbeit tüchtig sind, oder werden mit barbarischer Strenge an Fremde als Knechte und Mägde vertheilt. Die kleinern Kinder muß die Mutter durch ihrer Hände Arbeit mühsam und kummervoll ernähren. 2) Wenn der Hausvater stirbt, und eine Wittwe mit unerwachsenen Kindern hinterläßt, von der man nicht vermuthet, daß sie ihrem Hause werde vorstehen können. Auch diese muß darum von Haus und Hof, oder wird abgesetzt. Eine Wittwe, die sich vor dem Absetzen fürchtet, sucht daher gern bald wieder zu heirathen. Geht dieses nicht und sie wird abgesetzt, so verliert sie ihre ganze kleine Habseligkeit, muß Haus und Hof mit dem Rücken ansehen und sich mit ihren Kin-

dern als Tagelöhnerin ernähren. 3) Wenn ein Wirth Alters halber, oder wegen Kränklichkeit, Armuth &c. selbst um seine Entlassung bittet, in welchem Falle einem andern sein Haus und Land eingeräumt wird. Diesen zwingt man oft zur Antretung der neuen Wirthschaft, wovon die Folgen leicht zu errathen sind. 4) Setzt man einen Wirth ab, wenn man aus seinem Lande eine Hoflage machen will, und zu dem Ende oft ein ganzes Dorf sprengt, wovon ich bereits das Nöthige gesagt habe.

Setzt noch etwas über das Recht, Güter besitzen zu dürfen. Seit der neuen Statthalterseinschaltung von 1783 dürfen bloß und allein Edelleute oder geadelte Bürger ein Landgut besitzen und auf dem Landtage mit erscheinen: daher mußten diejenigen Bürger und Kaufleute, welche vor 1783 Güter besaßen, dieselben entweder verkaufen oder sich adeln lassen. Dieses jetzt ausschließliche Recht, das vormals nicht galt, verliert aber viel von seinem Vorzuge und Gewichte, wenn man bedenkt, daß sich jetzt fast jeder Bürgerliche für einige 100 Thaler den Adel, entweder durch die Immatrikulirung bey der Adelscommission in Riga und Reval, oder in Wien oder St. Petersburg erkaufen, oder durch einige Jahre Dienste bey den Gardien oder bey der Armee erwerben kann. Dann stehet es ihm frey, ein Gut zu kaufen, zu erben und zu besitzen, er mag nun noch wirklich in Kriegsdiensten stehen, oder bey dem Civiletat ange-

stellt seyn, wenn er nur einen Officierscharakter oder einen diesem entsprechenden bürgerlichen Rang hat. Dadurch ist er eo ipso Stimm- und Wahlfähig, kann Besitzer eines Guts und Herr von Leibeignen seyn. Auch hat jeder Bürger das Recht, um adeliche Privilegien, oder wie es in der Stadtordnung heißt, um den Adel anzuhalten, wenn sie entweder als erprobte geschickte und rechtschaffene Männer drey mal nach einander von ihren Mitbürgern zu Stadträthern gewählt worden sind, oder wenn sie zur Klasse der nahmhafsten Bürger gehören, d. h. ein Kapital von 16 bis 50,000 Rndel versteuern, und der Vater und Großvater auch zu dieser Klasse gehört haben.

Da es in Lief- und Ehfstand dreyerley Arten von Gütern giebt, Krondomänen (publike Güter), Ritterschaftliche Gemeingüter nebst den Stadt-Patrimonialgütern, und Erbgüter, die man auch Privatgüter (niemals aber Rittergüter) nennt; so giebt es auch dreyerley Arten oder Titel, unter denen man ein Gut besitzen kann. Die Krongüter rühren meistens noch aus der Schwedischen Reduction her, nach welcher viele Erbgüter eingezogen und ein Eigenthum des Landesherrn wurden. Viele sind seitdem wieder an ihre wahren Besitzer oder deren Erben, wenn sie ihr Recht auf dieselben erweisen konnten, zurückgegeben, viele verschenkt, andere auf immer als der Krone zuständig erklärt worden, welche

sie dann verdienten Männern oder deren Wittwen auf Zeitlebens, oder auf 12 Jahre nach einander vergiebt oder verpachtet, wogegen der neue Besitzer eine Caution stellt und Kronarrendator heißt. Der Contract verbindet ihn, das Gut in seinen Rechten und zeitherigem Stande zu erhalten und es eher zu melioriren als zu deterioriren. Die Pachtsumme ist sehr billig und der dabey zu machende Gewinn beträchtlich, daher sich immer Liebhaber genug finden. Wer ein solches Gut nicht selbst verwalten kann, dem ist es unverwehrt, es einem dritten in Subarrende zu geben. — Die ritterschaftlichen Gemein- und Stadtpatrimonialgüter gehören, erstere dem aus 12 Personen vom Adel bestehenden Landrathscollegium, letztere dem Magistrate in den Städten zur Bestreitung allerley nöthiger Ausgaben. Sie werden meistens um einen hohen Preis verpachtet, dürfen aber nie veräußert werden. Die Pächter der letztern können Bürgerliche und Adelige seyn; auch andere kleine Höfe und Ländereyen bey Städten oder unter Gütern darf ein Bürger oder sonst ein freyer rechtlicher Mann besitzen, wenn nur wenige Erbleute dazu gehören; von Wirthshäusern, Bohnhäusern und Gärten, wenn sie innerhalb des Stadtterritoriums liegen und Privatbesitzern gehören, wird der Stadt ein Grundzins bezahlt. Unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen haben auch Handwerksleute unter Privatgütern Wohnplätze und Gartenland. Die Pächter der

Landrathsgüter sind allezeit Adelige; der Pacht davon kommt in die Ritterschaftskasse und wird zur Besoldung der 12 Landräthe verwendet, von denen immer einer in Riga und einer in Reval sich aufhalten muß. Katharina II. hatte diese Güter 1786 eingezogen und in Domänen verwandelt, Paul I. gab sie aber dem Adel großmüthig wieder zurück. — Die dritte Art Güter, die eigentlichen Erbgüter, welche bey weitem die größte Anzahl ausmachen, haben alle Edelleute zu Besitzern und kein Unadelicher kann, ohne sich vorher adeln zu lassen, ein Landgut kaufen oder besitzen. Uebrigens werden sie völlig aus freyer Hand verkauft und gekauft, und der Contract erfordert weder gerichtliche Bestätigung noch Einschreibung, sondern hat seine völlige Gültigkeit, wenn der Käufer nur um ein gerichtliches Proklama gebeten hat, damit sich diejenigen, welche ein Näherrecht an dem Gute zu haben meynen, bey Zeiten melden können, weil nach einer Frist von 1 Jahr und 6 Wochen keine Einsprache mehr Statt findet. Der dabey zu entrichtenden Pöschlin oder Abgabe an die Krone von 5 vom Hundert, die entweder der Käufer oder Verkäufer nach dem Contracte erlegt, habe ich im Vorhergehenden erwähnt. Dafür erhält er eine gerichtliche Bescheinigung, Krepöst, d. i. Befestigung, weil mit derselben die Krone die Versicherung des Besizes übernimmt, im Fall ein anderer hinterdrein Ansprüche auf das Gut machen sollte.

Mit dem Rechte, Güter besitzen zu dürfen, sind noch andere sehr ansehnliche Privilegien verbunden. Außer den schon angeführten, kann ein jeder Gutsbesitzer, so viel er will, Bier und Branntwein brauen, verkaufen und in Wirthshäusern ausschenken, welches in vielen andern Ländern und selbst in dem übrigen Rußland Regalien sind. Er giebt darauf so wenig als auf zu schlachtendes Vieh oder zu mahlendes Getreide, einen Heller Accise; er kann Schiffe halten, seine Wälder nach Gefallen nutzen, er ist frey von Geschossen; auf vielen Gütern haftet die Marktgerechtigkeit, daher Ross- und Viehmärkte gehalten werden, wobey der Erbherr von den fremden Krämern Stand- und Budengeld bekommt, Wein, Bier, Punsch, Branntwein, Kaffee, &c. verschenken läßt, eine Gartüche und Beckerbude hält, welches alles mehr als 3 bis 400 Rubel einbringt. Er kann sich durch Vieh- und Pferdehandel, durch Stutereyen, Bleichen und Linnenweben, noch viele andere Vortheile machen. Ueber seine Erbleute, deren unumschränkter Herr und Gebieter er ist, übt er völlige häusliche Gerichtsbarkeit aus, verhängt nach der ihm allein überlassenen, oft sehr strengen und grausamen Hauszucht, über dieselben nach Willkühr die härtesten Strafen, und ist Richter über alle Verbrechen, die nicht kriminell sind, oder der Obrigkeit nicht angezeigt werden. Er mindert oder mehrt die Arbeiten, Auflagen und Leistungen der Leibeigenen, scharft, keinem Gesetze un-

terworfen, die Züchtigungen, verkauft, vertauscht und verschenkt die Erbleute nach Belieben, wie, wohin und an wen er will. Aeltern, die viele Kinder, und Wirthen, die mehrere Knechte und Mägde haben, nimmt er nach eigenem Gefallen etliche, sey es auch die schönste Tochter, — weg, braucht sie nach Belieben am Hofe, zu seiner Bedienung, zum Staat und bisweilen zur Befriedigung seiner wollüstigen Triebe, oder überläßt sie andern, die daran Mangel leiden. Er setzt Wirthe ein oder ab, so oft er will, braucht sie im Felde, zum Branntwein-, Ziegel- und Kalkbrennen, wozu sie das Korn, den Ton und die Steine selbst herbeyschaffen, auch wohl nach Befinden das Fehlende noch dazu ersetzen müssen; außer den bestimmten Arbeitstagen und Gehorch noch zu andern Leistungen, den Wirth zum Bauen, seinen Sohn zur Fuhre in die Stadt, den Knecht zum Pflügen, die Magd zur Fußarbeit, die Mutter oder Tochter zum Spinnen, Hecheln oder Waschen, den jüngern Sohn zum Rüttelbrennen oder zur Reinigung des Gartens, so daß, wenn man im Sommer in die Dörfer kommt, man die meisten Häuser menschenleer antrifft. Der widerrechtlichen Plackereyen und Bedrückungen sind so viele, daß man sich wundern muß, wie es die Leute nur noch aushalten. Zum Glück und zur Ehre der Menschheit gibt es nur wenige solcher entmenschten Tyrannen, die alles dieß und noch mehr

nach der größten Strenge von ihren Bauern fordern sollten.

Endlich besitzen auch noch die Prediger viele Ländereyen, obgleich keine separaten Güter. Zwar ist es ihnen unverwehrt, welche zu kaufen, aber sie müssen sich in diesem Falle so gut wie ein anderer adeln lassen. In politischen und Civilsachen, desgleichen in solchen, die ihre Güter und Ländereyen betreffen, sind sie so gut wie jeder andere der weltlichen Obrigkeit unterworfen. Inzwischen sind nur sehr wenige von ihnen geneigt oder reich genug, Landgüter zu kaufen. Die Stadtprediger besitzen gar keine Güter, weil sie an Besoldung gewiesen sind; die Landprediger hingegen haben alle ihre, oft sehr große und weitläufige Pfarrländereyen, worin ihr vornehmstes Einkommen besteht. Ein Pastoratsgut beträgt gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Haaken, selten mehr, öfters weniger, und ich kenne nur eins im ganzen Lande, das 4 Rigische Haaken hat. Der Pastor ist übrigens eben so gut unumschränkter Herr seiner Bauern wie der Edelmann; sie sind ihm dienftbar und gehören als Leibeigene zum Pastorate, dagegen sind sie von allen Frohndiensten für irgend einen zum Kirchspiel gehörenden Hof frey. In der Regel haben sie es besser als die andern Erbbauern: wo der Prediger gar keine hat, so müssen ihm von jedem Gute wöchentlich nach der Reihe so viele als Tagelöhner geliefert werden, als er zur Bestellung seiner Felder und Gärten, zu seinem Hausbedarf und

zur Versendung seiner Produkte nöthig hat. In Ehstland sind die Prediger, die Kopfsteuer ausgenommen, frey von allen Abgaben, Einquartierung, Lieferungen an die Krone, aber nicht frey vom Straßen- und Brückenbau, als welcher durch das ganze Land auf die Güter repartirt ist. In Liefland müssen sie wie andere Gutsbesitzer, nach der Größe ihrer Haaken, alle diese öffentliche Lasten mittragen. Ihre Waldung, (wenn sie dergleichen in ihrem Gebiete haben,) nutzen sie so wie jeder Besitzer, der den Nießbrauch eines Guts hat, brennen auch zu ihrer eigenen Consumtion den benöthigten Branntwein und brauen Bier, mit welchem sie aber keine Schenkerey treiben, so wenig als welche von ihren Pastorsbauern verkaufen dürfen, welches auch ohnehin für einen Lehrer der Religion, welche Menschenliebe, Schonung und Sanftmuth empfiehlt, und für einen Vertheidiger der natürlichen Rechte des Menschen äußerst unanständig und entehrend wäre.

Zweyter Abschnitt.

Zustand der Bauern, Letten und Ehsten — Ihre Nahrungszweige, Wohnungen und Bauart derselben. — Ihre Kunstanlagen, Hausgeräthe und Ackerwerkzeuge. — Die verschiedenen Geschäfte bey dem Ackerbau und der Landwirtschaft, Pflügen, Säen, Eggen ic., Aernte, Mägen. — Andere ökonomische Nebenbeschäftigungen. — Die Heuärnte, Wiesen und Heuschläge, Kujen. — Kleidung der Letten und Ehsten, nebst Erklärung der Kupfer. Verschiedenheit zwischen beyden Nationen. — Aberglaube. — Ihre Dampfbäder und Badstuben. — Mäheligkeiten und elendes Sklavenleben. — Versuche zur Verbesserung des Zustandes der Bauern; Landtagsbeschlüsse. — Grausame Behandlung der Thiere. — Seltenheit großer Diebstähle. — Hochzeitgebräuche, Tausen und Leichenbegängnisse. — Tanz und sonstige Vergnügungen. — Prediger und Pastorate auf dem Lande. — Krankheiten der Bauern. — Nationalcharakter.

Wenn man allgemein die Behauptung hört, daß das Elend der leibeigenen Letten und Ehsten groß, und ihr Zustand höchst beklagenswerth sey; wenn viele Schriftsteller und Reisende es sogar mit dem Elende der Negerklaven in den Amerikanischen Kolonien vrgleichen; so ist diese Behauptung in sofern

gegründet, daß sie von dem bey weitem größten Theile dieser Nationen gilt, und daß nur wenige einzelne Güter, die von wirklich edel denkenden Adlichen beherrscht werden, hiervon eine Ausnahme machen. Im Ganzen ist es wahr, und der Verfasser ist davon 12 Jahre Augenzeuge gewesen, daß in beyden Provinzen die Bauern nicht viel besser als Lastthiere angesehen und gebraucht werden: aber man findet auch Gegenden, wo sie die Leibeigenschaft kaum fühlen. Doch Ausnahmen machen keine Regel, und in der Regel ist ihr Zustand der traurigste und ein wahres freudloses Sklavenleben. Das folgende wird das Gesagte beweisen und jedem Zweifler das Gegentheil einleuchtend machen.

Schon ihr äußeres Ansehen erregt Mitleid und ein unangenehmes Gefühl des Abscheues und Widerwillens gegen die üppigen Unterdrücker dieser unglücklichen Völkerschaften, wenn man sie auch nicht in ihren Hütten, dem Sitze des Schmutzes und Ekels gesehen hat, sondern ihnen bloß auf den Märkten in den Städten oder auf Landstraßen begegnet. Ohne gerade zerlumpt wie Bettler einherzugehen, sehen sie doch äußerst schmutzig, zum Theil höchst unflätig aus, die Ehsten mehr als die Letten. Abgezehrte bleiche Gesichter, hagere Jammergestalten mit einem struppigen Barte und gelben oder halbbraunen Halse und einer von der Sonne verbrannten Brust kommen einem tagtäglich vor's Auge, unter einem großen runden

mit den Krämpfen herabhängenden Hute stier hervorguckend, ohne eine Frohsinn verkündigende Miene, ohne heitres Lächeln oder eine offene Stirne. Die Falten des Leidens und Ueberdrusses, das todte Hinstarren in Gleichgültigkeit und Dummheit sind mit lebendigen Zügen auf ihren Gesichtern ausgedrückt. Ihr Gang ist langsam, matt, schleppend, alle ihre Bewegungen träge, unbehäuflich, ihre Arbeiten langsam, faul und nur mit Mühe von Statten gehend. Sie scheinen zur Sklaverey geboren zu seyn; denn so munter und arbeitsam der Russe ist, so schläfrig, faul und unthätig ist der Lette und Ehste. Sein höchstes Vergnügen ist der Rausch in Bier und Branntwein: daher Faulheit und Trunkenheit die Hauptzüge seines Charakters sind. Der Werth der täglichen Nahrungsmittel dieser Leute steigt selten, so wie bey dem gemeinen Russen über 5 bis 6 Kopelen. Ihr gewöhnlicher Unterhalt ist grobes, schlechtes Brod von ungeteultem Mehle, dem oftmals Spreu und Staub mit untermischt ist, eingesalzene oder gedörte Fische und Milch, selten Fleisch oder Gemüse. Stumpfsinn und Stupidität gepaart mit einem hartnäckigen Sklavensinne und Sklaventücke scheint den meisten anzugehören. Erwacht je bisweilen der bessere Mensch in ihnen, wenn sie über das Schwelgen ihrer Gewaltigen entbrennen, während sie selbst in Mangel und Elend schmachten; so ist es das krampfhafte Zucken, das ohnmächtige Knirschen eines gefesselten Schlachts

opfers, das um sich schlägt, ohne sich frey machen zu können. Der Vorwurf der Rief- und Ehstländischen Edelleute, daß Freyheit für den Letten und Ehsten ein Unglück und Sklaverey eine Wohlthat für sie sey, ist nur in so fern wahr, als Zügellosigkeit und völlige Ungebundenheit sie und die dasigen Deutschen ins Verderben stürzen würde. Aber Milderung der Leibeigenschaft würde durchaus ihren Zustand vervollkommen, bessere Menschen aus ihnen machen und ihren ganzen Charakter umbilden. Man sieht dieß an so manchen freygelassenen Letten und Ehsten, so groß und allgemein auch das Vorurtheil gegen dieselben ist. Ich habe mehrere derselben gekannt, die sich durch Kopf, Fähigkeit, und gute Erziehung ihrer Kinder vortheilhaft auszeichneten und ihrer Nation Ehre machten. So kann man z. B. dem Kronmastenwraker *) Da m m in Riga, einem edel denkenden, talentvollen, biedern und gescheuten Manne, und mehrern seines Gleichen die gebührende Achtung nicht versagen: dennoch aber reicht dieß nicht hin, das nur zu tief gewurzelte Vorurtheil zu vertilgen. Der Deutsche schämt sich nun einmal, mit Letten oder Ehsten umzugehen, und

*) Wraken heißt eine Waare absondern, prüfen und nach ihrer Güte und ihrem Werthe bestimmen. Eine dazu obrigkeitlich verordnete Person wird Wraker genannt, z. B. Glaswraker, Mastenwraker ic.

eine Heirath mit einem Lettischen oder Ehstnischen Mädchen, wenn dieses auch frey ist, wird für schimpflich gehalten, wie dieß der Kaufmann Herr Fürgenus in Reval leider nur zu sehr erfahren hat.

Weyde, die Letten und Ehsten, sind zwey ganz verschiedene Nationen, unterschieden durch Sitten und Kleidung, auch reden sie zwey ganz verschiedene Sprachen, die nicht die geringste Aehnlichkeit oder Verwandtschaft mit einander haben. Die Lettische Sprache, die manches mit der Russischen gemein hat, scheint ihre Abstammung von der Slavonischen zu haben; die Ehstnische ist eine Tochter oder Schwester der Finnischen, wie denn auch dieses Volk selbst ein Zweig des ausgebreiteten Finnischen Völkerstammes seyn mag, und daher auch noch bis jetzt von seinen Nachbarn jenseit des Meerbusens, den Finnen, verstanden wird. Weyden Völkern hat man ihre Sprachen, als zum Unterscheidungsmerkmal ihres Sklavenstandes gelassen, um gleichsam dadurch anzudeuten und es jedem Fremden laut entgegen zu rufen, daß sie die ursprünglichen Besizer des Landes waren, und keine Fremdlinge sind, denen aber ihre Bezwingen, die aus einem fremden Lande kamen, ihr Eigenthum, ihre Freyheit und ihre Menschenrechte raubten, und nur so viel ließen, als sie zur Erhaltung ihres kümmerlichen Lebens und ihrer erschöpften Kräfte höchst nothwendig brauchen, um für ihre jezigen Dränger den Acker zu pflügen und zu ihrer Lagerstätte zu machen, den ihre

Urvorfahren aufrissen und begatteten, dafür sie denn nun zum Lohn ihrer Arbeit darben, im Angesicht der reichen Aernte, die durch ihren Schweiß gewonnen wurde. Man sollte es kaum glauben, aber tausend Zeugen und Zungen bestätigen es, daß man den arbeitenden Letten und Ehsten oft bis auf das Blut aussaugt, ihm seine Aernte vor den Augen wegnimmt, und, wenn er dann hungrig kommt und fußfällig seinen Herrn um Brod bittet, ihm statt des gehofften Vorschusses die Peitsche oder Ruthen giebt, die seinen Rücken zerfleischen. Die härteste Leibeigenschaft in der Lausitz, Mähren, in Mecklenburg und Hollstein, und ehemals in Ungarn und Böhmen, ist nichts gegen das drückende Sklavenjoch, das den Nacken des Ehsten und Letten niederbeugt. Nur in Pohlen mag man vielleicht einen noch schändlichern Grad der Erniedrigung der Menschheit finden, gegen den der Zustand des nackenden Wilden in Afrika und Amerika zu beneiden ist. So tief ist der Ehste und Lette nicht gesunken, daß er, wie man von Pohlischen Adeltichen behaupten hört, nicht nur nicht frey seyn könne, sondern es auch nicht einmal wolle. Weit entfernt, ihm diesen Sklavensinn zuzuschreiben, macht der Liefländische Edelmann den Leibeigenen das Streben nach Freyheit zum Vorwurfe und Verbrechen. Dagegen zeugt auch das beständige Davonlaufen der Bauern von ihrer Erbstelle, das noch häufiger seyn würde, wenn es nicht so sehr erschwert und durch scharfe Ge-

setze verpönt wäre. Dennoch entlaufen noch alle Woche welche nach Schweden, Finnland, Pohlen und Preussen, die, wenn sie aufgefangen werden, die empfindlichsten Strafen leiden müssen, ohne dadurch andere von ähnlichen Versuchen abzuschrecken. So sehr ist der Trieb nach Freyheit bey ihnen eingewurzelt, und sie fühlen es recht gut, daß sie nicht zur Sklaverey gebohren sind. Auch könnten die Adeltichen, nach dem letzten Aufstande und Versuche der Letten, sich frey zu machen, im Jahre 1783, ihnen keinen solchen Sklavensinn zuschreiben, ohne durch die offendarste Thatsache widerlegt zu werden.

Dieser Aufstand, wobey selbst der damalige Generalgouverneur, Graf von Browne, nicht verschont wurde und in Gefahr seines Lebens kam, wenn ihn nicht sein Sekretär gerettet hätte, rührte eigentlich von einer Mißdeutung einer Ukase in dem gedachten Jahre über die Einführung der Kopfsteuer, und einer falsch verstandenen und übel ausgelegten Predigt eines Liefländischen Predigers über die christliche Freyheit, her. Die Letten (und auch viele Ehsten) glaubten nämlich, sie sollten nun der Krone ein gewisses Kopfgeld bezahlen und dafür von der Leibeigenschaft und den Hofsdiensten frey seyn. Da man sie aber eines andern bedeutete, so zeddelte sich unter ihnen allmählig ein Aufruhr an, der bald wie ein Lauffeuer von einem Gute zum andern sich fortpflanzte. Auf Johannisstag feyern die Letten ein Nationalfest, welches

sie auf den Höfen ihrer Herren mit Saufen, Schmaufen, Musik und Tanz sehr hoch begehren. Man glaubte damals allgemein, daß sie diesen Tag unter sich zur Sicilianischen Vesper für alle Deutschen, insbesondere für die Adlichen, bestimmt hätten. Aus Fürsorge wurden in diesem Jahre alle Jahrmärkte auf dem Lande und besonders die Feyer des Johannistfestes untersagt, damit jeder Veranlassung zum Aufruhr die Zugänge versperrt würden. Es wurden einige Compagnien Russen in die Gegenden gezogen, welche am meisten in dem Verdachte der Unruhe standen. Einzelne kleine Ausbrüche waren alles, was man von der gefürchteten Wuth der Letten wahrnahm. Als die Ruhe überall wieder hergestellt war, wollte kein Edelmann gestehen, daß eine Seele auf seinem Gute unruhig gewesen sey, obgleich man von vielen gewiß wußte, daß sie sich, aus Furcht vor der Vesper, vor Johannisttag heimlich entfernt hatten. Bey dem ganzen, überhaupt vergrößertem Lärmen, verlohren kaum einige Letten von dem Haufen derer, welche sich dem anrückenden Militär widersetzten, ihr Leben. Die Hauptanführer wurden gegriffen, und nach einer harten Züchtigung zum Theil auf den Hafendau nach Niga, zum Theil in die Bergwerke nach Nertschinsk oder Koliwan geschickt.

Unter welchem grausamen Drucke beyde Nationen seufzen, kann man nicht besser einsehen, als wenn man eine Parallele zwischen ihnen und den Russen

zieht und zeigt, auf welcher niedrigen Stufe intellectueller und sittlicher Ausbildung sie stehen. Obgleich die Russen ebenfalls das Sklavenjoch ziehen, so haben sie doch mehr Energie, Muth, Thätigkeit, Entschlossenheit und in mehreren Stücken einen so entschiedenen Vorzug vor den Letten und Esten, daß diese selbst ihre Ueberlegenheit anerkennen und sich vor ihnen fürchten. Man schreibt diese Muthlosigkeit und das erschlossene Thätigkeitsgefühl freylich der Natur zu und meint, das Herz des Bauern sey böse von Jugend auf und immerdar; man scheuet daher auch und vermeidet geflissentlich alle Bemühung, ihn auf eine höhere Stufe der Kultur zu bringen. Aufklärung ist den Herren ein Wort, bey dessen bloßer Anhörung sie schon zittern und erboßt werden. Ich glaube aber, daß der Est und Lette, so gut wie der Russe, der Vervollkommnung fähig ist und dasselbe leisten würde, wenn er weniger unter der eisernen Ruthe der Leibeigenschaft stände; wenigstens bestätigen dieß einzelne Beyspiele von Männern, die sich, nachdem sie frey waren, über ihre Brüder weit erhoben, Künste und Wissenschaften erlernten und dem Staate nützliche Dienste leisteten. Selbst alles Druckes ungeachtet zeichnen sich manche noch als Lastträger der geisttödtenden Sklaverey vortheilhaft vor andern ihres Standes aus, durch Erfindung und Nachahmung von Kunstwerken der Deutschen und Russen. Ganz ungegründet ist freylich die Behauptung nicht, daß es unter

den Letten und Ehsten mehr treulose und heimtückische Bösewichte als unter den Russen gebe. Dieß ist aber ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß diese weit abergläubiger und religiöser erzogen werden, und bey weitem nicht so gedrückt sind wie jene, wenigstens von den Großen ihres eignen Volks beherrscht werden. Die Letten und Ehsten hingegen müssen wider ihren Willen einem fremden Joche gehorchen, das ihnen ausländische Despoten aufgelegt haben, die kein Recht dazu besitzen, als Usurpation und altes Herkommen. Wenn diese armen Menschen sehen, daß jeder aus ihrer Nation zum Knechtschaftsjoche verdammt ist, während daß die Deutschen ihr Mark verprassen und sich von dem Schweiß sättigen, mit dem sie ihre Felder düngen, jagen, spielen, reisen; wenn sie sehen, daß der Deutsche geehrt, ihres Gleichen aber verachtet wird; ist es da ein Wunder, wenn sie diesen bitter hassen und verabscheuen? bey jeder Gelegenheit über ihn spotten? gleichgültig bey allem sind, was Erwerbseiß und Sporn zur Thätigkeit heißt? —

Wenn sich die Ehsten noch von den Letten in ihrem Charakter unterscheiden, so liegt dieser Unterschied nicht sowohl in den Zügen selbst als in der Stärke derselben. Beyden schreibt man hämische Schadenfreude, Lücke, Treulosigkeit, Empörungssucht, Völlerey, Unflätherey, Halsstarrigkeit und Gefühllosigkeit zu. Wenn nun sowohl das äußere Ansehen als die Wohnungen der erstern noch schmutzi-

ger und elender als die der Lettern, und nach einer hier und da herrschenden Meinung die Despoten der Ehsten härter sind als die der Letten und Russen; so muß man natürlich theils die erwähnten Laster überhaupt, theils den größern Grad derselben nicht sowohl auf Rechnung des Charakters dieser Völker an sich, als vielmehr des stärkern oder schwächern Druckes schreiben, unter dem sie seufzen. Ich will hier nicht die schrecklichen Thatsachen als Belege wiederholen, die ich schon in meinen Ehsten*) angeführt habe, deren auch Herr Merkel in den Letten eine Menge aufgedeckt hat; ich berufe mich blos auf die Erfahrung und das Zeugniß aller, die einige Jahre in jenen Provinzen gelebt haben. Viele jener Unglücklichen, welchen ein widriges Verhängniß das traurige Loos beschieden hat, unter einem harten, gefühllosen Barbaren zu stehen, (deren Anzahl Gottlob immer kleiner wird,) wünschen sich den Tod, und wollen bey Krankheiten keine Arzeney nehmen, ja manche, denen das Leben eine unerträgliche Last wird, entleiben sich mit kaltem Blute selbst, weil sie den Tod für eine Wohlthat halten. Muß bey dieser Unterdrückung des mächtigsten Naturtriebes, als die Liebe zum Leben ist, der Druck nicht himmelschreyend seyn? — Erinnert man sich endlich noch aus der Geschichte, was die Letten

*) Theil I. Abschn. 2. und Theil II. Abschnitt 3 u. 4.

und Ehsten vor Zeiten waren, und vergleicht man damit, was sie jetzt sind; so muß es dem Menschenfreunde doppelt wehe thun, sie so weit herabgesunken und so tief unter dem Ruffen stehen zu sehen. Dieser ist munter, lebhaft, heftig und behende in seinen Handlungen, der Ehste und Lette tölpisch, schläfrig und ungeschickt; jener reinlich in seiner Kleidung und in seinem Hause; dieser schmutzig, unflätig, lebt oft mit den Schweinen in einer Kammer, die durch den Rauch, der aus dem Ofen zur Thür hinauszieht, schwarz wie ein Brauhaus ist; jener ist höflich, einschmeichelnd, ein Kindernarr, artig in Worten und Geberden; dieser grob, plump, gleichgültig, mürrisch und giebt seinen Dank oder sein Flehen bloß durch das kriechende Knieumsassen und Streichen zu erkennen. Doch findet man unter dem weiblichen Geschlechte der Letten und Ehsten manche, die, so wie durch einen schlanken Wuchs, ein wohlgebildetes Gesicht und durch einen vollen Busen, also auch durch eine sie nicht übel kleidende Verschämtheit und durch ein einnehmendes Betragen sich auszeichnen; wiewohl die Letztere selten ist.

Der Russe — um die Vergleichung fortzusetzen, — ist bey seinen Arbeiten stets munter und vergnügt, er singt fast immer, er mag fahren oder gehen, zu Hause und auf der Straße; der Lette und Ehste seufzt beständig, sieht sich oft um, steht still oder hält in Arbeiten ganze Minuten inne, ist immer verdrießlich

und braucht zu seiner Arbeit eine weit längere Zeit. Der Russe hat Kraft und Lust zur Arbeit, der Ehste und Lette schleppt sich träg fort und thut alles mit Unlust. Bey jenem ist Groß und Klein, selbst zu Hause, gegen die Kälte durch hinlängliche Bedeckung geschützt und mit nothdürftiger Wäsche versehen. Bey diesen gehen Erwachsene und Kinder oft im bloßen Hemde, besonders zur Sommerszeit, und nicht etwa bloß zu Hause, sondern selbst außer demselben, im Felde, am Hofe, auf der Weide und im Heuschlage, mit einem bloßen Gurte über den Hüften geschürzt. Und wie es mit der Wäsche beschaffen sey, kann man sich vorstellen, wenn Herrschaften selbst sagen, daß der Bauer nur zwey Hemden brauche, eins auf dem Leibe, und das andere in der Wäsche. Der Russische Bauer lebt in ziemlichem Wohlstande und sammelt sich nicht selten ein artiges Kapital; unter den Ehsten und Letten hingegen findet man Wohlhabenheit so selten, daß nur wenige mit ihren eingearneten Früchten ohne Vorschuß vom Hofe bis wieder zur Aermte reichen. Die Russen dürfen allerley Gewerbe und bürgerliche Nahrung treiben, können mit Erlaubniß ihrer Herren, gegen eine Geldabgabe, (Zbrok genannt,) in die Städte ziehen und da einen Handel anfangen, da hingegen die Letten und Ehsten nicht von ihrer Erbsstelle weichen, noch für sich, zu ihrem Erwerb, ein Handwerk treiben dürfen. Man findet zwar unter ihnen geschickte Handwerker aller Art, allein sie ar-

beiten bloß für ihren Herrn, als Frohne knechte, ohne einen Heller Lohn zu bekommen, am Hofe, sie müßten denn besondere Erlaubniß haben, für andere, oder für sich, zum Verkauf, Schlitten, Matten, Bänke, Böttcherarbeit u. s. w. zu machen. Dennoch bringt ihnen diese Arbeit wenig ein, weil sie ihrem Herrn zu viel von dem verdienten Lohne abgeben müssen. Manche kommen nur dann in die Städte, entweder wenn die Herren ihrer daselbst bedürfen, oder sie bey Mißwachs nicht mit hinlänglichem Getreide unterstützen, da sie denn in Riga, Reval, Pernau &c. als Tagelöhner arbeiten müssen.

Das Branntweinbrennen am Hofe, welches bey den meisten eine Extrafrohn ist, gereicht sehr vielen Bauern zum größten Verderben und ist eine neue Quelle des Drucks und Elends für sie. Sie werden dabey über alle Maaße angegriffen, so daß sie Tag und Nacht keine Ruhe haben. In Rußland darf kein Edelmann zum Auschenken und Verkauf Branntwein brennen, wie dieß in Lief- und Ehstland geschieht, wo auf großen Gütern täglich 2 bis 3 Faß gebrannt, und theils in den Krügen verkauft, theils in die Stadt verhandelt, theils bey Contraktlieferungen der Krone, oft zu 1000 Fässer, überlassen werden. Geschiehet es ja bisweilen, daß ein Russischer Gutsbesitzer Contrakte über diesen Artikel mit der Krone schließt, so ist es doch für die Bauern nicht so drückend, weil gewöhnlich dort die Hofleute das thun,

was in Lief- und Ehstland der Bauer zur ungerechneten Frohne thun muß. Ueberhaupt werden die Russischen Bauern ganz anders behandelt als die Letzen und Ehsten, welche als ein durch die Gewalt der Waffen unterworfenen Volk gleich Anfangs in ein eisernes Joch gespannt wurden, da hingegen die Russen ihren eigenen Landsleuten, Herren aus ihrer Nation, gehorchen, obgleich Menschenkauf und Verkauf im eigentlichen Rußland eben so in der Regel und nach den Gesetzen erlaubt ist, wie in Liefland, nur mit einigem Unterschiede. Dort verkauft man bloß Hausbediente, hier aber wirkliche Bauern aus den Dörfern; in beyden Ländern aber ist der Bauer überhaupt eine Waare, mit der man handelt und nach Belieben schaltet und waltet. Mancher Bediente wird auf eine Karte gesetzt und verspielt, nachdem schon Uhr, Ringe, Schnallen, Kutsche und Pferde verlohren sind *).

So reich auch das Land an Getreide ist, so sparsam wächst dieses doch aus mehreren in der Verfassung des Landes und der harten Sklaverey gegründeten Ursachen, gerade derjenigen Klasse von Menschen zu, die es dem Erdboden abzugewinnen gezwungen ist:

*) Alexander, der Weise und Gütige, hat diese himmelschreyenden Mißbräuche in etwas abzustellen, wenigstens einzuschränken gesucht.

aus dem Korne also können die Letten und Ehsten wenig, manche gar kein Geld machen. Dennoch würde es ihnen, selbst bey diesem kleinen Handel, sehr zu Statten kommen, wenn sie nur etwas weniger roh und unwissend wären. Fährt z. B. ein Bauer nach der Stadt, um einige Tonnen Korn zu verkaufen, so ist es viel, wenn er auf dem Wege dahin nicht in allen Krügen ein Glas Branntwein genommen hat. Allein er komme auch immerhin mit dem völligen Gebrauche seines Verstandes daselbst an, der sogenannte Bauernhändler, dem er sein Korn verhandelt und allerley Bedürfnisse dafür abnimmt, weiß ihm weit gütiger zu begegnen, als er sonst gewohnt ist. Einige Gläser von seinem Lieblingsgetränke vollenden das Werk, — und der Käufer kann nun nach Belieben handeln und messen. Augenzengen versichern, daß mancher bey dieser Gelegenheit sehr mitgenommen wird. Eben so geht es bey dem Flachshandel, wo die Bauernhändler die Leute gewaltig über das Ohr hauen.

Der zweyte Nahrungsweig, und gewiß der, welcher den Bauern das meiste Geld einbringt, ist der in der That ganz ansehnliche Antheil, der ihnen an den Waldungen eingeräumt ist. — Es versteht sich von selbst, daß dieses nur von den Hauswirthen gilt, denen ein kleines Gütchen geliehen, d. h. ein Stück Land zu benutzen, überlassen wird. — Diese haben, außer dem, daß sie selbst nach Belieben Holz

verschleudern und verbrauchen können, noch den Vortheil, auch so viel zu verkaufen, als es Zeit und Umstände erlauben: und da es in den Städten ein ziemlich theurer Artikel ist, so bleibt dieses unentbehrliche Produkt auch die vornehmste Hülfquelle der geplagten Bauern.

Bauern, welchen ihr Fortkommen ernstlich am Herzen liegt, können endlich auch, wenn anders weder Mißwachs noch Viehsenke sie trifft, aus ihren Hausthieren noch wohl etwas Geld machen. Zwar ist das Rindvieh äußerst klein, und kann schon aus diesem Grunde nicht theuer bezahlt werden, aber es ist doch auch überhaupt sehr wohlfeil. Keraten indessen sowohl die Herren als die Bauern ihre wahren Vortheile besser kennen; so würden sie weniger Rindvieh halten, und dasjenige, was sie hätten, desto besser füttern. Freylich erfordern weitläufige Felder auch einen starken Viehstand: aber da steckt eben der Knoten, daß man mehr Land besäen will, als man düngen kann; wenn aber das Vieh nicht gehörig gefüttert, und ihm eben so schlecht untergestreuet wird, so kann man wohl nicht viel Dünger erwarten. Kaum ist im Frühlinge der Schnee gewichen, so treibt man die armen Thiere, welche den ganzen Winter bey elendem Strohfutter zugebracht, noch kaum das Leben haben, und deren viele nicht gehen können, — auf kahlen Rasen, wo sie mehr hungern als fressen. Kommen aber auch endlich die jungen Grasspigen hervor,

so läßt sich doch nicht begreifen, woher die Sättigung kommen soll, da das Vieh, während man es ausreibt, auf dem Stalle nicht das Mindeste, oder sehr wenig, zu fressen bekommt. Nur spät im Herbst, wo die Kühe bloß einige Stunden am Tage unter freyem Himmel ausdauern können, gibt man ihnen den Abgang vom Dreschen, Spreu, und von den Gartengewächsen, die man einbringt: aber was soll das unter so viele? — Nicht besser geht es im Winter mit dem Heu, von welchem nur diejenigen, die eben frisch milch werden, den Geschmack bekommen; das meiste gibt man den Pferden zu fressen. Der Abfall von der Branntweinbrennerey, Brack genannt, wird, — ganz einzelne Güter abgerechnet, — zur Mastung der schönen großen Ochsen angewendet, welche aus der Ukraine gebracht, von den Fleischern in den Städten aufgekauft und auf die Güter gegen ein Stück Geld zur Mastung gesetzt werden. Dieß scheint zwar Vortheil zu seyn, im Grunde aber ist es wahrer Schade, da man die eigene Heerde darüber verschmachten, und selbst dem Mastvieh so äußerst wenig als möglich streuen läßt. Unter diesen Umständen hat man nichts als elendes Vieh, wenig und sehr schlechte Milch, keine fette Butter, nicht hinreichenden Mist und einen kärglich gedüngten Acker. Daß aber die schlechte Wartung und Fütterung, nicht das Klima, die einzige Ursache aller dieser Uebel ist, dieß beweiset das Rindvieh, das man in den Städten

siehet. Wer hier eine Kuh hält, dem ist es um Milch, Rahm und Butter zu thun: er wartet daher sein Thier auf das sorgfältigste und hat Butter und Milch in hinreichender Menge, jährlich ein schönes Kalb, seine Kuh ist stark, groß und schön, und er hat so viel Dünger, daß er nicht weiß, wo er damit bleiben soll. Gibt er hingegen dasselbe Stück Vieh auf das Land in die Fütterung und Weide, so ist in kurzer Zeit die Gestalt desselben nicht mehr kennbar, es verfällt, wird schuppig und träge und gibt kaum halb so viel Milch. Woher denn das, wenn es nicht an der Wartung und Fütterung liegt? —

Aus diesen Ursachen kann das Rindvieh den Bauern zwar etwas, aber doch nicht so viel einbringen als es sollte. Der Butter, die sie etwa in die Stadt zu Markte bringen, kann nur wenig seyn: gelingt es einem unter ihnen, einen Ochsen oder eine Kuh fett zu machen, der er dann alles gute Futter, das er hat, einstopfen muß; so löset er wohl noch etwas Geld: einige Kälber, ein Schwein, das mit ihm frist, ein oder ein Paar Lämmer oder Schaaf, Hühner, Eier; mancher auch wohl einige Gänse, Fische, Krebse, welche jeder fangen, und Beeren, die jeder pflücken darf, das ist es, was sie allenfalls verkaufen können, was sie aber, — wenn man die Beeren und Krebse abrechnet, — zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Kräfte, selbst höchst nöthig bedürfen. Jeder Hauswirth kann auch nicht alle Jahre

ein fettes Stück Rindvieh verkaufen; Hühner, Eyer, Butter, ein Schaaf, eine Gans, Getreide, Flachß und etwas Geld, muß jährlich dem Herrn als Abgabe dargebracht werden. Hat er dieses nun erst entrichtet, was bleibt ihm denn zur Erkaufung seines Lieblingsgetränktes und der gefalzenen Strömmlinge übrig? —

Die Wohnungen der Letten und Ehsten sind kläglicher, als man sie sich zu denken vermag. Das Fundament ist höchstens einen halben, selten einen ganzen Fuß hoch, und scheint gleichsam durch den Zufall entstanden zu seyn. Da ist kein Stein behauen; die Höcker des einen stehen auswärts, die andern einwärts, alle schief und krumm über einander gelegt und mit Leinen zusammen geschmiert oder vielmehr geklebt: viele haben auch gar kein Fundament. Lange Balken, oder nur aus dem Groben krumm und schief gehauene Bäume, einen auf den andern gelegt und an den vier Ecken in einander gefügt, machen die vier Wände des Hauses aus. Es ist natürlich, daß bey einem solchen Verfahren große Ritzen zwischen zwey Balken entstehen: diese werden mit Moos verstopft, ohne sie auf eine andere Art gegen die Witterung zu verwahren, und endlich bringt man ein dickes Strohdach darauf, welches den Hütten ein warmes, dichtes Ansehen gibt. Aber das Innere des Hauses ist um nichts besser, wo nicht noch schlimmer. An einer Seite dieser Hütten ist durch eben eine solche Balken-

wand ein Theil vom übrigen abgefondert und dient zur Wohnstube, andere mögen auch noch ein kleines Kämmerchen haben. Aber weder die Stube noch die Kammer haben in den allermeisten Häusern Dielen und Fenster, oder wenn auch eins oder gar zwey da sind, so sind sie doch nicht größer, als die bekannten Kragelöcher, die man in Deutschland zuweilen noch unten an den veralteten Kornbodenthüren ausgeschnitten siehet. Dann ist es auch gewiß schon ein sehr gutes Haus, aber die Anzahl derselben scheint wohl nicht um sehr viel größer zu seyn, als die Anzahl der Krüge (Schenken, Wirthshäuser). Damit indessen doch einiges Licht hereinfalle, siehet im Winter und Sommer die Hausthür offen, welche zum Fenster und Schornstein zugleich dient. Der Feuerheerd, der Stubenofen, der Backofen und der Ehrenplatz der Alten ist alles eins. Diese liegen und schlafen oben auf dem dicken und schrecklich heißen Stein- und Leimklumpen, und finden nirgends eine größere Erquickung als auf dem Ofen. Wohnstube, Küche und Backhaus ist daher alles eins: bey den meisten Bauern wird auch das Getreide durch dieselbe Ofen- und Stubenhitze gedörret. Aber man findet sogar Häuser, in welchen nicht einmahl eine Stube abgetheilt ist, und wer weiß, ob nicht die meisten so sind; wenigstens ist es wahrscheinlich, da die Scheidewand doch nur von geringem Nutzen ist, und der Bauer gerne so viel Arbeit spart, als eine solche aufzuführen erfo-

bert wird. Daß es indessen solche gibt, ist gewiß: ich selbst bin in einigen Hütten gewesen, wo man mit dem Eintritte ins Haus sich zugleich in allen Zimmern desselben befand, und zu meinem großen Erstaunen saß in einer solchen dunkeln schwarzen Hütte ein Leinweber nicht weit von der Thür auf seinem Weberstuhle und knöpfte Knoten an, in einer Dunkelheit, in welcher ich fast nichts zu unterscheiden im Stande war. Aber die Augen der armen Leute leiden auch so sehr darunter, daß sie — wozu freylich auch der Brantwein das Seinige mit beyträgt, — nicht nur bey Zeiten roth und häßlich werden, sondern auch schon in den mittlern Jahren sehr viele schlecht sehen und nicht wenige im Alter erblinden. Dessen ungeachtet ist bey weitem der größte Theil für diese schöne Bauart so sehr eingenommen, daß, wenn auch einmahl ein Gutsbesitzer einen Bauer, welcher sich ein Haus bauet, — oder dem er eins bauen läßt, wie man sich ausdrückt, — bereden will, sich dasselbe bequemer einzurichten, auch sich wirklich erbietet, die Fenster ihm selbst machen zu lassen, jener die alte Bauart vorzieht, vermuthlich weil sie die gewohnte ist. In dessen wird niemand dazu gezwungen, und man läßt sie gern bey ihrer alten Weise. Mir ist indessen doch einer der Herren bekannt, welcher, um die so häufigen Feuersbrünste zu verhindern und das Holz zu schonen, einige steinerne Häuser aufführen ließ, die aber doch im Uebrigen ziemlich nach dem Geschmacke

der Bauern eingerichtet wurden. Weil nun aber die Mauern nicht gehörig getrocknet waren, und das Getreide, wie man sagt, in steinernen Häusern überhaupt nicht den Grad der Trockenheit erhalten soll, den man ihm zu geben nöthig hält; so finden sie keinen Beyfall und werden daher eben so wenig als die bessere innere Einrichtung nachgeahmt werden.

Die Bauleute dieser armseligen Hütten sind die Bauern selbst; denn nachdem der Edelmann die Erlaubniß zum Bau ertheilt, auch wohl den künftigen Besitzer, wenn dieser etwa durch Feuer um das Seinige gekommen ist, aus besondrer Gnade eine Zeitlang von den Hofsdiensten befreyet hat; so gehet dieser mit den Seinigen und einigen Nachbarn daran, und vollendet in kurzer Zeit den Bau ohne andere Beyhülfe. Sie brauchen auch weiter keine Werkzeuge dazu, als ein Beil, das bey ihnen die Stelle der Säge und des Hobels mit vertritt, einen Meißel, den sie weniger anwenden, und eine Klemmgabel mit 2 vorn gebogenen Zinken, die sie zum Ein- und Aneinanderfügen der Balken brauchen.

Eben so aber, wie sie selbst die Erbauer ihrer Hütten sind, sind sie auch selbst die Schöpfer aller Geräthe und Werkzeuge, die sie bedürfen, nur das wenige Eisen, das sie brauchen, ausgenommen. Sie machen ihre Wagen, ihre Schlitten, mit welchen sie die meiste Zeit im Jahre fahren, ihre Pflüge, ihre Eggen; ihre Mulden, hölzerne Näpfe, ihre Tische,

Bänke und Schemel, oder wenn man will, Stühle; ihre Fässer, Weberstühle, Tröge u. s. f. Alles ist ihr Werk. Die Wagen sind zwar völlig so gestaltet wie die großen Leiterwagen in Deutschland, aber sie sind das, was sie sind, gar sehr im Kleinen, so daß ein einziges Pferd den ganzen beladenen Wagen ziehen kann und muß; denn zweispännige gibt es im ganzen Lande nicht. Wenn man indessen die kleinen, ausgehungerten und abgetriebenen Thierchen betrachtet, von welchen diese Lasten gezogen werden; so wünscht man freylich, daß der Wagen noch um die Hälfte kleiner seyn möchte. An sich selbst aber sind sie ungemein leicht, weil sie aus leichtem Holze gemacht werden und ohne alles Eisen sind, eben sowohl wie die Schlitten, die nie beschlagen werden. Dieß ist nun zwar dem Bedürfnisse der Bauern auf der einen Seite völlig angemessen; auf der andern Seite aber ist es desto schlimmer, da es ein großer Beytrag zur Vermehrung ihrer Arbeiten ist, um so mehr, da sie mit ihrem eigenen Geschirre für den Herrn arbeiten müssen. — Die Art des Pfluges ist schon an einem andern Orte *) angemerkt: seine Gestalt ist so, daß er entweder auf das Feld gefahren oder getragen werden muß, da er selbst kein Rad hat, und weder ver-

*) Ostland und die Ostern, Theil II. — Oekonomische Hefte, Jahrgang 1799. Septemberstüd.

kehrt noch recht fortgebracht werden könnte: umgekehrt würde er nur geschleift werden und rechts in die Erde greifen. — In der Egge sind hölzerne, niemals eiserne Plöcke: zwar sind sie sehr dick und lang, aber keiner darf befestiget seyn, damit sie, indem sie auf die Steine stoßen, zurückfliegen und unbeschädigt wieder niederfallen; ohne diese Vorsicht könnte gar keine Egge gebraucht werden. Die dazu gehörige Reute oder den kleinen Spatel zum Abmachen der Erde kennen sie so wenig als die Walze.

Alle Künste dieser Nation scheinen indessen noch in der Kindheit und gleichsam die ersten Versuche des menschlichen Verstandes zu seyn; aber sie sind redende Zeugen von dem, was sie seyn könnten, und gewiß werden würde, wenn man ihr das Joch abnähme, unter welchem sie seufzt, und ihr den freyen Gebrauch ihrer Geisteskräfte erlaubte: in der That, es würden sich sogar Genies, Erfinder, unter ihnen entwickeln. Ein alter Bauer, der, ich weiß nicht auf welche Art, die Freyheit erlangt hatte, machte sich Sonnenuhren, und sogar, da er eine Elektrifizirungsmaschine gesehen hatte, machte er auch diese nach: kurz er war ein gebobrner Tausendkünstler und Philosoph. Die abergläubigen Mährchen und Gebräuche seiner Nation wurden von ihm verlacht und widerlegt; dagegen aber ward er auch für einen Hexenmeister gehalten. — Ein anderer verfertigte neue Wanduhren und besserte alte aus, ohne von jemans

dem unterrichtet worden zu seyn. Es gibt unter ihnen geschickte Tischler, Bötticher, Schuhmacher: viele lernen von sich selbst, durch bloßes Zusehen, Schreiben und Mahlen. Herr Merkel in den Letten führt mehrere ähnliche Beyspiele von dem Erfindungsgeiste und Genie dieses Volks an, wozu sich eine Nachlese in dem ersten und zweyten Theile der Ehsten findet. — Nichts interessirt den Menschen mehr als der Mensch: und wenn das schon überhaupt eine Wahrheit ist, so rechtfertigt sie sich hier vorzüglich. Was kann aber in diesen öden und uninteressanten Gegenden die Aufmerksamkeit des Beobachters stärker an sich ziehen, als gerade der leidende Theil der Menschen, der schon bey dem bloßen Anblicke Schauer erregt und durch das innigste Mitleiden fesselt? —

Mannigfaltig und von denen in andern Europäischen Ländern verschieden sind die Geschäfte bey dem Ackerbau und der Landwirthschaft in Lief- und Ehstland, die im Ganzen so ziemlich in beyden Provinzen bey den Bauern und auf den Höfen dieselben, wenn auch schon dem Umfange nach verschieden sind. Der lange Winter und der kurze Sommer, andere Verhältnisse, Bedürfnisse und Localumstände machen hier eine andere Einrichtung in den ländlichen Beschäftigungen nothwendig als in den südlichern Ländern. Erst im April kann man in die

Erde kommen und auf dem Felde arbeiten. So lange noch die Fröste im Frühjahr dauern und die Erde noch nicht aufgethauet ist, wird Strauch zum Rüttisbrennen gehauen; die Wiesen werden gereinigt, Zäune gemacht, Wohnungen gebauet und ausgebessert, die Sommergeräthschaften zurechte gemacht und auf den Höfen noch hier und da Branntwein gebrannt. Sobald die Erde aufgehet, fangen die Bauern an zu pflügen, zu eggen, Erbsen, Linsen, Frühgerste u. dgl. zu bestellen. Im May kommt es an das Hafersäen, man brennt Strauch auf den Feldern zu neuem Lande, das nun auch besäet wird, und verrichtet, meistens nach Pfingsten, die Gerstensaaf. Alsdann wird Dünger ausgeführt, das Brachfeld gepflügt, die Straßenbesserung und der Brückensbau vorgenommen und der Anfang mit der Heuarnte gemacht, worüber der Junius hingehet. Vom Julius bis zum August beschäftigen noch Heumachen und das Brachfeld den Bauer; bey Regenwetter wird auch wohl Rüttis zur Wintersaat gehauen. Im August wird die Aernte verrichtet und mit Dreschen angefangen: im September ist die Aernte geendiget, es treten Fröste ein und das Winterfeld muß besäet werden. Die Flachß- und Kohlarnte geben neue Arbeit; einige bringen bey erträglichem Wege etwas Korn zum Verkauf in die Stadt, das Branntweimbrennen geht an, das Dreschen ununterbrochen fort, jedoch wegen anderer Arbeiten meist nur in der Nacht, bis

die Felder leer sind, welches auf großen Gütern bis in den December dauert. Im October bessert man die Dächer und Gebäude, Ofen und Stuben für den rauhen Winter aus, dazwischen die Flachsarbeit, der Branntweinbrand und das Aufspflügen neuer Felder genug zu schaffen geben, bis der Winter Flüsse, Eren und Moräste zubrücht und eine gute Schlittenbahn bringt, worauf das Verföhren der ländlichen Produkte, die Lieferungen in die Kronmagazine angehen, das benöthigte Holz, die Balken, Heu ic. angeführt werden, und durch den Landhandel den Winter hindurch neue Regsamkeit, Thätigkeit und Geschäftigkeit die Menschen belebt.

Weil der Liefständische Gabelpflug sehr leicht ist, so ist das dortige Pflügen keine so saure Arbeit als mit dem Deutschen weit schwerern Pfluge. Man siehet daher nicht selten Weiber und Knaben von 13 bis 14 Jahren pflügen: es gehört weder große Stärke, noch Geschicklichkeit dazu; der Pflüger muß nur den Pflug gerade halten, ihn bey großen Steinen aufheben, damit die Eisen nicht brechen, und sich hüten, daß er den Fuß des Pferdes nicht beschädige, welches bey der Kürze des Pfluges leicht möglich ist; endlich muß er die Furchen dicht an einander ziehen, damit nichts ungepflügt bleibe. Zu dem Ende pflügt man hier nie zweymal hinter einander nach einerley Richtung, sondern bald in die Länge, bald in die Queere. Durch die schwachen und den Winter hindurch bey elendem

Futter entkräfteten Pferde wird das Pflügen eine mühevollere Arbeit, als es sonst nicht ist, zumal im Frühjahr; das Land trocknet spät aus, die Bearbeitung geräth schlecht und doch soll die Sæzeit genau beobachtet werden. Gleichwohl lassen die Liefständischen Erbherren und ihre Amtleute oder Frohnvögte den Bauern überaus große Stücke zum Pflügen einmessen. Das abgemattete Pferd muß oftmal in einem Tage gegen 4000 Quadratschritte aufspflügen; kein Wunder, wenn es bisweilen über der erschöpfenden Arbeit umfällt. Endigt der Bauer das ihm angewiesene Stück in einem Tage nicht, so ist er faul gewesen, und muß das Versäumte am folgenden beybringen, auch noch überdieß ein neues Stück fertig machen, wenn nicht die Karbatsche sein Lohn seyn soll.

Das Korn wird meistens etwas dick gesäet, aber die Furcht, daß sowohl hierdurch als im entgegengesetzten Falle die Aernthe wenig und leichtes Korn gebe, scheint ungegründet zu seyn. Das rechte Mittel zu treffen ist auch hierbey unstreitig das Beste, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Am meisten kommt es dabey wohl auf die Güte und Beschaffenheit des Landes an, die jeder am besten kennen muß. Auf ein Feld, in welches man 1 Scheffel Roggen säet, rechnet man $1\frac{1}{2}$ Scheffel Gerste und 2 Scheffel Hafer. Das Brachfeld wird hier nicht wie in Sachsen besäemert, und die es versucht haben, finden keinen Vortheil dabey, weil ein solcher Acker im Herbst nicht

wieder mit Roggen besäet werden kann. Erbsen, Linsen, Flachs u. dgl. kommen ins Sommerfeld. Alle Saat wird untergepflügt und dann eingeeget; unter die Egge zu säen hat selten recht glücken wollen. Die Koppelwirthschaft kennt man hier so wenig als die Stallfütterung, welche letztere auch nicht anwendbar ist, weil es an Futterkräutern fehlt.

So wie in manchen Stücken die Art des Pflügens und des Ackerbaues überhaupt von der in andern Ländern üblichen abweicht; so geschiehet dieß auch bey dem Einärnten der Früchte. Die Aernthe tritt gewöhnlich zu Ende des Julius ein und dauert bis in den September. Alles Korn wird mit Sicheln geschnitten, (der Sensen bedient man sich nur zum Heumähen,) und in kleine Garben gebunden, die man in einen Kreis mit den Aehren nach oben zu gegen einander stürzt, und mit einer umgekehrten Garbe als wie mit einer Kappe bedeckt. Gewöhnlich ärntet man das 8te bis 9te Korn, in guten Jahren das 10te, selten mehr; auf schlechtem Lande und in unfruchtbaren Jahren bekommt man kaum das 6te. Die Schnitter werden alle Dörferweise zum Abschneiden der Hofsfelder aufgeboten und müssen sich dabey selbst beköstigen, bekommen auch sonst keine Vergütung weder durch Bezahlung noch Zehend: nur nach geendigter Aernthe bekommen sie auf dem Hofe einen Talkuß oder Aernteschmauß, wobey sie alle vorhergehabe Mühe durch Essen, Trinken und Tanzen vergessen.

Während des Schneidens muß der Stecken des Treibers die Arbeiter oft erwecken, auch wird zur Aufmunterung der Dudelsack geblasen, der alle Hände in die lebhafteste Bewegung setzt. Nicht auf allen Höfen siehet man eine gleich gute Einrichtung zur Beschleunigung des Einärntens, daher dauert das Roggenschneiden bey einigen nur wenige Tage, bey andern 2 bis 3 Wochen, das Gerstenschnneiden eben so lange, wodurch der Hof und Bauer leidet. Weizen wird wenig gebauet und nur so viel, als jeder für sich braucht: nicht viele Güter können welchen verkaufen. Während der Aernthe auf dem Hofe kann der Bauer für sich wenig oder nichts thun; ihm bleiben gemeiniglich nur die trüben oder regnichten Tage übrig.

Das meiste abgeschnittene Korn bleibt so lange auf dem Felde liegen, bis es in die Riegen, (Scheunen) zum Dreschen geführt wird. Manche häufen es, um es gegen die Rässe zu verwahren, in luftigen Feldschoppen auf, ehe es zum Dörren und Dreschen gebracht wird. Hier verzehren aber Vögel und Mäuse viel, auch fehlt es oft an Zeit, das Korn in die Scheunen zu führen: die geringste Feuchtigkeit kann viel verderben, wenn es hierin beym Einfahren versehen wird, und ein boshafter, tückischer, auf seinen Herrn erzürnter Bauer kann dergleichen Scheunen leicht in Brand stecken, da sie mitten im Felde liegen. — Die trockenen Garben werden auch oft in

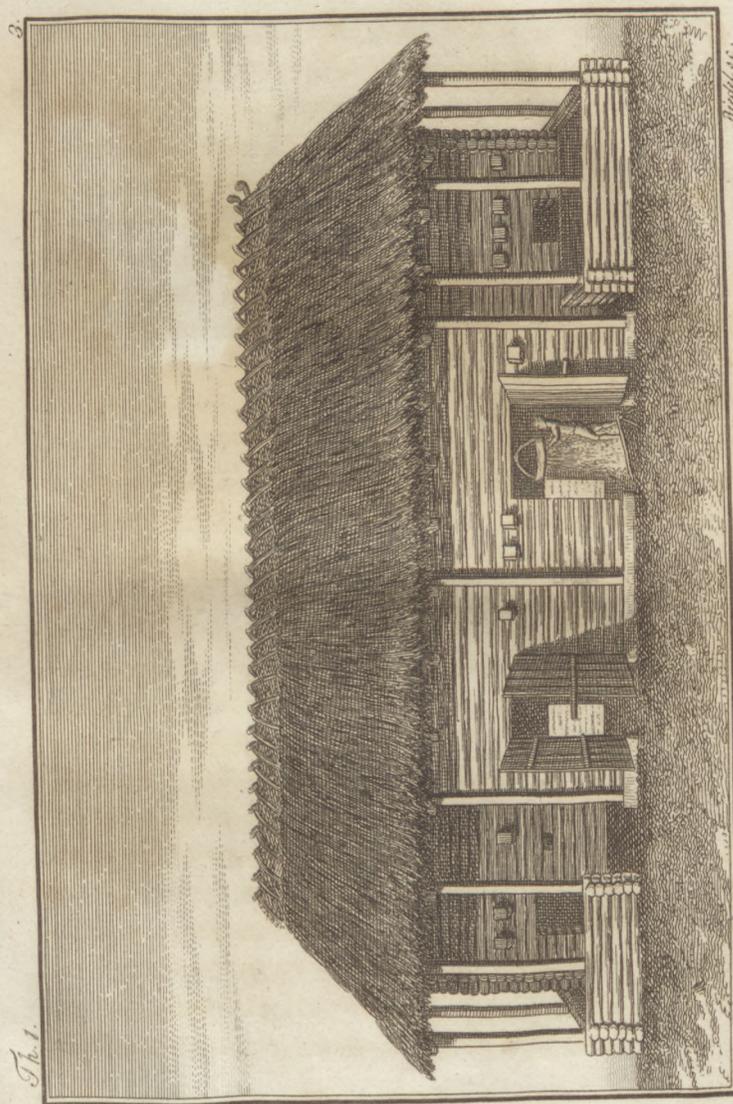
große Kujen (Haufen) aufgethürmt, die oben spitzig zulaufen und oft aus 2 bis 300 Bündeln bestehen. Es werden aber dabey viele Mehren verderbt, indem die Körner theils ausfallen, und auswachsen, theils von den Vögeln gefressen werden. — Die Gerste wird zwar auch geschnitten, aber nicht allemal in Garben gebunden. Manche mähen sie und gewinnen dadurch an Viehfutter, weil sie mit den niedrig abgehauenen Halmen zugleich das dazwischen stehende Gras bekommen, das ihr Gerstenstroh vermehrt, denn Gras fürs Vieh auf den Kornfeldern sammeln, ist hier nicht gebräuchlich. Einige legen diese Gerste in kleine Haufen, andere machen eine Art Schober, die auf Pfählen ruhen und mit darauf liegenden, mit Stroh gedeckten Latten flachen Dächern ähnlich sehen, in welchen die Gerste gegen Regen und Nässe verwahrt wird: der immer durchwehende Wind trocknet sie bald. — Der Hafer wird ebenfalls selten gebunden und auch in kleine Haufen oder Schober an einander gelehnt.

Das Dörren und Dreschen des Getreides geschieht in den sogenannten Riegen. Der kurze Sommer macht, daß man mit dem Einärnten des Getreides eilen muß, um es nur abgeschnitten in Haufen erhalten zu können. Wegen dieser Eil erhält es nicht immer die gehörige Reife und wird bisweilen feucht zusammengerast. Das darin befindliche Gras wird selten recht trocken oder wenigstens welk, und vermehrt mithin die Feuchtigkeit, je weniger es ausgebreitet

und der Luft ausgesetzt wird. Man muß daher seine Zuflucht zu einer künstlichen Austrocknung nehmen, die in den Riegen bey einer starken Hitze durch Heizen vorgenommen wird. Ohne diese Beyhülfe wäre es kaum möglich, das Getreide auszudreschen. Diese Riegen sind dunkle, 6 bis 8 Klaftern lange, fast eben so breite und 2 Klaftern hohe Gebäude von auf einander liegenden Balken, vielfältig aber auch von Steinen erbauet, die in den Seitenwänden einige verschließbare Thüren und Einfahrten, inwendig aber viele Querstangen und durchlaufende Balken haben. In der Riege selbst ist neben der eigentlichen Darre ein gemauerter Ofen, aus welchem Zuglöcher in dieselbe gehen. Wenn Korn gedörret werden soll, so hängt man die Stangen und Gerüste voller Garben, und unterhält im Ofen ein langsames Feuer, dessen heißer Rauch in die Riege dringt, (daher sie so schwarz wie ein Brauhaus ist,) und die Garben schwizend macht. Die Dünste und der Rauch ziehen zu den Seitenlöchern heraus, weil keine einzige einen Schornstein hat. Der Riegenkerl muß den Ofen heizen und die Garben aufstürzen. Nach vollendeter Trocknung werden die Garben herabgenommen und andere wieder aufgelegt. Sie bleiben 48 bis 50 Stunden, zuweilen auch länger auf dem Gerüste. Anfangs fängt das Stroh an, heftig zu schwitzen und entledigt sich dadurch seiner Feuchtigkeit; aber nicht selten wird es auch durch allzugroße Hitze so

sehr ausgedörrt, daß es bey der leichtesten Berührung bricht. So bequem auch das Ausdreschen durch dieses Dörren des Getreides befördert wird, indem die Körner beynah selbst herauspringen; so entstehen dennoch bey einem größern Grade von Hitze, als er seyn sollte, oft zwey Nachtheile, die um desto schädlicher sind, da sie auf die ganze Oekonomie einen großen Einfluß haben. Das Stroh, das zum nahrhaften Winterfutter und zur weichen Streue für das Vieh dienen soll, wird gewöhnlich durch eine zu heftige Hitze bröckelig, und aller Nahrungskräfte beraubt, und das Getreide selbst oft in seiner Keimkraft zerstört. Durch angewendete Vorsicht können indessen diese Nachtheile leicht vermieden werden.

Alle Riegen sind mit Stroh gedeckt, nur wenige Hofriegen mit Ziegeln. Eigentlich ist jedes Bauernhaus eine Riege, denn alle Bauern trocknen ihre Feldfrüchte in ihren Wohnungen. Die Hofriegen sind oft 20 Klafter lang und 8 breit. Sie bestehen aus einer oder zwey warmen Riegen, und aus einer Vorriege oder Tenne, wo gedroschen wird. Diese liegt zwischen jenen in der Mitte; in armen Bauernhütten dient sie im Winter zum Vieh- und Pferdestall. Gleich daran ist die weit hervorspringende Windkammer mit vier Thoren, in welcher das ausgedroschene Korn durch den Luftzug von der Spreu gereinigt wird. Hinter jeder warmen Riege innerhalb der vier Wände ist ein Behältniß für die Spreu und für das vom Felde



Eine Riege mit der Windkammer in welcher der Riegenboden eben windigt.

eingeführte Getreide, bis es in der folgenden Nacht zum Dörren aufgesteckt wird. Selbst in steinernen Gebäuden ist die warme Kiege, wo eigentlich die Früchte gedörret werden, allemal von Balken aufgehauen. Der Ofen steht in einer Ecke, etwa 2 Fuß tief in der Erde, hat ein, auch zwey Gewölbe, auf denen eine Menge kleiner Feldsteine die Hitze unterhält. Er wird von innen geheizt und ist ohne Schornstein, daher ein widerlicher Rauch die ganze Kiege so lange erfüllt, bis alles abgebrannt und der Dampf durch die Thüren und Zuglöcher gezogen ist. Das Dach ruhet nicht auf der hohen inwendigen warmen Kiege, die gemeinlich in der Mitte ganz frey steht, sondern auf den vier Hauptwänden, die das ganze Gebäude umschließen, bisweilen auch zur Schonung der Balken auf einzelnen gegen die beyden Enden stehenden Pfeilern. Man sehe das Kupfer No. 3.

Ungefähr 50 Stunden vor der Nacht, in welcher gedroschen werden soll, (denn am Tage drischet man wegen anderer Arbeiten selten,) legt man die der Größe der Kiege und des Ofens angemessene Anzahl von Bündeln über den Ofen auf das Lattengerüste, und heizt ihn mit Strauche oder solchem Holze, das den meisten Rauch gibt. Der Kiegenkerl, der die Aufsicht über das Feuer hat und das Windigen verrichtet, muß täglich zweymal heizen, und mit unter das aufgesteckte Getreide mit einer Stange durchstoßen, damit die Hitze durchbringe. Der Grad der

Hitze ist verschieden. Nach einigen Versuchen war die Wärme unten 12, in der Mitte 30, und oben, wo die Garben lagen, 43 Grad Reaumür. Von Roggen, der in dieser Hitze gedörrt war, keimten von 100 Körnern 92. In einer andern Riege, wo Hafer geröstet wurde, war die Wärme unten 10, in der Mitte 30 und oben 40 Grad. Von 100 Körnern Hafer keimten 90. Weizen verliert in einer solchen Hitze mehr von seiner Keimkraft. In einer Hitze von 25 bis 28 Grad oben wurde sowohl Roggen, als Gerste und Hafer getrocknet, und von 100 Körnern jeder Gattung verlor keins seine Keimkraft; woraus man siehet, daß getrocknetes Getreide zum Säen nicht untauglich ist, zu geschweigen, daß es bey dem Aufbewahren viele Vortheile gewährt, vortrefliches, quellendes Mehl gibt, keinem Wurm- noch Käferfraße ausgesetzt ist und sich Jahre lang hält.

Nachdem solchergestalt die Garben gedörrt worden sind, kommen gegen Abend die Drescher, aus jedem Gesinde 2 bis 3, dreschen die Nacht hindurch das getrocknete Getreide und stecken am Morgen wieder frisch auf. Erst werden die Garben gegen die Wände oder eine Bank geschlagen, wodurch man den sogenannten Vorsprang erhält: denn die aus den Aehren fallenden Körner sind die schwersten und besten, daher sie besonders verwahrt und zum Saamen aufgehoben werden. Hierauf werden die Garben auf die Tenne gebracht und ausgedroschen: diese Körner sind

aber zur Saat nicht so gut. Das Dreschen geschieht nicht mit Flegeln, sondern mit starken krummen Prägeln, und ist eine äußerst saure und beschwerliche Arbeit. Brennende lange Späne, (Pergel) die in die Wände gesteckt werden, vertreten dabey die Stelle des Lichts. Um Unglück zu verhüten, ist in vielen Riegen ein eigenes kleines Behältniß dazu angebracht; auf etlichen Höfen brennt man auch Lampen oder Laternen. Weizen, Gerste und Hafer werden meistens mit Pferden ausgetreten, dazwischen mit hölzernen Gabeln umgewendet und das längste Stroh abgesondert. In einigen Gegenden geschieht das Austreten auch durch Menschen, die dabey einen takmäßigen Tanz mit Gesang anstellen. Vier- bis fünfmal wöchentlich stellt ein Wirth seine Leute zur Hofriege; es dreschen ihrer oft 10—12 die ganze Nacht hindurch, und am folgenden Tage muß doch jeder wieder unverdrossen seine Arbeit verrichten. Auf meine Frage: wenn denn die Leute schliefen? erhielt ich zur Antwort: „ja das weiß Gott, wie sie es aushalten; sie müssen doch wohl einige Stunden dazwischen, oder des Abends vorher schlafen.“ Und das sagte mir ein Edelmann, der noch keiner der schlimmsten und unbarmherzigsten war. — Daß bey dem Dreschen in den Riegen genug gestohlen wird, brauche ich kaum zu erinnern: die Nacht, das Hin- und Hertragen des Getreides, die Menge der Menschen begünstigen es.

Zum Reinigen des Getreides bedient man sich des Windigen s. Dieses geschieht in der Windkammer, welche ein neben der warmen Diege inwendig befindlicher eingeschlossener Raum ist, der auf jeder Seite eine große Pforte (Thor) hat, damit vermittelst des Zugwindes das Korn von der Spreu gereinigt werde, denn das Würfeln und Rollen kennt man nicht, wenigstens nicht unter den Ehsten; die Letten aber reinigen doch auch hier und da das Korn durch das Werfen. In der Mitte des Thores, durch welches der Wind hereinstreicht, hängt der Riegenterl (oder Scheunknecht) ein großes Sieb auf, (siehe das 3te Kupf.) durch welches er das ausgedroschene Korn laufen läßt; die schweren Körner fallen gerade herunter, die leichtern etwas weiter; Spreu, Spatzjen und Staub, die man wenig achtet, treibt der Wind weit weg. Gerste, Hafer und Weizen werden wegen des vielen darunter befindlichen Strohes und Pferdemistes zweymahl, erst durch ein weites, dann durch ein enges Sieb gewindigt. Bey langer Windstille häuft sich das ungereinigte Korn an, oder man muß zum Würfeln seine Zuflucht nehmen, wozu aber der faule Ehste wenig Lust und Geschick hat. Uebrigens ist für den nördlichen Boden und Himmel Roggen bey weitem die vortheilhafteste und sicherste Getreideart, die auch daher am häufigsten gebauet wird. Weizen zeugt jeder nur so viel, als er braucht: Gerste und Hafer, als die vornehmsten Sommer-

getreidearten, werden ebenfalls in hinlänglicher Menge gebauet. Von der erstern gibt es zwey Arten, Landgerste und deutsche Gerste. Jene ist flach, schmalkörnigt und die gewöhnlichere; diese runder, voller und mehreicher. Beide mischet der arme Bauer oft unter sein Brod.

Neben diesen allgemeinen Erzeugnissen des Ackerbaues verdienen noch manche andere Produkte des Liefländischen Erwerbseißes angeführt zu werden, welche zugleich als ökonomische Nebenarbeiten zu betrachten sind; ich meine den Flachsbau und Hanfbau; das Brauntweinbrennen, Malzen und Bierbrauen; die Fischerey, Jagd; der Gartenbau; die Pech- und Theerbrennereyen, nebst allerley kleinen Arbeiten in den Wäldern; das Verfertigen mancherley Arten von Schlitten und Wagen, das Eisbrechen u. s. w. Auch hiervon in gedrängter Kürze noch etwas, wenigstens das Nöthigste.

Der Hanf gedeihet in Liefland auf freyem Felde besser als in Ehstland, wo man ihn in eingezäunten Gärten bauet. Jeder Bauer, der sein eigener Seiler ist, bauet etwas zu seinen Stricken und Bändern; zu einem Handelszweige hat er sich aber nicht erhoben, denn was in Riga davon ausgeschifft wird, kommt aus Kurland, Pohlen und Litthauen, vorzüglich aus den Statthalterschaften Smolensk und Mohilow. Flachs könnte auch mehr gebauet wer-

den, als wirklich gebauet wird. Alle Höfe und Bauern säen zwar Lein, aber bloß zum eigenen Bedarf. Was unter dem Namen Rigischer Flachs verschifft wird, ist ein Produkt Rußlands, Pohlens, Litthauens und der Provinzen an der Duna. In Liefland ist der Marienburger, und in Ehstland der aus der Biel, Zarwast im Pernauischen, und Reppin im Dorpatschen, der beste. Der Flachsbau erfordert Mühe und Zeit, aber die Zubereitung und Behandlungsart ist nicht überall dieselbe. Gemeinlich wird der Lein ins Sommerfeld gesäet, das aber gut gedünget seyn muß. Die Flachsresse (eine grobe Hechel oder eiserner Ramm) zum Abstreifen der Saamenknoten erinnere ich mich, nie gesehen zu haben; man schneidet sie mit der Sichel, oder schlägt sie mit dem Beile ab, wodurch aber der Flachs etwas von seiner Länge verliert. Bey der Rösse legt man den Flachs bald in Fluß = bald in Morastwasser; das letztere macht ihn zwar weicher, aber gelblich oder schwärzlich; das erstere weißer, aber etwas härter. Nach der Rösse breitet man ihn auf dem Felde aus, damit er noch mehr bleiche und an der Luft röste. Hierauf bringt man ihn in die Kiege, wo er vollends allmählig trocknet. Gebläuet wird er gar nicht, sondern kommt gleich unter die Brache, die sich jeder Bauer selbst macht.

Das Recht, Branntwein zu brennen, üben auf dem Lande bloß die Höfe aus, und es ist keinem

Bauer verstattet, für sich welchen zu brennen. Der Branntweinbrand ist mit ein Hauptstück der hiesigen Oekonomie und bringt manchem Gutsbesitzer viele tausend Rubel ein. Die Prediger können zwar auch dergleichen brennen, jedoch bloß zum eignen Verbrauch, nicht aber zum Verkauf oder Ausschneken im Einzelnen. Er ist die beste Liefländische Fabrik, findet immer Abnehmer und trägt gewisse Revenüen. Seit mehreren Jahren ist sein Preis sehr gestiegen, und sein Absatz und Consumtion, wie in Deutschland, zum größten Nachtheile für das Volk, den Staat und die Moralität, überaus stark, ja allgemein geworden. Jeder Hof, jedes Gütchen, kann von eigenem oder gekauftem Korne so viel brennen, als es will, und zwar ohne alle Abgabe oder Accise; doch wird auf manchem aus Holz- oder Getreidemangel gar kein Branntwein gebraunt, und da, wo es geschieht, nur den Winter hindurch. Es ist aber für die Bauern eine der sauersten Arbeiten und eine wahre Landplage, weil sie es meistens noch über die gemessenen Arbeitstage verrichten müssen. Sie verstehen es zwar vorzüglich, stoßen aber manchen Seufzer dabey aus und bekommen gar oft Schläge dazu, wenn sie entweder etwas versehen, oder an dem vorgeschriebenen Quantum etwas fehlt, das sie bey harten, geizigen Herren wohl gar von dem ihrigen, in Korn oder Geld, ersetzen müssen. Wenn das Korn wohlfeil und der Branntwein theuer ist, dann ist das Brennen über

aus einträglich, nicht nur durch das Versilbern dieses in Rußland so allgemeinen Getränks, sondern auch durch die damit verbundene Ochsenmast, bey welcher der Herr, außer dem Dünger, auf jeden Ochsen, er mäste ihn für sich oder für Fleischer, 10 bis 12 Rubel gewinnt: nur wird, wie ich schon einmahl bemerkt habe, bey einer großen Mastung gemeinlich das übrige Hornvieh dabey den Winter hindurch veräußert.

Die Malz- und Braugerechtigkeit ist an keine gewisse Klasse oder Stand der Unterthanen gebunden, sie wird nicht als Monopol getrieben, auch nicht verpachtet; jeder kann in den Städten und auf dem Lande für sich brauen, so viel als er will. Es giebt weder eine Brancommission, noch privilegirte Biereigen, von denen man das Malz zu kaufen gezwungen wäre; weder Malz noch Bier wird veracciset; es finden weder Visitation noch ein vorgeschriebenes Quantum Statt; es gibt weder in den Städten noch auf dem Lande öffentliche Brauhäuser, und dennoch hat man vortreffliches und besseres Bier als in mancher Stadt Deutschlands, wo der Hudeleyen beym Brauen kein Ende ist. Die Bürger in den Städten geben eine Kleinigkeit ab, auf dem Lande aber bezahlen weder Gutsbesitzer, noch Prediger, noch Bauern das geringste. Jeder Hof hat einen eigenen Brauer, und jeder Bauer versteht damit umzugehen. Das Mälzen geschieht in den Riegen: zum Verkauf wird

selten Malz gemacht, meistens bloß zum eignen Verbrauch. Man legt die Gerste in Säcken in einen Fluß oder in Tröge und Bottiche, läßt sie 3 Tage und 3 Nächte weichen, bringt sie dann in den Säcken in die warme Riege, läßt dieselben eine Nacht liegen, breitet dann die Gerste aus, daß sie keime, rührt sie aus einander, und bringt sie zum Trocknen auf ein in der Höhe befindliches Gerüste. Die ganze Zubereitung erfordert etwa 14 Tage Zeit. Manche Höfe machen auch zu ihrem Tafelbier weiß oder Luftmalz, wodurch das Bier eine helle, dem Englischen ähnliche Farbe bekommt. — Man hat mancherley Sorten Bier, Eiskeller-, Krug-, (Wirthshaus-) Bouteillen-, Tafel- und Dünnbier; der Unterschied liegt jedoch mehr in der Stärke als in der Zubereitung. Das Eis allein schützt das Bier nicht gegen die Säure; es muß stark und bitter seyn, sonst wird es im Sommer selbst im Eiskeller, den jeder Hof und jedes Pastorat hat, sauer. Krugbier ist das gewöhnlichste und schlechteste: es ist in allen Wirthshäusern zu haben und im Herbst brauet sich fast jeder Bauer dergleichen. Von diesem Bier kostet das Maas 2 Kopelen. Bouteillenbier ist stärker und kostet 6 bis 8 Kopelen, kommt auf die Tafeln der Reichen und Edelleute, und gibt oft dem Englischen wenig nach. Manche lassen es eine Seereise machen, wodurch es noch besser werden soll. Dünnbier ist ein schwaches, säuerlich schmeckendes, aber helles, liebliches und

sehr kühlendes Bier, das im Sommer gern von Damen und Kindern getrunken wird. Es schmeckt besser als unser Kofent oder Nachbier und wird auch besonders zubereitet. Das gewöhnliche Getränk der Leuten und Ehsten ist, außer der Milch, Wasser, das eine Zeitlang über Roggen- oder Malzmehl gestanden hat. Im Sommer findet man in den Krügen oder Schenken auf dem Lande selten helles und gutes, fast immer aber saures und trübes Bier. Desto vortrefflicher ist es auf den Gütern.

Man hat hier zweyerley Arten Bier zu brauen, die Schwedische, durch Kochen, und die einheimische mit glühenden Steinen. Die letztere ist die gewöhnlichere, deren sich alle Bauern bedienen; nur gibt sie trübes Bier. Es werden kleine Feldsteine glühend gemacht und in den ersten Bottich unter das Malzschrot und Wasser geworfen, aller Hopfen in den Würzbottich, und die Masse aus dem ersten Bottich darauf gelegt, unten ausgezapft und zurück in den ersten Bottich gegossen, gut zugedeckt und die Hefen darunter gegossen. — Nach der Schwedischen Braumethode verfährt man so: anfangs wird etwas, ein Paar Stunden darauf das übrige kochende Wasser über das gröblich gemahlne Malz in dem Bottich gegossen, und wieder ein Paar Stunden stehen gelassen. Indessen wird der Hopfen mit kaltem Wasser in den Kessel gelegt und so lange gekocht, bis er in der Hülse lös ist. Von diesem Hopfen wird ein Theil in den

Würzbottich gelegt und alles aus dem ersten Bottich darüber gegossen, unten ausgezapft, in den Kessel geschüttet, und wenn es anfängt zu kochen, wieder zurück in denselben Bottich gegossen, bis es anfängt klar zu werden. Der übrige Hopfen wird bey einem gelinden Kohlenfeuer allmählig mit der Würze aufgekocht und in den ersten Bottich gegossen. Wenn es durch Umrühren laulich ist, so legt man etwas davon in einen Zober, in welchen man die Hefen gießt, es eine Zeitlang gähren läßt, und es endlich in den Bottich mischt, damit die ganze Masse gähre. — Weizenbier wird nicht gebrannt, man kann es auch bey dem guten übrigen Biere entbehren. Auch wird viel Englisches Bier in den Seestädten eingeführt und auf den Tafeln der Edelleute aufgesetzt.

Die Fischey beschäftigt eine Menge, zumahl Strand-Bauern, die an der Ostsee wohnen. Dieses fischreiche Gewässer liefert ihnen nicht nur zu ihrem eigenen Unterhalt allerley Arten Fische, die sie trocknen, räuchern und einsalzen, sondern auch Vorrath zum Verkaufen. Sie stricken Netze von 20 bis 30 Klafter und treiben damit Handel. Stinten, Nebse und Strömlinge, Abarten von Heringen, aber auch Lachse, Hechte, Draxen und Neunaugen, werden von ihnen häufig in Flüssen, Seen und in der Ostsee gefangen, und was sie nicht brauchen, wird verkauft. Die Russen verstehen sich besonders meisterlich auf das Fischen, zumal im Winter in den zuge-

frohen Seen. Die Eisten und Letten haben mancherley Arten, Fische zu fangen; des Nachts auf Bötten bey unzähligen kleinen Feuern mit Stechen, durch kleine Sezneze, Neusen, in Winter unter dem Eise, u. a. m. Die vielen Seen, Bäche und Flüsse machen, daß man allerley Sorten von Fischen immer sehr wohlfeil haben kann. Auch Seehunde werden häufig im Frühjahr bey dem Eisgange, zumal an den Inseln, von den Bauern, nicht selten mit Lebensgefahr, geschossen und gefangen. Ihre Jungen, die sie im März auf dem Eise werfen, sind, so lange sie saugen, gut zu essen; die alten hingegen thranig, doch essen die Bauern ihr Fleisch auch. Bey dem Schießen ist weniger Gefahr, denn dieß geschieht im Sommer, wenn sie sich am Ufer der See sonnen; aber bey dem Schlagen finden beynah alle Jahre einige Menschen den Tod, wenn sie sich zu kühn auf die brechenden Eischollen wagen, von einer zur andern springen, der Wind sich dann plötzlich dreht und die brechenden Eisstücke in die See treibt.

Ein anderer sehr allgemeiner Nebenverwerbszweig der Bauern ist die Jagd auf wilde Thiere, Wölfe, Bären, Elende, Luchse, Füchse und Hasen, und auf Geflügel, Waldschneypfen, wilde Enten, Wirt-, Auer-, Haselhühner u. s. w. die überaus häufig und für die Jäger sehr belohnend sind. Sowohl das Fischen als Jagen ist nur dann eine Beschäftigung für die Bauern, wenn sie von andern Arbeiten frey sind.

Im Frühjahr holen sie oft den Bären und Wölfen die Jungen aus dem Neste, oder fangen im Winter die letztern in Wolfsgruben. Man sollte noch ernstlicher auf die Jagd dieser schädlichen Räuber bedacht seyn, und sie, wo nicht ganz zu vertilgen, doch zu vermindern suchen. Sie zeigen sich oft in ganzen Heerden, und sind durch den Tribut, den sie immer nehmen, eine wahre Landplage. Den Menschen sind sie weniger gefährlich als den Heerden und nicht wohl verwahrten Viehställen. — Uebrigens ist die Jagd auf keinen regelmäßigen Fuß eingerichtet, sondern jeder kann jagen, wenn, wo und wie lange er will. Man hat hier weder Ober- noch Unterjägermeister, keine Wildschützen und keine Wilddiebe, keine Reviermeister noch Distriktjäger, weder Hegeknecchte noch Jasanerleien und Jagdverbote, auch keine Jagdtermine noch Eintheilung in hohe und niedere Jagd. Jeder Edelmann und jeder Prediger übt in seinem Gebiete die Jagdgerechtigkeit aus, ohne deshalb jemanden zu verbieten, dasselbe zu thun, oder sie seinen Bauern zu untersagen. In den meisten Gegenden nimmt man es gar nicht übel, wenn ein Nachbar oder ganz Fremder mit seinen Bedienten und Hunden des andern Gebiet durchstreift, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen. Am meisten geht man auf die Hasen- und Vögeljagd, besonders im Herbst und Frühjahr auf die Hasel- und Wirtshühner: Wölfe, Bären, Elende und Füchse werden nur selten gehegt,

ob man gleich dadurch die schönsten Felle und Sicherheit für die Heerden erhalten würde. Die Elende haben obnehin auch durch die Raubsucht und Verfolgungen der Wölfe seit mehreren Jahren sehr abgenommen.

Wenige Edelleute halten gelehrte deutsche Jäger, und diese mehr zum Staat als zur Jagd; die meisten haben unter den Bauern ihre Schützen, die ohne Hund auf die Jagd gehen und zur Abgabe Wild liefern müssen. Sie schießen oft nur mit gebacktem Blei, dem sie über dem Feuer eine etwas runde Figur zu geben wissen: sie stecken daher gern Fensterblei. Seit ungefähr 15 Jahren haben viele Erbherrn auf höhere Verordnung ihren Bauern das Schießen verboten und ihnen die Gewehre genommen, die sie in diesen revolutionsfächtigen Zeiten in ihren Händen für gefährlich halten. Dennoch fangen diese Leute in Schlingen und durch Schlagen noch Wild genug und verkaufen es auf den Höfen und in den Städten um ein Spottgeld: viele verheimlichen ihr Schießgewehr; andere zerstören aus Rache die Nester, oder verbrauchen die gefundenen Eyer. Auch in der Brüt- und Legezeit schießen sie unbekümmert Geflügel, weil sie immer Abnehmer finden, denn selbst essen sie nie welches.

Vom Gartenbau habe ich schon einzelne zerstreute Nachrichten gegeben: hier liefere ich eine Nachlese. Gärten in Englischem, Französischem, Holländischem und Deutschem Geschmacke findet man auf vielen Edelhöfen. Da diese aber mehr ein Gegenstand

der Pracht und des Vergnügens, auch meistens sehr kostbar zu unterhalten sind; so können sie nicht als der Maassstab eines verbesserten Gartenbaues in ökonomischer Hinsicht gelten. Nur dann ist der Gartenbau ein Zweig landwirthschaftlicher Kultur, wenn durch ihn als ein Nebengeschäft, Obst und andere Gartengewächse, theils zum eignen Verbrauch, theils auch zum Verkauf, erzeugt werden. Auf diese Stufe ländlicher Kultur ist man in Lief- und Ehstland noch nicht überall, am wenigsten unter den Bauern, gekommen. Der ganze Obst- und Gartenbau besteht daselbst größtentheils nur noch im Allgemeinen, um einige Pflaumenarten, Kirschen, einige Birnen und Aepfel zu ziehen. Aber auch diese sind von keinen vorzüglichen Sorten, so daß dadurch die Bemerkung bestätigt zu werden scheint, daß der Obstbau in einem Lande, wo die Leibeigenschaft herrscht, nie recht zur Vollkommenheit gedeihe. Denn wenn der Pflanzler nicht zugleich Rücksicht auf seine Nachkommenschaft nimmt, so wird er bey dem ungewissen Nutzen für sich gewöhnlich abgeschreckt auch für die Zukunft zu sorgen. Nicht selten erhält man nämlich erst in der zweyten Generation den wahren Genuß eines gut angelegten Obstgartens. Daß die Leibeigenschaft auch auf diesen ländlichen Nahrungszweig einen höchst nachtheiligen Einfluß habe, dieß sieht man vornämlich in diesem Lande. Aus eignen Antriebe wird der Kette und Ehste selten einen Obst-

baum pflanzen, weil er nicht weiß, ob er oder seine Nachkommen die Früchte davon änten werden. Von selbst wachsende Kirschen und Pflaumen schlechter Art sind daher beynahe die einzigen Obstsorten, die man bey den Bauern findet. Nur in der Gegend bey Riga gibt es einzelne Wirthe, die sich fleißiger auf den Obstbau legen, weil sie in der Stadt sogleich Absatz finden. In Absicht der Gemüße schränkt man sich meistens nur auf solche ein, welche zugleich die gewöhnlichen Nahrungsmittel und Lieblings Speisen der Russen sind, als Kohl (oder Kraut), Kopfkohl oder weißer Kohl, das Hauptkuchengewächs nicht nur in Lief- und Estland, sondern in ganz Rußland; Zwiebeln und Lauch, Rettige von der geringen Sorte, Rüben, welche die Esten und Letten gerne essen, rothe Rüben oder Beeten, Gurken, Feld- und Gartenbohnen. Andere Gartengewächse, als Wirsing, Blumenkohl, Kohlrabi, Erdäpfel, Kartoffeln, Sellerie, Spinat, Petersilje, Kraus- oder Braunkohl, gelbe Rüben u. s. w. werden zwar auf Höfen und Pastoraten häufig, von den Bauern aber nur äußerst selten gezogen. Wenn also der Gartenbau in Lief-land noch nicht so allgemein ist, als er es seyn könnte und sollte, so ist davon noch dieß eine Ursache, daß der Bauer seine Erzeugnisse wegen der Seltenheit und Entfernung der Städte nicht absetzen kann, und daher seinen Fleiß nur auf die allernothwendigsten Gemüße einschränkt.

Pech-, Theer- und Kohlenbrennen wird von vielen Landleuten als eine Nebenarbeit und als ein kleiner Nahrungszweig getrieben. Zwar gibt es keine eigentlichen Köhler unter ihnen, eben so wenig als dazu erbaute Theeröfen, sondern es geschieht blos in Erdgruben; aber dennoch werden diese Erzeugnisse zum Gebrauche hinlänglich gewonnen. Die Russen verstehen ihre Zubereitung jedoch besser als die Esten und Letten. Würde man die Pech- und Theerbrennereyen nach technischen Grundsätzen einrichten, wobey die Wälder mehr geschont würden, so könnte man einen Handelszweig daraus machen. Verfäht man aber so, wie es die Bauern machen, daß sie bey dem Sammeln des Harzes zugleich den ganzen Baum bis auf eine schmale Rinde abschälen, wodurch der Baum natürlich absterben muß; so sind in wenig Jahrzehenden die größten Fichtenwälder ruinirt. Das jetzige Pech- und Theerbrennen ist daher bey der verkehrten Einrichtung kein Gewinn, sondern vielmehr ein Verlust für das Land, den die künftigen Geschlechter erst recht empfinden werden.

Außerdem gehen die Waldungen und ihre Produkte den Bauern noch mannichfaltige Nebenbeschäftigungen und Erwerbszweige. Das Brennen der Pottasche, das Fällen der Bäume, das Holzschlefen, das Zimmern, Böttcherarbeit, das Entrinden der Bäume, besonders der Linden zu Matten und Passelschuhen, der Birken und Rüstern für Gerbes-

reyn, das Spalten der Dachschindeln, der Lichtspähne oder Pergel, des elenden und gefährlichen Geleuchtes der Landleute im Winter, das Flechten der Daftschuhe, die Zubereitung des Feuerschwamms, das Bähne und Bereiten der Schlittenbäume von Birken, das Spalten der Riese, die Verfertigung der Ziehestangen bey der Anspanne u. d. gl. trägt manchen hübschen Rubel ein. Auch das Fuhrwerk, sowohl für den Winter als für den Sommer, macht sich jeder Bauer selbst. Die kleinen einspännigen Wagen, an denen weder ein eiserner Nagel, noch sonst etwas von Eisen gefunden wird, die sogenannten Worskhlitten und Reggen (niedrigen Bauerschlitten) sind ganz ihr Werk. Im Zellinschen handeln sogar viele mit Schlitten, oder machen sie, sobald welche bestellt werden.

Der Winter verschafft nicht wenigen fleißigen Landleuten durch das Eisbrechen und Führen und durch die Befreyung der Gehöfde und anderer Plätze in den Städten von Schnee und Eise allerley Arbeit und kleine Nebenverdienste. Jedes Gut, jedes Pastorat und viele Bürgerhäuser in den Städten haben ihre Eiskeller, die alle Frühjahre mit Eise gefüllt werden müssen. Dieses thun sowohl Eysten als Letten, noch mehr aber die Russen, welche diese Arbeit vortreflich verstehen, und trotz der damit verbundenen Gefahr bey dem Hauen und Sägen der Eisquader für 3 bis 4 Rubel einen ganzen Keller füllen. Die

Leute sind darin so geübt, daß die Arbeit schnell von Statten geht. Auf den Gütern müssen es die Leibeigenen umsonst als Frohdienste thun.

Spinnen und Weben ist ebenfalls ein allgemeines Nebengeschäft der Lettischen und Ebstnischen Landleute. In jedem Bauerhause ist ein Weberstuhl, und jede Bäuerinn webt ihre, des Mannes und der Kinder wollene Kleidung, (eine Art groben Trillichs, *Wattmann* genannt,) und Leinenzug selbst. Aus einem Pfunde grober Wolle erhält man eine Elle *Wattmann* und diese kostet 26 — 30 Kopelen. Ein Pfund Wolle kostet 20 bis 25 Kop., diese zu spinnen höchstens 10, und zu wirken auch 10 Kopelen. Diese Fabrik ist mithin nicht sehr vortheilhaft; auch das Spinnen bringt den armen Bauern wenig Gewinn. Im Weben lernen sie bald allerley recht künstliche Muster arbeiten und werden geschickte Meister sowohl in Zeugen, als Servietten und Tafeltüchern. Jeder Hof hat daher auch einen, viele zwey Weber aus ihren Leibeignen, die so feine Leinwand zu weben verstehen, daß man die Schlesiische und Holländische entbehren kann. Viele Bauern verstehen auch ihrem Garne, sowohl leinenem als wollenem, allerley, nur nicht immer dauerhafte Farben zu geben, wozu sie sich der Blätter der Birken, Erlen, gelber und rother Blumen u. s. w. bedienen; alles aber bloß zu eigenem Verbrauch. —

Die Heuärnte ist in der Liefständischen Landwirthschaft ein wesentliches und sehr nothwendiges Stück Arbeit. In Deutschland ersetzt oft das Grummet den Mangel an Heu; aber wenn in Lief- und Ehstland die Heuärnte mißrath, so ist Herr und Bauer auf das ganze Jahr mit seinem Vieh geschlagen, denn man hat dort kein Grummet. Heu ist bey den langen Wintern ein wichtiges, ein unentbehrliches Bedürfnis: auch haben die wenigsten Gegenden daran Mangel, die meisten einen Ueberfluß. Die Wiesen, welche dort Heuschläge heißen, werden mit Ausnahme weniger ganz der Natur überlassen, und sind großentheils morastig, mit Gebüsch und Moos bewachsen, sauer, den Ueberschwemmungen häufig ausgesetzt, und tragen deswegen grobes, schüßiges Gras. Nur einzelne Wirthe verbessern ihre Wiesen durch Ausschlagen des Gebüsches, Abzuggraben u. s. w. Das beste und meiste Heu mähet man auf gewöhnlichem etwas feuchtem Wiesengrunde, an Bachusfern und in sogenannten Luchten, d. h. solchen niedrig liegenden Flächen, die im Frühjahre entweder von einem Flusse, oder von der See, oder einem stehenden Wasser überflömt werden. Das Luchtheu ist oft 2 Ellen lang und unansehnlich, aber, wenn es zeitig gemähet wird, kräftig und nahrhaft. Grummet gibt es aus dem Grunde nicht, weil das Gras wegen Kürze des Sommers nicht lang genug wird, die schlechte, nasse Herbstwitterung das Trocknen hindert, und die drins-

gende Feldarbeit bey der wenigen Bevölkerung allen Händen genug zu schaffen gibt. — Die Heuärnte tritt in der Mitte des Junius unmittelbar vor der Kornärnte ein, wenn das Gras schon seinen Samen ausgeworfen hat, und dauert bisweilen bis tief in die Kornärnte hinein. Das Heu wird, wie das Getreide, auf den Wiesen auf hölzernen Unterlagen in große Schober, die man Kujen nennt, bis zum Verbrauch aufgestellt. In manchen Gegenden hat man auf dem Heuschläge Scheunen, in welche das trockne Heu gebracht wird; das meiste bleibt unter freyem Himmel in Kujen stehen, bis man es im Winter, da man über die gefrorenen Flüsse, Bäche und Moräste fahren kann, nach Hause führet. Das Heu wird erst in kleine runde Haufen, die man Saden nennt, gesammelt: unten liegen zwey Stangen oder Baumzweige, an die man ein Pferd, oder auf weichem Boden einen Ochsen spannt, und die Saden so zusammenführt, um sie in Kujen aufzuthürmen*). Diese sind große zirkelrunde spizige Haufen, die unten von eingeschlagenen und mit Strauch durchflochtenen Pfählen zusammen gehalten werden. Wo im Herbst Ueberschwemmungen zu fürchten sind, setzt man die Kujen auf ein starkes, aus vielen Pfählen bestehendes Gerüst. Es ist nicht ungerührt, mitten im Wasser zu mähen, und das Gras zum Trocknen auf Anhöhen zu

*) Man vergleiche das vierte Kupfer.

tragen. Feucht zusammen geworfenes Heu fängt an zu rauchen und verbrennet, wenn die Kuje nicht bald aus einander geriffen und von neuem getrocknet wird: einige machen sie deswegen durch eingefetzte dünne Balken lieber etwas hohl. In sorgfältig gebautem Kujen hingegen kann das Heu über ein Jahr stehen, ohne zu verderben; nur das Aeußere wird bald schwarz und unbrauchbar.

In Wiesen und Weideplätzen fehlt es dem Lande gar nicht, man könnte sie aber aus den Wäldern und Moräften ansehnlich vermehren, wenn es nicht an Menschen zur Bearbeitung fehlte. Doch werden von Zeit zu Zeit neue Stücke gereinigt und brauchbar gemacht. Die Viehweide auf den Aeckern, Wiesen, Moräften, in Wäldern und Koppeln, d. h. besonders dazu eingezäunten Plätzen oder Nieden, ist mehr als zureichend und nahrhaft. Die beste findet man an den Seeufern und auf den Inseln. Das aus dem Sande hervorschießende Gras nährt vortreflich, das Seewasser düngt, macht den Boden fetter, die Thiere, welche solches Gras fressen, werden stark, und die Schafe geben eine weiche, zarte Wolle. Die wenigsten Landwirthe aber, sowohl unter den Deutschen als unter den Bauern, wenden auf die Unterhaltung, Verbesserung und Vermehrung ihrer Wiesen und Weideplätze die gehörige Sorgfalt. Futterkräuter gibt es gar nicht, mithin kann auch die Stallfütterung nicht eingeführt werden. Man treibt das Vieh den

ganzen Sommer hindurch auf die Weide, oft auf die magerste, daher es selbst mager aussieht und wenig Milch gibt. Will man ja etwas thun, so läßt man das überhandnehmende Gefiräch abhauen, damit nicht der ganze Heuschlag verwachse. Andere vermehren ihre Heuschläge dadurch, daß sie jährlich dazu ein Stück Wald kahl herunter hauen lassen, wodurch aber die Wälder verderbt werden und Holz-mangel entsteht. Beides nennt man den Heuschlag reinigen, und das muß wegen des Nachwuchses alle Jahre geschehen. Vom Düngen der Wiesen, Asche darauf führen und Gras- oder Blumenamen austreuen, weiß man nichts. Das abgehauene Gefiräch wird zu Kürtis verbrannt und oftmals so aus einer guten Wiese neues Ackerland gemacht.

Viele Wiesen, so wie beynahe alle Korusfelder, werden umzäunt, nicht mit lebendigen oder grünen Zäunen, sondern mit durren, aus Pfählen und Stangen fast wie eine hölzerne Vergatterung gemachten Befriedigungen. Mit eben solchen Zäunen sind auch alle Bauerhöfe und Gärten umgeben, die daher eher das Ansehen einer pallisadenförmigen Verschanzung haben. Dergleichen Zäune sind äußerst holzfressend und ein wahrer Waldverderb; außerdem erfodern sie auch viele Arbeit, Zeit und Mühe. Im Frühjahr ist das Zaunmachen eine der ersten und vornehmsten Arbeiten, und ein solcher Zaun wird nach 3 bis 4 Jahren wieder schadhast. Weil sie so vieles Holz

kosten, hat man in manchen Gegenden, wo sich auch schon Holzmangel zu zeigen anfängt, statt ihrer Umgebungen von über einander gelegten Feldsteinen, wodurch zugleich die Aecker von den Legtern gereinigt werden, oder Zäune von in einander geflochtenem Strauch gemacht, oder Graben um die Felder gezogen, wodurch zugleich das überflüssige Wasser abgeleitet wird, und die Aecker verbessert werden. Eigentlich sollen die Zäune wider den Anlauf des wilden und zahmen Viehes dienen; aber man gewöhne lieber die Bauern, oder zwinge sie, ihr Vieh und ihre Schweine unter die Hut der Hirten zu geben, so braucht man keine Zäune, die wider die Wölfe und Bären ohnehin nicht schützen. Wie sehr würden dadurch die Wälder geschont werden! Jeder Zaunpfahl oder Stecken, deren jährlich viele Millionen verbraucht werden, kostet einem jungen Lannen- oder Fichtenbaum das Leben. Diese machen aber erst den sechsten Theil des Zauns aus: noch weit mehr Holz fressen die Schelten oder schräg dazwischen liegenden lang gespalteten Scheithölzer, welche mit Weidenruthen, Bast oder jungen Zweigen an jene zwey Stangen befestigt werden. Diese Stangen faulen bald, der Schnee häuft sich an die Zäune an, oft reißt sie der Sturm nieder, das junge Roggenras faulet darunter, die Wege werden dadurch verderbt; dennoch behält man die lieben Zäune immer noch bey.

Sowohl Ebsten als Letten sind in ihrer Kleidung äußerst schmutzig und unrein. Die Tracht der Männer ist jedoch, wo möglich, noch schlechter und zottiger als die Tracht der Weiber. Die Nationalfarbe der Letten ist grau, die der Ebsten braun. Der Lette geht mehrentheils unbedeckt, der Ebstle trägt einen großen, runden, an den Seiten herabhängenden Hut; im Winter haben beyde Nationen dicke und rauche Pelzmützen, unter denen ihr Haar und Bart wild und unordentlich herabhängt. Kein Bauer trägt weder Schuhe noch Stiefeln an seinen Füßen; sondern Passeln, d. h. ein Stück rohe, ungegerbte Thierhaut, welcher man die Haare genommen hat. Dieser bedienen sich beyde Geschlechter. Man sehe die beyden Titeltafeln und Tafel 5. — Die Ebstinnen und Lettinnen tragen, so lange sie unverheirathet sind, weder Mütze noch Haube; sie scheitern ihre Haare, oder lassen sie natürlich fallen und binden einen mit wollenem Zeuge oder Bande überzogenen Streif von Pappe darüber, und stecken die beyden gedrehten Strehlen durch das Band zurück, so daß sie in Locken auf den Hals herabfallen. Dieser Kopfschmuck stehet ihnen ungemein wohl, und hat viel Ähnlichkeit mit dem ehemaligen griechischen. Hofsmädchen schmücken ihren Kopf noch überdieß mit vielen buntfarbigen Bändern, die sie an ein Kästlein von Pappendeckel nähen, das mit Taffent oder Atlas überzogen ist und Verk heißt, und lassen sie ein Spiel der

Winde seyn. Alles trägt Gurte um den Leib; die Männer gemeinlich lederne, einige, sonderlich Letten, an deren Statt auch wohl ein Tuch, unverheirathete Ehten haben ihren ledernen Gurt mit vielen messingeneu Schnallen besetzt: alle aber tragen den Gurt über dem Rock oder vielmehr Kittel, der aus schwarzbraunem wollenen Garne gewebt ist, bis über die Kniee geht und vorn über einander schlägt, oder vielmehr von dem Gurte zusammen gehalten wird. Die Weiber und Mädchen weben ihre Gurte von Wolle und Zwirn, die Ehtinnen zierlich und mit allerley Blumenwerk, die Lettinnen einfärbiger. Diesen langen Gurt tragen sie über dem Hemde, winden ihn etlichemal um den Leib herum, manche bis unter die Brüste, die dadurch sehr hervorgebrängt werden, ziehen ihn sehr fest, und schlafen bisweilen wohl gar darin, ohne an ihrer Gesundheit zu leiden. Ein Beweis, daß nicht alles Schnüren schädlich ist.

Schmutzige schwarzbraune Strümpfe, von derselben Farbe und Wolle wie ihre Röcke, bedecken ihre Beine, die aber weder durch diese noch durch die Passeln recht vor der Nässe und Kälte geschützt werden, denn das Stück rohen Leders, welches ihre Fußbedeckung ausmacht, wird kaum einigermaßen der Größe des Fußes angemessen, wenn es trocken ist, ins Wasser gelegt, um es biegsam zu machen, alsdann um den Fuß geschlagen, durch die Löcher aber, die am Rande dieses Leders um den Fuß herum gehen,

wird ein grober Bindfaden oder dünner Lederriemen gezogen und vermittelst desselben festgebunden. Manche ziehen sie auch über dem Fuße, nach Art der Sandalen, zusammen, wie man auf dem Kupfer No. 5. und auf dem Titellkupfer vor dem 2ten Theil siehet. So oft diese Passeln stark trocken werden, (dieses geschieht vorzüglich dann, wenn man, um sie desto länger zu erhalten, sie eine Zeitlang nicht getragen hat, —) so erweicht man sie auß neue im Wasser, und legt sie dann abermals ganz feucht um den Fuß. Bey den dürftigen Umständen dieser Leute fehlt es indessen manchen auch an dieser Bekleidung, die dann Schuhe von Bast geflochten tragen. Eben so kann sich auch nicht jeder Strümpfe anschaffen, daher man viele siehet, die, wenn sie auch Passeln haben, ihre Füße, statt der Strümpfe, mit zerrissenen Lumpen, mit den Ueberresten von ihren alten wollenen Kitteln und Weiberröcken dick umwinden, und mit den an den Passeln befindlichen Schnüren befestigen. Ein so bekleidetes Bein siehet recht ekelhaft und schrecklich aus. Manche haben bey sehr strenger Kälte unter diesen scheußlichen Lumpenstiefeln auch noch ein Paar Strümpfe, indessen sind wohl nur die wenigsten so reich, daß sie beydes zugleich tragen können. Allein der Anblick der Strümpfe ist nicht viel reizender als jene Lumpenbekleidung. Sie sind, wie gesagt, äußerst unrein und voll Staub, von grober Schaaßwolle, aus fast eines Federkiels dickem Garne gemacht. Viel

weiter und länger, als sie nöthig sind, hängen diese fürchterlich dicken Säck auf die Füße herab und schlittern schlumpig um dieselben herum: ein recht ekelhafter Anblick! —

Die Hosen der Männer sind im Sommer von ungebleichter, äußerst grober Leinwand, und passen eben so wenig an wie die Strümpfe: sie sind sehr schmutzig und oft so zerrissen, daß mancher kaum seine Blöße damit bedeckt. Zur wärmeru Bedeckung für den Winter aber ist dieses Kleidungsstück aus eben der schwarzen und grauen Wolle bereitet, aus welcher die Strümpfe und Kittel oder Röcke verfertigt werden, welches grobe Zeug man *Wattmann* nennt. Wer indessen zu arm ist, muß auch dieses oft entbehren. Die Röcke der Männer sind ebenfalls ziemlich weit und schlumpig, mehr einem Kittel als einem wirklichen Mannsrocke ähnlich, und haben die meisten weder Knöpfe noch Haaken, nur zuweilen sieht man einige mit beyden versehen, die sich die meisten aber selbst machen. Um sie indessen doch zu befestigen, dienet der oben genannte Gürtel, dessen Farbe man aber, wenn er einige Zeit getragen ist, vor Schmutze nicht mehr erkennen kann. So lange ein solcher Gürtel neu ist, wird er am Sonntage zur Parade gebraucht, und derjenige ist kein ganz armer Mann, der einen trägt. — Um den knobernen Hals ist weder Halstuch noch Hemde zu sehen; er ist bis auf die Brust nackend, welche bey den meisten ein schmutzi-

ger langer Bart bedeckt, der bey der Kälte sie mit erwärmen hilft, aber oft auch die Residenz allerley kleiner Thierchen ist. (S. Tafel 5.) Im Winter sind Männer und Weiber in einen Schaafpelz gekleidet, dessen glatte Seite nach außen gewandt ist, ohne mit dem geringsten Zeuge überzogen zu seyn. Man denke sich, wie namenlos schmutzig sie seyn, welchen Geruch sie von sich geben und von welchem Ungeziefer sie wimmeln müssen, da die allermeisten auch darin schlafen! In der That, man weicht gerne schon von ferne aus. —

Der auf Taf. 5. abgebildete Mann ist ein Lette. Er hat gegen tausend andere eine gute Gesichtsbildung, Bart und Haare hängen wild, fast in Eins unter einander. Hals und Brust sind nackend und der Rock stehet oben offen. In der linken Hand hält er einen elenden Deckel von Hute, und weil er einen Stecken führt, ist er wahrscheinlich ein Kubjas. Ungekämmt ist er aufs Feld gegangen, vermuthlich nimmt er sich hier so viel Zeit, daß Haar mit den Fingern durchzukammen, da keiner einen Kamm hat, sondern sich Statt dessen einer runden Bürste von sehr steifen harten Borsten, oder der krumm gebogenen Finger bedienet.

Das Titellupfer stellt eine *Chstinn* vor. Sie hat eine offene hübsche Phystionomie und ist unverheirathet, denn sie trägt eine Binde von überzogenem

Pappendeckel auf dem Kopfe. Der Gurt ist etwas lose geschmalt, oder nur leicht umwunden, über das bloße Hemde gewickelt und hält sogleich die Schürze mit. An den Füßen hat sie Passeln, auf der Brust allerley silbernes Klapperwerk, davon das an Schnüren befestigte eine Art silberner Korallen oder Kugeln von verschiedener Größe, Krellen genannt, das weiter unten eine silberne Platte ist, in deren durchbrochener Mitte allerley Figuren vorgestellt sind, und der Vater oder auch Preeß genennt wird. Manche hängen dazwischen noch allerley angehörtes altes Geld, ärmere messingene Zahlpfennige oder bleyerne Thaler, die sie selbst gießen. Jetzt haben die Ehstinnen auch allerley Glaskorallen und Perlen um den Hals, die bey einigen weit herunter hängen. Die hier abgebildete ist übrigens ganz leicht bedeckt, ein einziger Rock, ein Hemde und die Schürze ist die ganze Bekleidung. Andere ziehen den Gürtel stärker an, um Brust und Bauch recht rund hervorzutreiben, welches bey diesem Volke für eine besondere Schönheit und für einen großen Schmuck gehalten wird. Welcher der Unterleib recht hoch hervorsteht, diese wird für eine reizende Schöne gehalten, und eben dieß bewirken viele durch starkes Unterbinden. Die Mädchen in den Dörfern können dieses nur an Sonntagen, oder wenn sie eben so gepußt sind, thun: diese aber ist ein Hofemädchen und kann, wenn sie will, diesen Schmuck täglich tragen, weil sie durch keine schwere Arbeit daran ver-

hindert wird. Ihr zur Seite ist eine spitzige, Pyramidenförmig aus langen Stangen zusammengesetzte Küche, wie sie die Ehsten im Sommer unter freyem Himmel auf ihrem Hofe haben. Die Zwischenräume werden mit Schale und Baumrinde zugemacht. —

Das Titeltapfer vor dem 2ten Theil zeigt eine Lettinu. Sie ist verheirathet, welches die Haube beweist, mit welcher ihr Kopf bedeckt ist. Sie hat aufgezoogene Sandalen oder Passeln an, einen etwas gefalteten Unterrock, wodurch sie sich von den Ehstinnen unterscheiden, darüber eine Schürze, und unter dem groben Mantel weiter nichts als das bloße Hemde, das sie mit demselben bedeckt und sich zugleich dadurch für der Kälte schützt. Gewöhnlich tragen die Lettinnen ein kurzes fest am Leibe liegendes Kamisol, sowohl in als außer dem Hause; des Mantels bedienen sie sich nur selten und bey sehr großer Kälte. Ueber ihren weißen Hauben haben viele eine Mütze, die 2 bis 3 Thaler kostet. Das Silberwerk einer Lettinu besteht in einer Platte mit verschiedenen, in Gestalt eines Fingerhuts darauf stehenden Buckeln; in einer mit rothen Glassteinen oder Perlen besetzten Spange und in etlichen silbernen Blättern, alles vor der Brust: ihre Fingerringe, (die auch die Ehstinnen haben,) sind nach deutscher Art gemacht. Sie tragen Schürzen, ordentliche Strümpfe, und besonders an Sonntagen Hüte, die mit Spargel geziert sind, den sie zu dem Ende sorgfältig erziehen und verwah-

ten: kein junger Freyer kann, ohne Spargel an seinem Pferde, reiten. Die Ehstinnen hingegen wissen weder von Hut noch Spargel etwas; die meisten tragen ungemein kurze Strümpfe, außer in einigen Gegenden, wo sie vermuthlich von den Deutschen und Schweden bessere zu stricken gelernt und entlehnt haben, welches auch von den Schürzen da, wo sie gebräuchlich sind, gilt. Die ganze Ehstnische Nation beyderley Geschlechts geht gern mit zwey Röcken übereinander: viele tragen mitten im heißen Sommer ihren Schaafpelz und den Rock noch darüber. Das letztere thut der Lette nur im Winter, das erstere nicht leicht: bey der Arbeit läßt er wie der Russe sein Hemde über die Beinkleider herabhängen. — Im Hintergrunde fährt auf gegenwärtigem Kupfer ein Lette mit seinem kleinen, zwey Fuß hohen Wagen, der von einem ausgehungerten kleinen Pferde gezogen wird. Es ist mit einem Krumholz bespannt, welches ein starker, fast in einem halben Zirkel gebogener Stock ist, der bey einspannigen Fuhrwerken, welches bey nahe alle sind, über den Hals des Pferdes in die Höhe steht und durch seine Federkraft die Kummertrennen an die Ziehestangen befestigt.

Die Weiber unterscheiden sich in ihrem Anzuge durch nichts von den Mädchen, außer daß sie kleine Weibermützen oder runde Hauben tragen, unter welche ein ganz schmaler feiner Streif genähet ist: sind sie gepuht und können sie es bezahlen, so sind

diese Hauben ebenfalls von Seidenzeuge und mit unächtem Silber oder Gold besetzt. Wenn es zu kalt ist, so setzt ein Mädchen bey Arbeiten, die nicht hinter dem Ofen verrichtet werden können, auch wohl eine Mütze auf; allein sie darf keinen Streif haben, weil dadurch die Verheiratheten sich vorzüglich unterscheiden. Uebrigens sind beyde Nationen, außer ihrer verschiedenen Abstammung und Sprache, auch noch durch ihre Wohnungen, Neigungen und manche abweichende Gebräuche von einander unterschieden. Die Letten wohnen zerstreut, die Ehsten in ordentlichen Dörfern bey einander: von jenen haben die meisten neben ihrer Rauchstube (oder Kiege, wo sie das Korn dörren,) eine warme, reinliche Kammer mit einem oder zwey kleinen Glasfenstern, in welcher sie sich gewöhnlich aufhalten. Bey ihnen findet man mehrere hölzerne, auch wohl töpferne Geschirre, besondere Schlafdecken, Obstgärten, überhaupt mehr Wohlstand als bey den Esten. In ihren Stuben dulden sie weniger Thiere, höchstens im Winter etliche Hühner, Hunde und Katzen. Von allem ist bey den Ehsten das Gegentheil. Sie leben sehr säuisch und unflätig, haben immer einen häßlichen Geruch bey sich; ihre finstere Rauchstube gleicht mehr einer Höhle, ist ohne Fenster, voller Thiere, besonders Hühner, Schaafe, Schweine ic., die daran befindliche Kammer (welche nicht einmal alle Stuben haben,) ist kalt, finster und ein bloßes Magazin. — Noch größere

Verschiedenheit äußert sich in den Neigungen. Die Letten sind verträglich; viele Weiber leben in einem Hause friedlich beysammen; sie sind fleißig in der Wirthschaft, höflich und ehrerbietig wie die Russen; sehr schamhaft, die Lettinn läßt sich nie zu Hause oder außer demselben mit bloßem Hemde, vielweniger nackend sehend. Dabey sind sie etwas einfältig, gutherzig, äußerst abergläubig, gegen den Religionsunterricht gleichgültig. Die Ehsten sind hingegen listig, tückisch, boshaft, schadensfroh, falsch, zänkisch, (selten vertragen sich 2 oder 3 Weiber in einem Hause,) rachgierig, naseweis, widerspenstig; voll Sklavensinn und hämischer Schalkheit; freuen sich, wenn sie andere, sonderlich Deutsche, beleidigen können; unhöflich, (selten ziehen sie den Hut ab,) unbarmherzig gegen jedermann, zumal gegen ihr Vieh, nur nicht gegen Bettler ihrer Nation; herzhaft und verwegen; ohne allen Eckel und Schaam; sie gehen vor aller Menschen Augen ohne Scheu entblößt und folgen der Natur mitten auf der Landstraße, ohne sich an Vorbeygehende zu kehren. Das Weibsvolk, selbst Mädchen, gehet zu Hause und auf dem Felde oft im bloßen Hemde, höchstens mit einem dünnen Unterrock; die Brüste bedeckt das Hemde meistens nur halb; aus der Badstube gehen sie ganz nackend, sich abzukühlen; ältere Weiber halten nicht selten, ohne sich ihrer Blöße zu schämen, oder gewisse Theile des Leibes zu verbergen, mit Männern lange Gespräche:

beyde Geschlechter baden sich zugleich, wozu sich so leicht keine Lettinn entschließt. Im Sommer kommen Mädchen und Weiber oft im bloßen Hemde, mit einem langen Oberrock darüber, in die Kirche, den manche bey großer Hitze ohne Scheu ablegt und im Hemde da sitzt.

In mehreren Gebräuchen weichen Ehsten und Letten von einander ab. Da ich in einem andern Werke *) die Sitten und Gewohnheiten der erstern ausführlicher beschrieben habe; so schränke ich mich hier mehr auf die letztern ein. Das weibliche Geschlecht bey den Letten, zumal die Mädchen, schmücken sich und ihre Hüte, wie bereits erwähnt ist, im Sommer gern mit etwas Grünem, mit Blumen, Spargel, Mohnen, Salbey, Krausemünze u. die sie daher in ihren Gärten fleißig ziehen. Die Ehstinnen unterlassen dieses. Wohlhabende Weiber, vornämlich in der Gegend bey Riga, tragen silberne, ärmere messingene Gürtel von Kettenarbeit, an welchen sie ihre Messer befestigen. Die Letten ärnten ihr Korn mit kleinen Sensen, die Ehsten mehr mit der Sichel; jene brauchen lauter Pferde, diese auch hier und da Ochsen zur Feldarbeit. Eigentliche Amulette will bey beyden niemand bemerkt haben; doch vertritt bey den

*) Ehstland und die Ehsten, ein Seitenstück zu Mertel über die Letten. Gotha bey Ettinger, 1802.

Ehstinnen Teufelédreck (*asa foetida*), den sie bisweilen in ihrem silbernen Brustschmuck tragen und den Kindern mit zur Laufe in die Windeln geben, die Stelle eines Amulets; die Letten bedienen sich desselben bloß zur Arzeneey. Diese machen auch zu einer eigenen Festspeise, desgleichen zum Verkauf, große Käse, welche sie oft mit Eiern vermischen: geronnene Milch, mit Salz, Rahm und Lauch vermischt, essen sie im Sommer fast täglich; der Ehste macht keine Käse, seine saure Milch isset er unvermischt, oder mit einem Zusatz von gekochtem Mehl. Alle verheirathete Ehsten tragen lange Bärte; die Letten, ganz alte ausgenommen, barbieren sich. Fener ihr Lieblingsinstrument bey allen ihren Tänzen und Lustbarkeiten ist der Dudelsack; diese hören ihn zwar auch gern, haben aber noch bey ihren Hochzeiten einige Violinen, die sie den Deutschen abgeborgt haben, aber kaum erträglich spielen. — So lange eine Leiche im Hause ist, vermeiden sie das Waschen des Leinwandens: sobald die Leiche angekleidet ist, legen manche derselben ein Tuch auf die Brust, auf welches die Trauergäste ein Geschenk an Geld für die Hinterlassenen werfen. Einige bitten sogenannte Leidweiber, die bey der Leiche im Hause singen und weinen müssen. Aus Aberglauben suchen sie gern Wachs von Altarleuchtern zu bekommen, um daraus Ringeln zu machen, durch deren Hülfe sie wahr sagen wollen. — In vielen Gegenden versammelt sich das ganze Ge-

biet am Abend vor Johannistag auf den Höfen, bringt Johanniskraut und Beere, reiniget den Hof, umzieht in vier besondern Haufen das Roggenfeld drey mal mit Gesang und erfleht vom Himmel Segen und eine reiche Aerate. Männer, Weiber, ledige Kerle und Dirnen, gehen jede abgesondert; die Letzen tragen auf ihren Köpfen Blumenkränze. Zuletzt bekommen sie von der Herrschaft einen kleinen Schmaus, wobey Bier und Branntwein die Hauptsache ist, und tanzen beym Kreischen des schnarrenden Dudelsacks und einiger tragenden Violinen, aller Ermüdung ungeachtet, bis spät in die Nacht hinein.

Die Letten feyern ein Fest zum Gedächtniß der abgeschiednen Seelen, welches am Michaelistage anfängt, und drey, auch wohl fünf Wochen dauert. Während dieser Zeit wird in keinem Bauerhause Abends gearbeitet. Sobald es finster wird, legt sich alles zur Ruhe, um die Geister der Vorfahren, welche dann in ihren alten Wohnungen herumirren, nicht zu stören. Selbst wenn Geräusch in Ställen und Scheunen gehört wird, heht man keinen Hund an, welches natürlich die Diebe sich oft zu Nutzen machen. Am letzten Abend dieser festlichen Zeit wird wacker geschmaus, aber auch eine wohlbesetzte Tafel für die Geister in das Vorhaus, u. s. w. gestellt, (gerade wie bey den alten Preußen) und Lichter werden darauf angezündet; die sehr oft, da die trunkenen Hausgenossen sich schlafen legen, Feuerbrünste verursachen.

Auch auf die Begräbnißplätze wird ein Bund Späne zum Anzünden gelegt, damit die Geister sich deren im Finstern bedienen können. Gebildete Letten spotten selbst über diese Gebräuche, machen sie aber doch mit. — Ein Windey, durch Zufall an den Rand des Feldes oder in die Nähe des Viehstalles geworfen, ein wenig Blut auf einem Steine und dergleichen, schlägt des Letten Muth oft so sehr nieder, daß mancher wohlhabende Wirth daburch zum Bettler wird, denn er glaubt sich verzaubert. Es ist höchst merkwürdig, daß er (Lutheraner) in solchen Fällen seine Zuflucht zu den Gebeten katholischer Priester nimmt, auch zu Wärensführern. — Bey Bestimmung der Feldarbeiten sind die Letten große Tagewähler. An den beyden Donnerstagen vor Himmelfahrt arbeiten sie nie auf ihren Aeckern, weil sonst Hagelwetter kommt. Wer am grünen Donnerstage Holz fällt, bringt sicher, ihren Meinungen nach, Schlangen nach Hause, wenn er nicht einen Span zurück in den Wald wirft. Läßt er das Holz im Walde liegen, so findet man den ganzen Sommer hindurch Schlangen darunter, die sie am Feuer trocknen, zu Pulver reiben und als Arzney gebrauchen, u. s. w. — Wenn Garn auf den Weberstuhl gebracht worden ist, müssen die Hausgenossen dicke Grütze schmausen, sonst wird die Leinwand nicht dicht und fest. — Taufwasser schützt für Zahnweh. — Beym Abendmahle nehmen viele einen Theil der Oblate wieder aus dem Munde, bestreichen

damit Getraidelassen, Bienenstöcke, u. s. w. — Viele Zauberer gibt es unter ihnen, meist alte Weiber, die durch Tradition und Erfahrung alle in Kurland wildwachsende Pflanzen kennen, und ihre Kranken besonders mit einem Mittel kuriren, welches aus wildem Rosmarin (Porst, *Ledum palustre* L.), Wiesenfalbey (*Salvia pratensis* L.) und andern solchen betäubenden Kräutern zusammengesetzt ist. Sie heilen auch durch Besprechen; sie weissagen und geben sich mit allerley schändlichen Gaukeleyen ab. Auf dem Krongute S — wurde im vorigen Jahre ein Wirth erschlagen; der Thäter war ein Kerl, den ein Zauberer dazu verleitet hatte, indem er ihn versicherte, er könne nie entdeckt werden, wenn er den Stiefel, den sein Herr zuletzt an dem linken Fuße getragen habe, auf den Acker verscharre, auch ein von einem Grabe genommenes Kreuz darauf pflanze, u. dgl. m.

Am Peipussee nimmt man wieder zwischen Ehsten und Letten eine große Verschiedenheit wahr, sowohl in der Kleidung als in Gebräuchen. Herr Pastor Hupel*) meint, der Hauptgrund läge in der Vermischung, da der Fischfang von jeher viele Leute hieher gezogen habe, und besonders viele Russen, schon seit langer Zeit, hier sesshaft geworden wären.

*) Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland, 2ter Band, Kap. I. Abschn. 5.

Daraus sey eine allmähliche Veränderung in Sitten und Gebräuchen, ja selbst in der Sprache, hervorgegangen. Es wohnen jedoch mehr Ehesten und Letten hier, und von jenen führe ich einiges an. Beyde Geschlechter tragen graue Röcke wie die Letten, doch nicht völlig von einer Farbe: die Aermel sind ohne Aufschläge mit einem schmalen ledernen Streifen besetzt. Statt des silbernen Hals schmuckes tragen die Weiber viele Korallenschnüren mit Zahlpennigen; die Mädchen gehen in bloßen Haaren ohne Band um den Scheitel, und die Weiber tragen statt der Haube ein weißes, 5 Ellen langes und $\frac{3}{4}$ Ellen breites Tuch, welches sie besonders dazu mit rothen Streifen wirren und zweymahl um den Kopf wickeln, so daß die Enden lang herunter hängen. Die, welche communiciren wollen, erkennt man in der Kirche durch ein solches über die Schultern geworfenes Tuch. Im Sellinschen und Oberpahlenschen gehen auch viele so. Ihre Füße umwickeln sie sehr dick, binden die Gürtel anders, so daß der Unterleib eingezogen bleibt, tragen Ohrgehänge, viele auch Halstrücker, und besetzen den Saum der Röcke mit breiten Glanzgoldstreifen. Zur Hochzeit kommen sie früh des Morgens in der Braut Hause zusammen und ziehen des Abends wieder davon. Die Braut sitzt in einem schmutzigen Hemde hinter einem Stück Leinwand vor dem Kamin. Vor dem Abzuge wird sie angekleidet; nun muß sie laut heulen und von allem, auch von Tisch und Bän-

ken kläglichen Abschied nehmen. Den folgenden Nachmittag wird sie im Bräutigamshause herumgeführt; auf jede Thürschwelle wird von ihr ein Gurt gelegt, auch an jedes Stück Vieh einer gehängt, welche alle der ältesten Magd im Gesinde zufallen. So lange diese dient, trägt sie ihrer Wirthin Kleider: zieht sie ab, so geht die Wirthin im Frühjahr mit einer Flasche Branntwein und einem Gurte aus, eine neue Magd zu suchen. Ihr Lohn ist bey dem Abzuge etwas Korn, Flachse, Wolle u. dgl. wovon sie den Winter durch lebt.

Die Verlobung und Hochzeitsgebräuche der Letten erzähle ich weiter unten. Hier noch etwas von dem Anzuge der Kinder und den Dampfbädern, deren sich Alt und Jung bedienen. So lange die Kinder noch nicht zum Herrendienste geschickt werden, so lange sind sie auch fast gänzlich unbekleidet; ein Hemd ist alles, was sie im Sommer und Winter bedeckt, ja man siehet sie in diesem Aufzuge aus den fürchterlich geheizten Hütten laufen, im tiefsten Schnee herumwaten, sich gar hineinsetzen und so recht fröhlich seyn. Wenn man indessen nicht voraussetzte, daß die grobe Leinwand am Hemde einst gebleicht gewesen sey; so würde man nie auf den Gedanken gerathen, denn es hat völlig die Farbe eines Kohlensacks. Dieselbe Farbe, oder so man lieber will, die des gelben Specks, hat auch die Haut der Kinder, und zwar ohne alle Ausnahme. — Wenn man aber nur

die schreckliche Wirthschaft im Innern der Häuser bedenkt, so wird man schon von Alt und Jung nicht die mindeste Reinlichkeit erwarten; auch ist, zumahl bey den Ehsten, nicht das geringste davon anzutreffen, vielmehr leben und weben sie im Unflathe. Damit sie aber gleichwohl nicht völlig von ihrem Unrathe verzehrt werden, bedienen sie sich der *Badstuben*.

Diese Häuser sind ganz von derselben Beschaffenheit und Bauart als alle übrigen, und haben zwey Abtheilungen oder Stuben, ein, selten aber mehr Fenster, oft ein bloßes Loch mit einem Schieber. Nie badet eine Person allein, sondern es gehen ihrer allemahl mehrere zusammen dahin. In dem einem Zimmer kleiden sie sich aus, im andern wird gebadet, aber nicht in Wasser, sondern in feuchtem heißen Dunste, Dampfe und stinkendem Schweiß. Die Badenden steigen mehrere Stufen hinauf und legen sich nackend auf die in verschiedenen Höhen befestigten Bänke oder Lagerplätze und auf den Ofen. Dieser ist von Steinen gesetzt und nicht nur schrecklich geheizt, sondern es wird auch zur Vermehrung der Hitze von Zeit zu Zeit Wasser auf die glühenden Steine am Ofen gesprengt, um die Badenden, welche sich während dieser Zeit mit Birkenbüscheln, die voller Blätter sind, über den ganzen Leib sanft schlagen lassen, in die feuchten und dicksten Dampfwolken einzuhüllen. Hieranf nehmen die Badeweiber andere Feldsteine und machen sie glühend, und werfen sie

dann, mittelst eiserner Stangen, in große Wassertröge in der Badestube. Dieß vermehrt die Hitze und den heißen Dampf, indem es oft wiederholt wird, noch mehr. Durch diese Operation dringt bey dem Badenden der stärkste Schweiß hervor, welches eine Empfindung verursachen soll, nach der sich alle Stände und Alter sehnen. Dieses Dampf- und Schweißbad hat vortreffliche Wirkungen, und ist insbesondere der Haut, die von der anhaltenden und harten Winterkälte wie verschrumpft und verhärtet ist, sehr heilsam; denn bekanntlich dringt der Dunst des kochenden Wassers tiefer ein, und löset weit stärker auf, als das Wasser selbst. Es wird sogar bey Kindern angewendet, die erst einige Wochen alt sind, wenn sie kleine Hautausschläge bekommen, oder mit einer gewissen Unreinigkeit gebohren wurden, die man *Borsten* nennt. Sie besteht in schwarzen Punkten oder Finnen, und man behauptet, daß sie durch kein anderes Mittel zu vertreiben sind. Nicht nur die Kinder der Bauern kommen häufig damit zur Welt, sondern auch bey Deutschen und Edelleuten ist diese Kinderkrankheit nicht selten. Sie soll ein unangenehmes Jucken und eine Unbehaglichkeit verursachen, welche die Kleinen nicht ruhen läßt. Zu jeder Jahreszeit bedienet man sich solcher Bäder, und die Bauern laufen aus dieser schrecklichen Hitze unmittelbar in die strengste Kälte, durch Schnee und Eis, ohne daß sie die geringste Unbequemlichkeit spüren.

Die Russen springen sogar nackend ins Wasser oder in den Schnee, um sich wieder abzukühlen: die zärtlichen Menschen aber lassen sich in die dicksten Pelze einhüllen und nach ihrem warmen Zimmer bringen, wo sie eine Badestube genießen, die von Kräutern und andern wohlschmeckenden, zu dieser Zeit dem Körper zuträglichen Ingredienzien bereitet ist. Wie froh und munter diese Menschen nach einem solchen Bade sind, ist kaum zu glauben; doch spürt man diese wohltätige Wirkung erst den folgenden Tag. Der Schlaf ist dann in der ersten Nacht, wie ganz natürlich, äußerst süß und ruhig. Um diese Wollust aber das ganze Jahr hindurch zu genießen, müssen die Leute, welchen man erlaubt, diese Badestuben zu bewohnen, (Badstüber oder Loostreiber,) dafür sorgen, daß die belaubten Wirkenreiser das ganze Jahr nicht ausgehen und stets frisch erhalten werden. Ausländer gewöhnen sich nicht so leicht an diese Dampfbäder, doch giebt es auch welche, die sie für so erquickend halten, daß sie alle 14 Tage eins gebrauchen. Ich habe aber gefunden, daß sie, oft gebraucht, sehr angreifen, und mehr schwächen als stärken. Klima, Gewohnheit und Liebhaberey thun hierbey viel, ja vielleicht alles. —

Die Gewöhnung an einen so plötzlichen Uebergang vom höchsten Grade der Hitze zur strengsten Kälte, dergleichen die gemeinen Russen, Letten und Esten sich aussetzen, muß freylich sehr harte, zur

Ertragung jeder Beschwerlichkeit taugliche Körper geben; allein ich konnte mich nie des Gedankens erwehren, daß die ersten Versuche an neugebohrnen Kindern, vielleicht eine von den Ursachen der Kränklichkeit, Schwächlichkeit und Sterblichkeit unter denselben sey. Es scheint mir dieß Verfahren mit ihnen gleichsam ein Versuch, welchem Kinde die Natur Kraft genug verliehen habe, sich gegen die künftigen Beschwerden zu stemmen, und welchen nicht? Das von ihr begünstigte lebt alsdann, wächst sei uem Sklaveneleude entgegen und ist zur Ertragung der Mühseligkeiten geschickt; das minder begünstigte stirbt und wird den Qualen entzogen. Daß diese Probe und der Erfolg nicht beabsichtigt werden, davon bin ich zwar völlig überzeugt; aber sie wird doch zufällig gemacht, und nur die Gewohnheit hat dieses Spartanische Verfahren eingeführt. — Und in der That, es gehört ungläublich viel dazu, ich will nicht sagen, das Leben erträglich zu finden, welchem die armen Kleinen entgegen wachsen: denn was vermag nicht die Gewöhnung? — sondern es wirklich zu ertragen, dazu gehört Stärke. — Nicht genug, daß sie mit hungrigem Magen, oder bey einer Kost, die zwar sättiget ohne zu nähren, die schwersten, sauersten Arbeiten zu verrichten, und wenn sie darüber ermüden, sich die Haut voller Striemen schlagen zu lassen, bestimmt sind; so haben sie auch keinen Lagerplatz, auf welchem sie nur ein einzigemahl in ihrem

Leben ihre abgematteten Glieder auszuruhen und auf den kommenden Tag zu stärken vermöchten. Man denke nur, ob es wohl möglich sey, daß derjenige, welcher von dem Orte, wo er Heu, Gerste, Hafer mähet, oder Roggen schneidet, bis zu seiner Wohnung eine, auch wohl zwey Meilen gehen muß, ehe er zu Hause anlangt, ob es einem solchen möglich sey, in den wenigen Stunden, die zwischen dem Feyerabend und der wieder anzufangenden Arbeit, vom Untergange der Sonne bis zu ihrem Aufgang verfließen, sich nach Hause zu begeben, nur einigermaßen auszuruhen und zur gehörigen Zeit sich wieder einzufinden? — Viele bleiben daher am Abende, wo sie sind, manche finden ein Obdach in der Nähe, ein Bauernhaus, eine Scheune, einen Schoppen; andere nicht: diese legen sich alsdann im Grase, an einem Zaune, oder wo es ihnen bequem ist, unter freyem Himmel nieder, ohne sich um den feuchten Erddunst oder kühlenden Thau zu bekümmern, welcher nun ihren vorher von Schweiß triefenden Körper bedeckt. Indessen sind diese Arten von Nachtruhen auch keine geringe Quelle der vielen Krankheiten, und besonders der Ruhr, die unter diesen Leuten häufig im Schwange ist. — Zwar sind solche Nächte nur Ausnahmen von der Regel, aber die Bauern haben auch überall keine Betten, weder Federbetten, noch Matragen, noch Bärenhäute: sie liegen in ihren Häusern auf dem bloßen Erdboden, auf dem Ofen, auf Bän-

ken, auf hölzernen mit Stroh gefüllten Bettstellen, und bringen entweder auf alten Lumpen, auf einem mit Spreu oder Stroh ausgestopftem Sack, auf ihren Kleidern, oder gar bekleidet jede Nacht ihres Lebens zu, so daß ihre müden Glieder sich nie recht erholen können. Selbst das Hofsgesinde, das doch sonst etwas besser lebt, bekommt kein anderes Bette als einen Sack oder Stroh: diesen werfen sie bey dem Schlafengehen auf den flachen Boden, oder höchstens auf eine flache Bettstelle, und decken sich mit ihren Kleidern oder einer groben wollenen Wattmannsdecke zu.

Die Verachtung und Mißhandlungen, mit welchen diesen armen, geplagten Leuten von ihren Herrschaften begegnet wird, übersteigen oftmals allen Glauben. Nicht genug, daß man sie niemals grüßet und kaum eines Blickes würdigt, stößt man sie oft mit dem Fuße aus dem Wege, oder gibt ihnen auf der Straße, wenn sie mit ihrem Schlitten oder Karren einem zu nahe kommen, einen unbarmherzigen Hieb mit dem Stocke oder der Peitsche, so wie man einen Hund wegtreibt. Dieß thun selbst Männer von Stande, die kein Bedenken tragen, auch zu Hause gar oft das volle Maas ihres Mergers und ihrer Rache über ein armes Schlachtopfer, das vielleicht bey dem Brandtweinbrennen etwas versehen, oder sein Korn zu früh aufgezehrt hat und nun am Hofe borgen will, oder aus Hunger und Mangel getrieben etwas Korn

in der Kiege entwendet hat, durch Ruthenstrieche und Karbatschenhiebe auszuschütten. Der Herr kann dem Leibeigenen Haus und Hof nehmen, ihn nach Willkühr peitschen lassen, ohne daß die Gesetze ihm darin Einhalt thun können. Auch ist es ein seltener Fall, daß die Edelmannsbauern Schutz gegen die ungerechten Bedrückungen von ihrem Herrn bey der Obrigkeit finden; vielmehr laufen sie Gefahr, bey geschwehener Klage hinterher noch am Hofe doppelte Ruthenstrieche zu bekommen. Dabey wird des Arbeitens, der Auflagen, der Frohndienste und unbestimmten Leistungen kein Ende. Alle Tage werden neue Befehle gegeben; oft bleibt nicht ein einziger Mensch im Gesinde, der nicht zur Hofarbeit gefodert würde, und dennoch verlangt man, daß der Bauer auch seine Wirthschaft betreiben und seine Abgaben geben soll. Wenn aber der Aelter den halben Sommer hindurch bis in den späten Herbst täglich vier Menschen stellen soll, wenn er selbst beym Bau einer neuen Kiege, eines Wohnhauses, einer Klette (Kornmagazin) u. s. f. beschäftigt; der Sohn zur Fuhr in die Stadt, der Knecht zum Pflügen, das Weib zum Waschen oder Flachshecheln, die Kinder zur Reinigung des Gartens &c. beordert werden; wie soll da der Bauer an seine eigene Arbeit denken? — Eine noch ärgere Bauernschinderey ist es, wenn der Herr von seinen Leibeigenen verlangt und ihnen bey Ruthenstrafe auferlegt, den Winter hindurch von schlechtem Korn eine

bestimmte Quantität Branntwein zu liefern, die dazu erforderliche Hefen mit vieler Mühe, Bezahlung und langen Suchen selbst zu schaffen, und dann noch den fehlenden Branntwein zu ersezen; oder wenn sie gezwungen werden, ihre Ewer um Weihnachten in die Stadt zu bringen und für jedes dem Herrn 1 Koppel zu liefern; wenn sie Rahm, Butter, Milch, gemästete Gänse, Ferkel, Wild, Wachs, Kalkutsche Hühner u. dgl. in die Stadt fahren müssen, und ihnen der Preis bestimmt wird, der bey Ruthenstrafe geschafft werden muß, die Produkte mögen Käufer finden oder nicht; wenn man unter dem Nahmen Gerechtigkeiten, außer ihren bestimmten Frohnen und Abgaben, noch auflegt, Säcke zu bringen, allerley Beeren, ein gewisses Maaß von Haselnüssen, Wesen u. s. f. zu liefern. Der Geiz ist erfinderisch, der Eigennutz raffinirt wie er, immer schlau und dabey vorsichtig, den Bauern abnehmen, was sie haben und bekommen können, ohne eben fürchten zu dürfen, ihnen dadurch so zu schaden, daß man selbst dabey einbüße. Wenn sie ihre sinnreichen Pläne auch nur so weit treiben, als menschliche Kräfte sie ausführen können, ohne sich selbst aufzureiben, so haben sie schon einen unendlich weiten Spielraum.

Diese despotische Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet daher manchen sonst gut denkenden Mann durch Leidenschaften leicht zu den grausamsten Handlungen. In meiner Schrift

über die Ehst en habe ich hierzu Belege genug gesammelt; hier folgt noch eine kleine Nachlese. Auf dem Gute P war im Frühjahr 1802 ein Bauer an den Hof seines Herrn, des Majors von * gegangen, um Vorschuß an Brod und Saamenkorn aus der Hofküche zu holen, wurde aber wegen vorgeblicher Liederlichkeit zur Rede gestellt, und empfing statt des Roggens Peitschenhiebe. Ohne weiter etwas zu sagen, ging er verzweiflungsvoll nach Hause, stürzte seine drey Kinder, welche um Brod schriean, und von denen das älteste schon ein brauchbarer Junge war, in den Brunnen, und entleibte sich darauf selbst. Die Sache ist zwar von der Regierung scharf untersucht worden, allein es kam nichts auf den Major, und sie blieb, wie sie war. — Ein gewisser Adlicher ließ einst einen Bauer wegen eines geringen Vergehens so barbarisch züchtigen, daß der Mensch laut brüllte und mit den Händen wider die Erde, auf welcher er ausgestreckt lag, schlug. Als ein anderer, der ein Hausfreund war, bat, es genug seyn zu lassen, antwortete jener: „er ist leibeigen, und wenn der Hund seinen Geist aufgibt, so kostet er mir 5 bis 600 Rubel. Die Kanaille hat mich genug turbirt.“ Hiermit glaubte er genug gesagt zu haben, um seine Härte und Unmenschlichkeit zu rechtfertigen. — Ein Edelmann nicht weit von Reval, Herr v. V., der sonst seine Bauern ziemlich menschlich behandelt, zerriß im Zorne eine Ehe, indem er eines eben nicht sonder-

lichen Vergehens halber einen Mann von seinem Weibe dadurch trennte, daß er ihn auf ein anderes, weit entlegenes Gut schickte. — Die Menschenmenge ist in Verhältniß zu der vielfältigen Arbeit so gering, daß verwaifete leibeigene Kinder leicht unter den Bauern Pflegeältern finden, welche einst durch die Arbeit derselben Ersatz für ihre Mühe und Kosten von ihnen zu erhalten hoffen. Kaum sind aber die Kinder herangewachsen, so werden sie von dem Herrn zurückgefodert und die Pflegeältern haben nichts für ihre auf sie gewendeten Sorgen. Thut man den Erbherren deshalb Vorstellungen, so heißt es: „es geht nicht anders an; ich muß am besten wissen, wo ich meine Leute anstellen soll.“ — Eine adeliche Dame, wurde mir erzählt, ließ einst einen Leibeigenen, eines geringen Vergehens wegen, unbarbarisch prügeln, und nicht eher damit aufhören, als bis sie ihr Kapitel in der Bibel durchgelesen hatte. So sehr sind bisweilen Grausamkeit und Bigotismus mit einander gepaart! — Ich will diese Beyspiele der Tyranny und die wider alle Menschlichkeit und Gewissenhaftigkeit streitende, unser Zeitalter entehrende Bedrückung nicht vermehren, weil das Gesagte schon hinlänglich beweiset, wie groß die Mühseligkeiten der armen Ehsten und Letten sind, und welch ein trauriges Sklavensleben sie von ihrer Kindheit an bis ins hohe Alter führen. Auch sind nicht alle Erbherren solche gefühllose Barbaren, vielmehr gibt es unter ihnen sehr achtungs-

würdige Männer, wahrhafte Menschenfreunde, edle Charaktere, die dergleichen Unmenschlichkeiten verabscheuen, und das Schicksal ihrer Bauern auf alle Weise so erträglich als möglich zu machen suchen, nur daß solche Individua mehr als Ausnahmen von der Regel anzusehen sind. Aber eben daher wird auch jener herrschende Nationalhaß gegen die Deutschen überhaupt, und den Adel insbesondere, bey allen Bauern erklärbar, der nur durch große und lange Wohlthaten überwunden wird.

Es sind mehrere Versuche gemacht worden, das Elend der armen Leibeignen zu mildern und ihren Zustand zu verbessern. Unter der Schwedischen Regierung, deren sich viele noch mit sichtbarer Freude erinnern, weil sie sich ihrer mit landesväterlicher Milde annahm, mußten sie mit vieler Schonung behandelt, und durften nie über die Vorschriften des Wackenbuchs angestrengt werden. Wenn jetzt die Bauern über die Strenge ihrer Herren klagen, so geht das auch nicht sowohl auf das unmäßige Strafen, welches nur die wenigsten zu weit treiben, als vielmehr auf die übermäßigen Auflagen und Arbeiten, auf die ungemessenen und willkürlichen Leistungen, auf die übertriebenen Forderungen und Fuhren in die Städte, auf die Vermehrung und Erhöhung der Arbeitstage, welche viele Herren über die Vorschrift des Wackenbuchs ihren Erbleuten auflegen. Der Adel schien das Ungebührliche und Unge-

sehnmäßige dieses Verfahrens selbst zu fühlen, und brachte deshalb im Jahre 1765 auf einem zu Riga gehaltenen Landtage die Sache in Bewegung. Der deshalb gefaßte endliche Abschluß wurde auch in Deutscher, Lettischer und Ehstnischer Sprache gedruckt, vom Kaiserlichen Generalgouvernement bestätigt, und den Bauern von allen Kanzeln bekannt gemacht. Er ist seitdem mehrmals wiederholt und erneuert worden, und noch zuletzt mit Zusätzen und weiteren Einschränkungen 1794 und 1797 aufs neue bekräftigt und zu jedermanns Darnachachtung in verschiednen Exemplaren vertheilt worden. Diese neuesten Landtagsabschlüsse wurden desto ernstlicher sanktionirt, da es selbst der Wille der Kaiserinn Katharina II. und des Kaisers Paul I. war, daß dem Drucke und der Sklaverey der Bauern ein Ende gemacht werden sollte. Allein das Uebel, wenn es nicht in seiner Wurzel angegriffen, d. h. wenn nicht den Edelleuten alle erbherrliche Gewalt über die Bauern ganz entzogen wird, scheint unheilbar zu seyn, denn Alles ist nach wie vor auf dem alten Flecke geblieben, und der willkürlichen Auflagen, Leistungen, ungebührlichen Forderungen und Anstrengungen, des Karbatschengebens und Ruthenstreichens, des Absetzens und Veräußerns, noch immer kein Ende geworden, und wird auch fernerhin fort dauern, und wenn noch zehn Abmachungen auf eben so viel Landtagen getroffen werden. Von dem Adel ist schlechterdings keine Erleichterung des Sla-

wenjochs zu erwarten, weil die Stimme weniger einzelner Edeln von dem Geschrey der Menge überhäuft wird. Es muß ein Nachspruch von oben herab diese Sache der Menschheit entscheiden und dem Elende ein Ende machen.

Weil allen neuern Landtagsbeschlüssen jener ältere von 1765 zum Grunde liegt und in der Hauptsache alles enthält, was darüber gesagt worden ist und gesagt werden kann, auch die neuern Dekrete sich alle auf denselben beziehen; so will ich ihn hier nach seinen Hauptpunkten wörtlich mittheilen, wie er schon in Hupels topographischen Nachrichten, Band 2. abgedruckt steht.

Publication.

„Auf dem in Riga gehaltenen Landtage haben
„die Erbherren der sämtlichen Güter in Liefland
„aus freywilliger christlicher Bewegung
„und wahrer Menschenliebe gegen ihre Erb-
„unterthanen, den Zustand ihrer Bauern beherziget,
„und zu ihrem Besten und Aufnehmen folgendes
„festgesetzt:

„1) Obgleich alles, was der Bauer hat, so
„wie er selbst, des Herrn wahres Eigen-
„thum ist, mit welchem sein Erbherr in Allem
„nach seinem eigenen Gefallen schalten und
„walten kann; so wollen doch die Erbherren in Lief-
„land, daß ihre Bauern künftig ihr besonderes Ei-

„genthum haben sollen, an welchem der Erbherr nichts
„prätendiren will, nämlich:

„Wenn ein Bauer seinem Herrn nichts an
„Arbeit, Gerechtigkeit und Vorstreckung schuldig
„ist; so soll er eigenthümlich behalten: sein Vieh,
„seine Pferde, sein Geld, sein Getreide und Heu,
„und alles, was er erwerben kann, oder von sei-
„nen Aeltern ererbet. Hiemit soll der Bauer nach
„eigenem Gefallen schalten und walten können,
„und wird der Herr niemals sich solches zueignen,
„außer durch einen freyen Verkauf. Nur ist der
„Bauer schuldig, wenn er von seinem Vieh und
„Pferden etwas verkaufen will, solches vorher
„dem Hofe zu melden, damit das Gesinde*)
„durch den Verkauf des Viehes und der Pferde
„nicht ruiniret werde, und der Erbherr nicht zu
„leiden komme. — Wenn der Erbherr Bauern ge-
„pflantz hat oder künftig pflantzet; so ist dasjenige,
„was sie in ihrem Gesinde bey'm Antritt vor sich
„finden, nicht als ihr Eigenthum anzusehen, son-
„dern als Stücke, die dem Gesinde gehören; es
„wäre denn, daß sie solches dem Hofe bezahlten.

2) „Die Gerechtigkeit, welche die Bauern jeho
„geben, wollen die Erbherren niemals erhöhen; es

*) Ein einzeln stehender Bauernhof mit den dazu gehörigen Ländereyen, dessen Oberhaupt der Gesinde wirt heißt.

„sey denn, daß das Gesinde an Land und Leuten
 „verstärkt werde; gleichwohl bleibt den Erbherrn
 „frey, eine Gerechtigkeits = Persete *) gegen die an-
 „dern zu vertauschen, jedoch nur mit der Bauern
 „gutem Willen, und zu einem mit den Bauern aus-
 „zumachenden Preise, dergestalt, daß der Bauer in
 „Vertauschung einer Waare gegen die andere, in dem
 „Preise nicht lädirt werde.

3) „Obgleich ein jeder Erbherr seine Erbleute zu
 „alle der Arbeit, die er nöthig hat, zu brauchen be-
 „rechtiget ist; so wollen doch die Erbherrn von nun
 „an etwas Gewisses festsetzen, wieviel der Bauer an
 „Arbeit und Fuhren prästiren soll, nach dem Vermö-
 „gen und Kräften der Bauern, und nach den Um-
 „ständen des Guts. Dieses wird den Bauern von
 „dem Erbherrn ehestens selbst bekannt gemacht wer-
 „den, **) und so beschaffen seyn, daß die Menschen,
 „Pferde und Vieh solches werden prästiren, und ih-
 „ren Unterhalt dabey gewinnen können. Außer die-
 „ser festzusetzenden Arbeit, wollen die Erbherrn ih-
 „ren Bauern nichts mehreres auflegen, und wenn ja
 „noch einige Arbeit unumgänglich nöthig ist, so will

*) d. i. ein Stück, Theil, eine einzelne Sache. Es soll
 vermuthlich das französische parcelle seyn.

**) Welches aber nie geschehen ist! —

„ihnen der Erbherr entweder dafür andere Arbeit er-
 „lassen, oder ihnen eine Vergütung nach Proportion
 „der Arbeit in der Gerechtigkeit oder an Gelde thun;
 „jedoch soll dergleichen extraordinäre Arbeit nicht bey
 „der Saat und andern schweren Arbeiten geschehen.

„4) Damit die Bauern dieser ihnen erwiesenen
 „Wohlthaten desto besser versichert seyn mögen; so
 „erlauben ihnen die Erbherrn, daß, wenn sie über
 „die von dem Erbherrn einmahl festgesetzte Arbeit und
 „Gerechtigkeit getrieben werden, sie nicht nur ihm
 „selbst deswegen bescheidene Vorstellungen thun dür-
 „fen; sondern daß auch die Bauern, wenn der Herr
 „hierin keine Aenderung trifft, Freyheit haben sollen,
 „ihre Noth beym Ordnungsgericht vorzutragen. Dies-
 „ses Gericht wird viermahl im Jahre sitzen, und
 „jedemahl in den Kirchspielen voraus bekannt ma-
 „chen lassen, wenn es sitzen wird. Jedoch muß jeder
 „Bauer erst dasjenige thun, was der Erbherr ihm
 „befohlen hat, ehe er bey dem Ordnungsgericht kla-
 „gen gehet; ingleichen muß ein jeder seine Noth selbst
 „mündlich anbringen und keiner einen Advokaten oder
 „andern Vorsprecher mit sich nehmen; auch müssen
 „sich die Bauern nicht zusammen rottiren, und viele
 „auf einmal klagen kommen, sondern jeder muß seine
 „Beschwerde für sich vortragen. Sollte eine allge-
 „meine Klage des Gebietes seyn, so stehet den Bauern
 „frey, daß ein Paar von ihnen die Klage im Nah-

„men aller vortragen, jedoch daß der Rechtsfinder *)
 „dabey seyn muß; der Ueberrest des Gebiets muß
 „aber zu Hause bleiben, bis solcher vom Ordnungs-
 „gericht vorgefordert wird.

„Wenn aber Bauern unnütz oder ohne Grund
 „über ihren Herrn Klagen gehen, so sollen selbige das
 „erste Mahl mit 10 Paar Ruthen, das zweyte Mahl
 „mit 20 Paar Ruthen bey der Kirche gestraft, und
 „wenn sie solches das dritte Mahl thun, auf ein
 „Jahr zur Festungsarbeit abgegeben werden.

„Die Bauern werden hieraus ersehen, daß
 „ihre Erbherren durch dieses ihnen geschenkte Ei-
 „genthum und festzusetzende Arbeit und Gerechtig-
 „keit sich ihrer väterlich angenommen, und
 „aus eigener freyen Bewegung sich angelegen seyn
 „lassen, ihren Zustand und Vermögen zu verbef-
 „sern; sie werden daher auch ihrer Seits alles
 „Mögliche thun, ihr Aufnehmen zu befördern, da
 „alles, was sie erwerben, ihr und ihrer Kinder
 „Eigenthum ist und bleibet.

„Die Bauern sind dabey schuldig und werden
 „beflissen seyn, bey ihren Erbherren, deren Erb-

*) Ist in einigen Gegenden ein Dorfsältester und gleich-
 sam der Polizeyaufseher des Dorfes, welchen der Herr
 über die übrigen Bauern setzt. Er ist ungefähr das,
 was in Deutschland der Vogt, Schlichter, Heimbürge sa-
 gen will. Gewöhnlicher wird er Kubias genannt.

„leute sie nach wie vor bleiben, diese Wohlthat
 „durch Gehorsam und Treue zu verdienen, und
 „sich vor aller Untreue und Dieberey, auch vor
 „allen auf Widerspenstigkeit und unnütze Klagen
 „gesetzten und unausbleiblichen Strafen zu hüten.“
 „Riga = Schloß, den 12. April 1765.“

George Graf von Browne,
 Ihro Kaiserl. Majestät bestallter General
 en Chef, Generalgouverneur über das
 Herzogthum Liefland ic. ic.

Mit vorstehender Akte wurde zugleich ein anderes
 Decret unter demselben Datum vom Generalgouver-
 nement durch den Druck bekannt gemacht, welches
 nachstehende Punkte enthielt:

- 1) „Jedes Privatgut soll von den Prästandis sei-
 „ner Bauern, so wie selbige zur Zeit des Land-
 „tags existirt haben, eine Nachricht und Decla-
 „ration bey der Ritterschaftskanzley einliefern,
 „und darin nur generaliter anzeigen, wieviel
 „einem Acker, Viertler ic. an Arbeit, Gerech-
 „tigkeit und Führen, ingleichen bey der Aerndte
 „und anderer extraordinären Arbeit obliege.
- 2) „Alle über diese Prästanda geforderte Arbeit soll
 „vergütet und nicht zur Hinderniß des Bauern
 „in seiner nothwendigen Feldarbeit, noch zu sei-
 „nem Ruin, in Uebermaaß genommen werden.

- 3) „Alle Hofsgefälle soll der Bauer verföhren;
 „aber außerdem zu keinen weitem Föhren ange-
 „strengt werden, außer gegen Erlassung der Ur-
 „beit oder Vergütung. Wenn die Hofsgefälle
 „für den Viertel nicht 4 Föhren ausmachen,
 „so stehet dem Herrn frey, die übrigen Föhren
 „anderweit zu nutzen.
- 4) „Wer einen Liesländischen Bauer über die
 „Gränze verkauft, soll 200 Thlr. Strafe erle-
 „gen; gleicher Strafe ist auch derjenige unter-
 „worfen, der einen Bauer auf dem Markte ver-
 „kauft. Wer aber bey dem Verkaufe gar eine
 „Ehe trennt, soll 400 Thlr. Strafe erlegen.
- 5) „Leichte Vergehungen sollen sogleich mit der
 „Peitsche; große aber, als Weglaufen, Dieb-
 „stahl, widerseztlicher Ungehorsam zc. zwar mit
 „Ruthen geahndet, doch niemals mehr als
 „10 Paar, und nur mit jedem Paar 3 Strei-
 „che gegeben werden.
- 6) „Kein Bauer soll länger als 24 Stunden incar-
 „ceriret werden, es wäre denn, daß wegen meh-
 „rerer Theilnehmer die Untersuchung mehr Zeit
 „erforderte. Auch soll jeder Herr des Winters
 „den Gefangenen eine warme Wiege oder ein
 „anderes warmes Behältniß geben.
- 7) „Die Bauern sollen nach einem oft wiederholten
 „Befehle von 1756 im Heirathen nicht gehin-

- „dert werden, oder wenn es geschiehet, Schutz
 „bey dem Oberconsistorium finden.
- 8) „Der Bauer ist berechiget, von seinem Erb-
 „herrn Unterstützung an Brod und Saatforn zu
 „fodern.
- 9) „In Krankheiten, besonders in Seuchen, sind
 „die von der Krone besoldeten Kreisärzte und
 „Wundärzte verpflichtet, den Bauern, wie an-
 „dern Armen, Hülfe zu leisten.“

Dies ist der ganze ärmliche, magere Eoder der
 zur Verbesserung des Zustandes der Bauern und ihres
 Vermögens getroffenen Veranstellungen. Gerade dies-
 selben Punkte wurden auf den folgenden und auch
 den allerneuesten Landtagen in Anregung gebracht und
 in Verathschlagung genommen. Gleichwohl ist von
 allen diesen in gegenwärtiger Urkunde sowohl, als
 neuern Akten versprochenen Erleichterungen keine ein-
 zige gehalten worden. Den Commentar zu diesem
 und dem letzten Landtagsabschlusse von 1797 hat
 Merkel in den Letten auf eine unübertreffbare Art
 geliefert. Hier erlaube man mir nur noch ein Paar
 Anmerkungen.

Unter No. 3 heißt es: „Alle extraordinäre Arbeiten,
 (d. h. solche, welche über die Vorschrift des Wakenbuchs
 gefodert und auferlegt werden,) sollen den Bauern
 vergütet, oder ihnen dafür andere Arbeiten, Abga-
 ben u. dgl. erlassen werden: auch soll der Bauer nur
 die Hofsgefälle verföhren, außerdem aber zu

Keinen weitem Fahren gezwungen werden.“ Was heißen Hofsgelälle? doch nur des Erbherrn selbst-eigene Erzeugnisse und Produkte, als Korn, Branntwein, Holz u. s. w. Wenn aber der Edelmann nicht nur sein eigenes Getreide verkauft, sondern auch noch von seinen Nachbarn welches zusammenkauft, um einen einträglichen Handel damit zu treiben; wer entscheidet, was zugewachsen oder zugekauft ist? — Wenn er eine unermessliche Menge Branntwein oder Siegel brennt, gehört beydes auch zu den Hofsgelällen? Daher sind auch immer auf solchen Gütern die Bauern die geplagtesten Lastthiere, wo viel Branntwein und Siegel gebrannt werden. Schon die unmittelbaren Arbeiten dabey sind drückend, und müssen zum Theil über die gewöhnlichen Frohnen verrichtet werden: dann kommt noch das Verföhren in die Stadt dazu, das oftmals nicht einmal am Sonntage dem Bauer Ruhe läßt. Ich weiß mehrere Beyspiele, daß von Gütern Freytags oder Sonnabends Branntwein und Siegelföhren in die Stadt gingen, woher die Bauern erst am Sonntage wieder zurückkamen, und demselben Abend schon wieder beordert wurden, des Montags früh bey der Arbeit zu erscheinen, oder von neuem Föhren zu thun. Auf manchen Gütern, wo das Branntweinebrennen die vornehmste Geldquelle ist, muß jeder Bauer alle Monate zweymahl nach der 10 bis 15 Meilen entlegenen Stadt föhren, ob er gleich nach dem Balenbuche nur alle

halbe Jahre so viele Föhren thun soll. Es fehlt also gar nicht, trotz aller Abmachungen und Landtags-schlüsse, an Mitteln, dem Bauer auszufaugen und halbtodt zu quälen, ohne daß die Gesetze selbst verletzt zu seyn scheinen. Daher erzeugte auch der Kaiser Paul den Bauern eine große Wohlthat durch das strenge Verbot: daß kein Edelmann seine Leute am Sonntage zur Arbeit halten solle; indem sonst gewöhnlich an diesen Tagen eine Menge Bauern auf der Landstraße lagen, um für ihre Herrschaft die Transporte an Getreide und Branntwein nach der Stadt zu schaffen.

Es heißt ferner unter No. 4. „die Bauern sollen die Erlaubniß haben, bey dem Ordnungsgericht zu klagen, wenn ihnen zu viel von ihrem Erbherrn geschieht.“ Aber das Ordnungs- (oder nachher seit 1783 das Niederland-) Gericht besteht, den Sekretär ausgenommen, selbst aus lauter Adlichen. Werden diese wohl zu Gunsten des klagenden Bauern ihren adelichen Mitbruder zur Verantwortung ziehen, oder strafen? Das glaube man doch ja nicht. Keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Zwar sollen seit 1783 auch 2 Bauernassessoren in diesem Gerichte mit gegenwärtig seyn; sie sind auch wirklich da, aber als bloße Föhren, stumme Zeugen, ja als Bediente der adelichen Besizer, denen sie das Licht halten, oder zum Siegeln anzünden, den Mantel abnehmen und

andere niedrige Dienste verrichten müssen. — Die Bauern liefen Anfangs zwar wirklich häufig nach den Gerichten und brachten bey denselben ihre Klagen an: es hörte aber, wie man leicht denken kann, bald wieder auf. Viele bekamen dort, und hinterdrein noch überdieß am Hofe, Ruten bis aufs Blut, vermuthlich weil man ihrer mit einem Mahle wieder los seyn wollte, oder weil sie die vorgeschriebenen Bedingungen vergessen und nicht beobachtet, oder sich nicht erinnern hatten, daß nach eben diesem Patente jedem Erbherren freystehe, mehr Arbeit von seinen Bauern zu fodern, als das Wakenbuch vorschreibt; oder weil sie nicht im Stande waren, ihre Sache recht vorzutragen, da ihnen kein Sachwalter, der doch in andern kultivirten Staaten dem ärgsten Verbrecher nicht versagt wird, verstattet wurde, und sie daher aus Dummheit, Gewohnheit, nach morgenländischer Art, ihre Klagen übertrieben, oder nicht in gehöriger Form die Wahrheit ohne Zusatz, aus Mangel an Uebung, vorbringen konnten. Am meisten versahen sie es wohl darin, daß sie mit Klagen bey dem Gericht einkamen, ohne vorher ihrem Erbherren die von ihnen gefoderte Arbeit geleistet zu haben, welches doch eine mit von den vorgeschriebenen Bedingungen war. Kurz, das Klagen bekam den armen Leuten in den allermeisten Fällen sehr übel, und sie pflegten im Sprüchwort von einem, der geklagt hatte, zu sagen: er ist nach Ruten gegangen. Solchergestalt ward es auch dadurch

für die gedrückte leidende Menschheit um nichts besser, im Gegentheil noch schlimmer.

Macht man wohl überhaupt in einem gesitteten und pollicirten Staate solche Gesetze, als Nr. 5 und 6 in dem angeführten Decrete, und aus freywilliger christlicher Bewegung und wahrer Menschenliebe Verordnungen, dergleichen die in der erst angeführten Akte sind, im Ernst zum Besten solcher Menschen, denen wirklich geholfen werden soll? — Viele Erbherren reichten nicht einmahl die unter No. 1. verlangte Declaration ein, und diejenigen, welche sie eingaben, richteten sie mit sehr gemäßigten Modifikationen ein und nur die wenigsten nach Treue, Pflicht und Gewissen. Und wie schrecklich mußte der Druck, wie unmenshlich mußten die Mißhandlungen seyn, daß man überhaupt genöthigt war, solche Verordnungen und Beschlüsse zu fassen? daß man einer Klasse von Menschen erst durch Landtagsverhandlungen die Augen öffnen mußte, welche sich der Humanität, der Politur, der Aufklärung und Menschenliebe rühmen? Und hätte man diese Verordnungen doch nur erfüllt, so würde das Schicksal der Bauern doch in etwas leidlicher geworden seyn: so aber existiren alle diese sogenannten Verbesserungen bloß auf dem Papiere und nur die wenigsten Erbherren nehmen sie zur Norm ihres Verfahrens gegen die Leibeigenen. Das Verkaufen der Menschen z. B. ist 1765 und 1797 auf dem Nigischen Landtage abgestellt wor-

den: dennoch ist in der Hauptsache hierbey wenig geändert, und sie werden noch immer, wenigstens in Ehstland, in den öffentlichen Anzeigen, einzeln und Familienweise beynahe alle Woche feil geboten. Ueberhaupt stehen die Ehsten noch jetzt unter einem weit härtern Drucke als die Letten, da jene Landtagsbeschlüsse der Liefländischen Ritterschaft keine oder nur wenig Beziehung und Einfluß auf den Ehstländischen Adel haben. Zwar raubt man jetzt nicht mehr weder diesen noch jenen offenbar ihr Eigenthum, aber man weiß sie durch Frohnen, Auflagen, Erpressungen so auszusaugen, daß ihnen wenig übrig bleibt. Müssen sich auch jetzt die Erbherren etwas vor den kaiserlichen Gerichten fürchten und vor offenbaren Gewaltthatigkeiten sich in Acht nehmen; so läßt ihnen doch noch immer die unter dem Titel der Hauszucht verstatete Gewalt über ihre Leibeigenen Spielraum genug übrig, nach Willkühr über ihren Rücken, ihre Habe und ihre persönlichen Kräfte zu schalten und zu walten. —

Die bekannte große und humane Denkungsart des jetzigen Kaisers Alexander I., dem nichts so sehr am Herzen liegt, als das Schicksal des ärmsten und unglücklichsten Theils seiner Unterthanen so viel als möglich zu erleichtern, hat unter andern auch in den neuesten Zeiten die gute Wirkung hervorgebracht, daß 1801 auf dem Landtage in Reval der Adelsmarschall, Herr von Berg, ein wirklich edler

und wahrhaft adelicher Mann, sich sehr thätig bewiesen hat, durch freywillige vom Adel selbst zu treffende Einrichtungen, das Schicksal der Ehstnischen Bauern zu verbessern. Der Kaiser, um dieser patriotischen Denkungsart seinen höchsten Beyfall zu bezeigen, begnadigte den Herrn von Berg mit dem St. Annen-Orden. Zwey andere Edelleute, die Herren von Stakelberg und Lewis, hatten dem Kaiser einen ähnlichen Plan zur Verbesserung des Zustandes der Leibeigenen in ihrer Provinz überreichen lassen, und erhielten dafür, zum Beweise der Billigung des Monarchen, jeder einen brillantenen Ring zum Geschenk. Es ist sehr zu wünschen, daß die Verbesserung nicht bloß, wie bisher immer geschehen ist, auf dem Papiere stehen bleibe. Freylich wären auch diese Schritte vielleicht nicht geschehen, wenn man nicht als ganz gewiß vorausgesetzt und befürchtet hätte, daß der allgeliebte, menschenfreundliche Alexander diese arme, von jedermann verlassene Menschenklasse selbst ehestens unter seinen besondern Schutz und Obhut nehmen werde. Dem kam man also zuvor, und die deshalb gemachten Verordnungen gereichen der Revalschen Ritterschaft, wenn sie ihr ein Ernst sind, in der That zur Ehre. Sie hat bereits den Bauern Eigenthum zugestanden; ihre bisher willkührlichen Frohdienste nach dem Maasstabe der Billigkeit festgesetzt; ihnen Richter aus ihrer eigenen Mitte gegeben, dem willkührlichen Verkaufen der Bauern Gränzen gesetzt,

und das eben so willkürliche Versehen von ihrem Erb-
 acker den Erbherren unterlagt. Das Wesentliche jener
 Abmachungen ist folgendes: 1) „Soll der willkühr-
 „lichen Behandlung der Bauern durch ein Bauernge-
 „richt Einhalt gethan werden, welches über ihre Ver-
 „gehungen, so wie über ihre Gerechtfame zu wachen
 „hat. Ein dergleichen Gericht soll unter jedem Gute
 „errichtet werden, und zwar so, daß der Erbherr
 „den Vorsitzer, die Bauerschaft aber die Assessoren
 „wählt. Als Auszeichnung bekommen diese Richter
 „eine Schärpe und einen Stab. 2) Von diesem Ge-
 „richte wird an das Kirchspielsgericht appellirt, wel-
 „ches aus den Kirchenvorstehern besteht. 3) Kann
 „kein Bauer ohne Vorwissen jenes Gerichts von sei-
 „nem Hause und Gute versezt werden, und die ihm
 „zu leistende Vergütung wird ebenfalls von demselben
 „bestimmt. 4) Noch weniger kann ein Bauer außer
 „sein Vaterland verkauft werden, und auch in ein
 „benachbartes Gebiet nicht anders, als mit seiner
 „ganzen Familie, und wenn es erwiesen ist, daß
 „das Gut, unter welches er gehörte, mehr Menschen
 „hat, als es ernähren kann. Außer Landes und ein-
 „zeln kann er verkauft werden, wenn er ein ausge-
 „machter Laugenichts, und von jenem Gerichte als
 „ein solcher erklärt worden ist. 5) Soll ihm sein
 „Eigenthum völlig zugesichert werden.“ — Noch
 sind diese wohlthätigen Beschlüsse nicht öffentlich be-
 kannt gemacht worden, sondern erwarten noch die

Bestätigung Alexanders des Mildeu und Gerech-
 ten. Wer zweifelt, daß diese ausbleiben werde?*) —

*) Sie ist nun wirklich erfolgt, sowohl die Bestätigung des
 Monarchen, als die öffentliche Bekanntmachung jener
 Beschlüsse. Die im August 1803 zur Revidirung der Lief-
 ländischen Bauernverbesserung unter den Augen des Kai-
 sers in St. Petersburg begonnene Comité, hat nach der
 Absicht des für die reisende Kultur seines Reichs so wirk-
 samen Souveräns das Resultat ihrer Beschäftigung dem-
 selben übergeben. Es besteht in Verordnungen für die
 Bauernverfassung und in einer Instruction für zur Ein-
 führung derselben vorgeschlagene Kreis-Commissarien,
 begleitet von einer Unterlegung für die wahren Verhält-
 nisse der Sache selbst. Zum Grunde dabey liegt der
 Landtagschluß von 1803, bey welchem der Liefländische
 Adel, ungeachtet der in einer so wichtigen Sache nicht
 bestreudlichen Gährungen, unlängbare Verdienste hat.
 Dieser Landtagschluß hat durch die Bearbeitung in der
 Comité, im System, Bestimmtheit und rechtlicher An-
 ordnung der Bauernverhältnisse eine zweckmäßige Wol-
 lendung erhalten, die, wenn sie so ausgeführt wird,
 viel Gutes wirken kann. Der wesentliche Inhalt dieser
 merkwürdigen Akte, wodurch nunmehr das Schicksal von
 mehr als 1 Million Menschen entschieden worden ist, ist
 der schon angezeigte, daß nämlich die Bauern künftig
 weder einzeln noch Familienweise ohne das Gut, zu
 welchem sie gehören, verkauft werden können, also nicht
 mehr wie sonst servi, sondern glebae adscripti sind; daß
 kein Bauer von seinem Hofe und Erbacker versezt wer-
 den darf, es sey deun, daß er ein incorrigibeler Lauge-

In Riga soll sogar ein großer Theil des Adels auf die gänzliche Freylassung der Bauern aus der Erbunterthänigkeit bestehen, und deshalb eine Vorstellung an den Kaiser gemacht haben. Auch hat der erhabene edle Monarch seit dem October 1802 den beyden Conventen Lief- und Ehstand dafür eine große Wohlthat erwiesen. Er hat nämlich, um dem Adel dieser Provinzen seine Zufriedenheit über die Bereitwilligkeit zu bezeigen, mit welcher er die bürgerliche Existenz seiner Bauern durch Sicherung ihres Eigenthums und Einräumung verschiedener Rechte, verbessert hat, und um dadurch dem Wucher zu steuern,

nichts ist, welches von einem besonders dazu errichteten Bauerngerichte entschieden werden muß; daß dem Bauer sein erworbenes Vermögen auf keine Weise genommen werden darf, daß die Frohdienste, welche er dem Edelmann zu leisten hat, aufs genaueste bestimmt werden sollen u. s. w. — In der Anerkennung, daß dadurch einer Grundklasse von Unterthanen ein den Zeitumständen angemessener politischer Zustand gesichert wird, hat der Kaiser das ganze Werk wohlwollend bestätigt und den Gliedern der Comite als Zeichen seiner Zufriedenheit auszeichnende Belohnungen ertheilt. Die ganze Verhandlung wird gegenwärtig Russisch und Deutsch unter öffentlicher Autorität vollständig in St. Petersburg gedruckt. Die Kreis-Commissarien haben bereits ihre Geschäfte aufgenommen, und haben die Pflicht auf sich, sie binnen einem Jahre zu vollenden.

für Ehstand zu einer Kreditkasse eine Summe von 2½ Million Rubel, und für Liefland 700,000 Rubel hergegeben, wovon jeder Edelmann, gegen Verpfändung seines Guts, nach dem Verhältniß der Größe desselben, eine Anleihe zu 3 pro Cent jährlicher Zinsen erhält. Das Kapital wird durch andere 3 pro Cent nach und nach wieder abbezahlt, welches aber erst nach 10 Jahren anfängt. Diese äußerst wohlthätige und für den Wohlstand des Adels höchst vortheilhafte Einrichtung wird einen großen Theil desselben retten, da viele von ihm verarmt waren, in Schulden stacken, und dadurch dem allgemeinen Bankerotte immer näher gebracht wurden. Die meisten Edelleute mußten bey Kaufleuten borgen, Schulden machen, und sanken immer tiefer hinein durch die ungeheuern Zinsen, welche sie, wenn die Noth sie drängte, an die Kaufleute und andere Partikuliers zu zahlen genöthigt waren. Nunmehr sind sie durch Alexanders Huld vom Verderben gerettet. Möchten sie dafür aber auch ihre armen Leibeigenen wirklich vom Drucke befreyen, und es nicht bloß dabey bewenden lassen, auf das Papier schöne, wohlklingende Phrasen niedergeschrieben zu haben! —

Mit derselben Härte aber, mit welcher den Bauersteuten von ihren adelichen Erbherren und andern Deutschen begegnet wird, und welche sie gegen

sich selbst gebrauchen müssen, behandeln sie auch ihre Thiere. Nichts ist kläglicher anzusehen, als das Betragen gegen ihre Pferde. Frühmorgens zur Arbeit getrieben, werden sie den ganzen Tag weder ausgespannt, noch gehörig gefüttert. Hält der Ackermann am Mittage seine Ruhestunde, so steht das arme Pferd auf dem kahlen Felde, an den Pflug, die Egge, oder den kleinen Wagen angespannt, bekommt höchstens ein Bündel schlechtes Heu vorgeworfen, an dem es hungrig nagt, und erwartet geduldig den ersten Hieb, der es aufs neue zur Arbeit treibt. Zieht es einen Wagen, so muß es vor jedem Krüge, in welchem es seinem Herrn Stundenlang zu sitzen beliebt, halten, ohne daß er ihm nur einen Bissen von dem Brode reicht, mit welchem er vielleicht seinen eigenen Hunger kaum stillt. Ist der Wagen (oder Schlitten) beladen, so ist die Last gewöhnlich unverhältnißmäßig schwer für das kleine kraftlose Thier, und die Wege (Heerstraßen ausgenommen) sind zu schlecht, um schnell weiter zu kommen: aber es soll nun einmahl über seine Kräfte fort, und da es nicht kann, so bedeckt man es auf das grausamste mit den dicksten Striemen. Ist der Wagen leicht beladen oder gar leer, so muß es, wenn anders der Bauer nicht schläft, (welches aber zum Glück für die armen Pferde sehr oft der Fall ist,) unaufhörlich einen starken Trab laufen; denn so oft es wieder zu seinem minder angreifenden Schritte zurückzukehren versucht, wird es

mit den kräftigsten Peitschenhieben regaliert, so lange sein unbarmherziger Herr nur den Arm dazu anstrengen mag. — Zwar ist es Sitte im Lande, daß auch die Weiber, wenn die Männer auf andere Art beschäftigt seyn müssen, zur Stadt fahren, Heu herbeyführen, bisweilen pflügen; und da sollte man doch eine sanftere Behandlung erwarten: allein weit gefehlt. Sie lieben den Brauntwein wie jene, lehren fast eben so oft in alle Krüge ein, und begegnen daher den armen geplagten Thieren um nichts besser. —

Nach allen diesen Strapazen werden die Pferde zur Sommerszeit am Abende eines jeden Tages in den Wald gejagt, um ihr Futter zu suchen, wo sie aber, zumahl die Füllen, oft eine Beute der Wölfe werden. Im Winter wird ihnen des Nachts im Stalle das Stroh so karglich gestreut, und Heu und Hafer so sparsam zugemessen, daß sie kaum das Leben erhalten, und daher im Frühjahr matt und kraftlos sind. Doppelt Schade, daß man sie so mißhandelt, denn sie sind von ganz hübschem Bau, fest und dauerhaft; und ein Pferd, das nur einigermaßen vernünftig behandelt wird, ist, obgleich hier zu Lande bekanntlich klein, doch immer ein schönes Thier. Sie müssen von bewundernswürdiger Ausdauer seyn, denn dem Bauer scheint es gleichgültig, ob sein Pferd steht oder fällt, weil ihm der Herr, will er anders seine Felder bearbeitet haben, wieder ein anderes geben muß; und dennoch sieht man sehr viele alte Pferde. —

Kurz alles, was Vernunft haben sollte, tyrannisiert hier das, was keine hat, oder sich nicht zur Gegenwehr setzen kann. Alles Lebendige ist tausendfachen Quaalen ausgesetzt, die ihm die Natur nicht bereitete, und so wird denn auch den Schaafen ihre wärmende Decke drey- bis viermahl im Jahre genommen. Sie sind darum auch, weil sie die Kälte nicht vertragen, kleine armselige Thierchen, meistens gehörnt und von bräuner oder schwarzer Farbe, weil die Nationaltracht der Ebsten schwarzbraun ist, (die Letten lieben jedoch mehr die graue Farbe;) bekommen wie alle übrige Hausthiere wenig zu fressen, und müssen im Winter, ihrer Decke beraubt, sich eines an dem andern wärmen. In der That, es ist ein rührender Anblick, wenn man zur Winterszeit in einen Schaafstall kommt und siehet, wie z. B. 20 — 30 ganz nackte Schaafse einen so kleinen Raum einnehmen, und vor Kälte alle auf einander gedrängt stehen oder liegen; dann springen sie aus einander und zittern vor Frost. — Die Wolle, daraus die Bauern ihren dicken Wattmann zu Manns- und Weiberkleidern wirken, ist sehr grob, kurz und haarig, wie sie nach einer solchen Behandlungsart nicht anders seyn kann. Doch giebt es auch auf den Gütern sogenannte Deutsche Schaafse, welche eine krause und weiche, obgleich ebenfalls nur kurze Wolle liefern, die von den Gutsbesitzern zu Strümpfen, Handschuhen, Gurten, und auch von einigen zur Verfertigung einer Art von Boy angewendet wird.

Die Hofsheerden werden besser gehalten und haben deshalb auch feinere und weichere Wolle: manche Gutsbesitzer lassen sich zum Theil ausländische, sogar Spanische Schaafse kommen, die im ersten und zweyten Jahre schöne Wolle geben; allein die Freude ist von kurzer Dauer, denn sie arten nur gar zu bald aus, obgleich die Wolle noch eine Zeitlang etwas sanfter bleibt.

Schaafse werden zwar in großer Menge, aber nie in abgesonderten Heerden oder auf eigenen Triften gehalten, wie etwa in Deutschland, England, Spanien, wo die Schaafzucht mit ein Hauptstück der Landwirthschaft ist. Wegen des Futtermangels im Winter werden sie daher blos zur Nothdurft gehalten, und eigentliche sogenannte Schäfereyen kennt man hier nicht. Im Rigischen und auf den Inseln, wo das Landvolk lauter graue Röcke trägt, sieht man mehr weiße und graue, in Ebstland hingegen, wo die braune Farbe gewöhnlich ist, mehr schwarze und braune Schaafse. Die meisten sind gehörnt und werfen gemeiniglich 2 Lämmer, selten 3 auf einmahl. Sie zu melken und aus der Milch Käse zu machen, oder sie des Nachts in Hürden auf dem Felde zu lassen, ist hier nicht gebräuchlich. Sechs Monate, öfters darüber, müssen sie in den Ställen gesütert werden, gemeiniglich mit Heu oder Erbsenstroh: mit Baumblättern und anderem Stroh füttert man sie hier niemals. Salz bekommen sie zuweilen; wenn

sie husten, gibt man ihnen gekochten Hopfen. Bey nassen Jahren leiden sie, und nach strengen Wintern sehen die armen Thiere im Frühjahre zum Erbarmen aus; doch hört man selten von Seuchen unter ihnen. Das so genannte Schmirvieh ist hier unbekannt.

Das Scheren wird jährlich, zum größten Nachtheil für die Wolle und zur Plage der armen Thiere, drey-mahl vorgenommen. Zuerst im Frühjahre, da die Wolle am schlechtesten ist; dann im August, da man die beste Wolle erhält; endlich im November, da man die Thiere ihrer Winterdecke wider alle natürliche Billigkeit beraubt. Dieß sollte man daher unterlassen und würde dafür im Frühjahre desto bessere Wolle bekommen. Auf jede Schur bekommt man von einem alten Schaaf ungefähr 1 Pfund Wolle. — Das öftere Scheren der Schaaf wird damit entschuldigt, daß die Wolle nur abgerieben, beschmutzt und verlohren würde, wenn man sie seltener abschneiden wölte. Eine erbärmliche Entschuldigung! wahrscheinlich aber hat die Armuth der Bauern, das Verlangen, gerade jetzt, da man ihrer am nöthigsten bedarf, eine Handvoll Wolle zu haben, diese in jeder Rücksicht schädliche Gewohnheit eingeführt; und da es nun einmahl gebräuchlich ist, so läßt man es auch sein beyn Alten. — An dem Grobhaarigen der Wolle ist nicht nach dem gemeinen Vorgeben die Weide Schuld, auch nicht das Klima, oder die Gewohnheit, an manchen Orten Schaaf und Stiegen zusammen zu

weiden; sondern mehr die liebe Sorglosigkeit und die schlechte Wartung der Schaaf im Winter. Man sucht die Schaafzucht nicht recht empor zu bringen und die Wolle zu verbessern. Es giebt, wie ich oben sagte, zweyerley Schaaf: die eigentlichen inländischen mit der groben Wolle, welche den größten Haufen ausmachen, und die so genannten Deutschen, die etwas größer sind, aber nie dieselbe Größe und Stärke wie in Deutschland erreichen. Diese haben saustere und weichere Wolle und werden auf den Gütern, noch mehr aber auf den Inseln gefunden. Vorzüglich liefern die beyden Inseln Oesel und Dagen schöne Schaaf, die sich durch ihre vortreffliche Wolle besonders auszeichnen. Durch Vermischung mit den inländischen aber und durch schlechte Pflege arten sie nach und nach, wenn sie von den Inseln wegkommen, aus. Auch ist die Menge der Wolle, welche diese Schaaf liefern, viel zu geringe, als daß man dadurch an eine etwas ausgebreitete Manufakturunternehmung sollte denken können. Das Lokale von diesen Inseln trägt wahrscheinlich zu der Feinheit der Wolle etwas bey. Vielleicht kommt dieß von dem Seewasser und den trocknen nahrhaften Kräutern, welches beydes die vortigen Schaaf reichlich genießen. Indessen könnten doch auch in andern Gegenden, bey gehöriger Aufmerksamkeit, guter Wartung, bey reichlichem Winterfutter und durch Veredlung die Schaafzucht auf eine höhere Stufe der Vollkommen-

heit gebracht werden, als sie bisher gewesen ist. Die Möglichkeit ist durch Beyspiele in Weißrußland und Schweden erwiesen worden. Aber der Deutsche achtet dort dergleichen ihm nur unbedeutend scheinende Vortheile zu wenig, oder stellt sich die Verbesserung als mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft vor; der Bauer kennt und verlangt keine feine Wolle. Beyde Arten, sowohl die gröbere als feinere, werden zum Spinnen nicht mit Del oder Fett bereitet, sondern bloß mit den Fingern aus einander gerissen, dann geschlagen oder gekrazt. Die Felle bereiten die Bauern ebenfalls selbst mit Roggenmehl und Salz zu ihrer Winterbekleidung, so wie sie sich auch aus Kälber- und Rinderhäuten, die sie gleichfalls von Haaren zu säubern wissen, ihre rohen Sandahlen oder Passeln verfertigen.

So arm aber auch die ganze Nation ist und seyn mag, und so sehr sie übrigens zum Stehlen geneigt ist; so hört man doch nie auf dem Lande von irgend einem beträchtlichen Diebstahle, von Einbrüchen in die Häuser und Scheunen, weder auf Gütern noch in den Dörfern, obgleich alle Thüren offen sind, und selbst die Silberschränke nicht verschlossen werden. Die Hütten der Bauern sind ohnehin schlecht verwahrt, und nie weder verriegelt noch verschlossen: vielleicht ist in allen Bauernhäusern zusammen genommen kein einziges Schloß. Auch die Häuser der Gutbesitzer, der Prediger und anderer Deutschen

Einwohner auf dem Lande stehen Tag und Nacht offen, ohne daß das geringste zu befürchten wäre. Die Herren rühmen dieß wohl als einen Vorzug ihres Landes, den sie vor andern Ländern voraus hätten, und den sie gerne der besondern Gestirtheit und dem Wohlstande ihrer Bauern zuschreiben möchten, wenn sie nicht der Augenschein auf der Stelle widerlegte. Die wahre Ursache dieses Guten aber liegt eben sowohl wie die vielfältigen Uebel, in der Verfassung verborgen, unter welcher die Leute leben. Denn geschähe auf einem Landgute ein solcher Diebstahl, so könnte er nur von Bauern aus dem Gebiete des Eigenthümers, oder aus dem angränzenden unternommen worden seyn, und er würde ohne alle Haussuchung sich schon von selbst entdecken, weil der Dieb die gestohlenen Sachen weder füglich würde verbergen, noch ohne Gefahr verkaufen können, da man bey den Bauern nichts dergleichen erwartet oder zu sehen gewohnt ist. Gesezt aber auch, sie beständen in Kostbarkeiten, die sich leicht in der Tasche wegtragen ließen, so müßte er sie doch verkaufen, weil sie ihm auf keine andere Weise etwas nützen; und da würde man die kräftigsten Anstalten treffen, so daß der Thäter gar bald ertappt würde. Aber sogar angenommen, daß er — was doch nicht wohl möglich wäre, — auch glücklich durchschlüpfte; so fehlt es doch gewiß allen und jeden an Muth, ein solches Wagemüß zu bestehen: dazu sind sie viel zu sehr von dem Sklavenjoch

gedrückt, und aller Unternehmungsgest ist bey ihnen gelähmt. Desto mehr aber muß man sich mit Eswaren, Tabak, Messern und andern Kleinigkeiten in Acht nehmen, denn wenn sie, im Falle der Entdeckung, mit einer Tracht Schläge abzukommen hoffen dürfen; so stehlen sie wie die Raben, ohne daß sie überzeugt werden könnten, Unrecht gethan zu haben. „Wie kann, sagen sie, das Unrecht seyn, wenn wir unserm Herrn, für den wir ohne Unterlaß arbeiten, etwas entwenden, da alles unser saurer Schweiß und Blut ist, da er von allem so viel hat, und wir alles so nöthig brauchen?“ u. s. w. Selbst das Hofsgesinde, und gerade das am meisten, weil es die meiste Gelegenheit dazu hat, — lebt diesem Grundsatz auf das treulichste nach: man mag daher ja wohl zusehen, daß man alles sorgfältig verschleße, und sich hüten, auch nicht einmahl einen Stahl, ein Schnupstuch, ein Spiel Karten, ein Messer u. dgl. liegen zu lassen; sonst kann man es nur einem glücklichen Zufalle zuschreiben, wenn es nicht wegkapert wird. Auch bestehen bisweilen die Hofsdomestiken ihre Herrschaften aufs ärgste, und entlaufen dann nach Finnland, wo sie frey sind und überall aufgenommen werden.

Dieser Trieb und Wunsch nach Freyheit allein scheint daher manchem armen geplagten Knechte oder einer Magd, Muth genug zu einem größeren Wagstück zu geben. Sie suchen zu entfliehen, aber wenn sie nicht nahe an den Küsten wohnen, so gelingt es

ihnen äußerst selten. Kein Bauer darf einen solchen Flüchtling, oder Laufing, wie sie genannt werden, bey der härtesten Leibesstrafe aufnehmen oder beherbergen. Dennoch geschiehet es sehr oft; jeder Gutbesitzer hat die Pflicht, ihn, wenn er in seinem Gebiete erwischt wird, seinem Nachbar wohlbewacht zuzuschicken, welches auch sehr treulich geschieht. Und so wird er von einem Gute zum andern transportirt, bis er endlich wieder bey seinem Herrn anlangt, der ihm dann seinen Weg durch harte Karbatschenhiebe oder blutiges Ruthenstreichen bezahlen läßt. Selbst die Seeküsten werden von Strandreitern bewacht; dennoch entkommen zuweilen einige auf einem Boote zu einer benachbarten Insel, von wo sie dann auf eben dieselbe Art weiter nach Schweden oder Finnland kommen. Hat indessen ein solcher Flüchtling zugleich auch Sachen mitgenommen, die von einigem Belange sind, so wird er, wenn man seiner habhaft geworden ist, dem Gerichte übergeben und zur öffentlichen Strafe verurtheilt. Diese besteht gewöhnlich darin, daß er an drey auf einander folgenden Sonntagen an einem Pfahl neben der Kirche nach geendigtem Gottesdienste mit Ruthen gepötscht wird. Auf diese Art werden alle Hauptverbrechen gestraft: zu den schwersten Verbrechen fügt indessen das Gericht auch noch wohl Zerrungsarbeit auf eine unbestimmte Zeit, oder lebenslängliche Verweisung in die Merischanskyen und andere Bergwerke. Allein es

sind seltene Fälle, daß sich einer dergleichen Kapitalverbrechen zu Schulden kommen läßt: die Furcht wenigstens, das eigentliche Merkmal aller Sklaven und jedes knechtischen Sinnes, hält alle ab, wenn es auch die Ueberzeugung des Unrechtes nicht thun sollte. Diese Furcht drückt sich in allem aus, was sie thun, in Geborden, Gang und Stellung. Sobald sie nur glauben, von Personen, die zu der Familie ihres Herrn gehören, bemerkt zu werden, ist Furcht unverkennbar. Dafür aber erholen sie sich auch gerne an den Familien aus einem fremden Gebiete. Es ist viel, wenn dann einer seinen Hut rückt; er siehet gewöhnlich den Fremden starr und trotzig an, und wenn er nicht ganz nüchtern ist, so hält es schwer, daß er der Equipage ausweicht. Trift er aber seinen eignen Herrn an, so hält er noch lange, wenn jener schon weit vorbey ist, den Deckel in der Hand, ohne daß ihn derselbe eines Anblicks oder einer Grußwiederung würdiget. — Ihr Gang aber drückt überhaupt ihr ganzes Elend am stärksten aus; er ist gebückt, träge, mattherzig und schleichend wie der Gang eines Kranken, der erst sein Lager verließ. Da ist weder Kraft noch Muth, wenn einer nicht zuviel getrunken hat.

Wenn ein Paar junge Leute sich verheirathen wollen, so müssen sie erst dazu Erlaubniß vom Herrn haben, die dieser aber nicht verweigern darf, wenn nicht eine von beyden Personen zur griechischen

Kirche gehört: dieß ist aber selten der Fall, da nur wenige Russen unter ihnen wohnen. Ist aber der Bräutigam oder die Braut eines der Hofsdomesiken, so kann der Herr, wenn ihm die Heirath mißfällt, sie allenfalls dadurch rückgängig machen, daß er zwar seine Einwilligung giebt, aber zugleich erklärt, daß er den Domesiken fernerhin nicht mehr am Hofe behalten, sondern in das Dorf schicken wolle, wo sie dann bloße Einwohner und Arbeiter (so genannte *Lostrreiber*) sind, ohne eine Handbreit Land zu ihrem Gebrauche zu haben. Dieß geschiehet oft, und nicht leicht läßt es sich ein Paar gefallen, *Lostrreiber* zu seyn: gewöhnlich wird dann aus der Sache nichts. Giebt aber der Herr seine Einwilligung, so geschiehet es unter folgenden Ceremonien. Der Liebhaber erscheint mit einem Vorsührer oder Freywerber, welcher den Herrn um die Erlaubniß bittet, einen Vogel, Schaaf oder Lamm zu suchen, und sie erhält. Die Braut läßt sich alsdann von dem andern Gesinde verstecken; der Bräutigam muß sie auffuchen, und nachdem sie sich von ihm hat finden lassen, kehrt er mit ihr zu dem Herrn zurück, vor welchem das Mädchen nun ihr Jawort giebt, worauf denn die frohe Gesellschaft ein Frühstück mit Branntwein, der nie fehlen darf, zu sich nimmt. Doch ist dieß noch nicht genug. Am folgenden Sonntage erscheint das Brautpaar vor dem Prediger, zeigt ihm den Erlaubnißschein vom Gutsherrn und wird von ihm in seinen Res-

ligionskenntnissen geprüft. Darauf verlobt er es in Gegenwart einiger dazu erbetenen Zeugen, welche nachher einen kleinen Schmaus bekommen. Bey den Chyten ist manches etwas anders, das ich hier nicht wiederholen will, weil ich es anderswo in einem frühern Werke erzählt habe.

In andern Gegenden geschieht bey den Letten die Verlobung in der Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Brantwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung sendet er einen seiner Bekannten oder Verwandten als Anwerber, nebst einem Weibe, an einem bestimmten Tage, vor deren Ankunft alles fertig gehalten, insbesondere aber eine große Kanne mit Bier und Honig unter einander, auch Brantwein, auf den Tisch gesetzt wird. Von Seiten der Braut ist einer, der sie führt, einer der für sie spricht, und ebenfalls ein Weib bestellt. Sobald der Anwerber kommt, wird sie von einem der geehrtesten aus der Kammer gebracht; unter Begleitung mehrerer Mädchen werden 2 Lichter vor und 2 hinter ihr getragen, ob die Ceremonie gleich am Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone oder einen Kranz, die in Gestalt eines Daches, mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und voll Glutern ist, und 3 bis 5 Rthlr. kostet. Der Anwerber, ein Redner, sagt etwa folgendes: er sey einer Spur, einem verfohrenen Stücke Vieh u. nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe.

Der Brautführer fragt, was er denn suche: jener antwortet, er suche jemanden zur Wasche, zum Stricken, Bleichen u. Der Führer: suche Dir eine aus, hier sind Dirnen genug! Der Anwerber: nein! gieb Du mir selbst eine! Der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Redner von der Seite der Braut herzu und ermahnt ihn in einer kurzen aber nachdrücklichen Anrede, daß er ordentlich mit ihr leben, sie ernähren, lieben wolle u. s. w. welches alles jener verspricht; worauf sich beyde, der Anwerber und der Redner, von der Seite der Braut, zur Versicherung die Hände reichen, zwischen welche ein Dritter mit seiner Hand einschlägt. Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt: die 2 Weiber, eine von des Bräutigams, die andere von der Braut Seite, nehmen die Kanne mit Honigbier und trinken; dann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Anwerber, und alle Anwesende; alle geben einander die Hände, doch nicht bloß, sondern mit einem Tuche bedeckt. Die Braut wird wieder von der andern Seite des Tisches herausgeführt, ihr der Kranz abgenommen, ein Band um den bloßen Kopf gebunden und dann bringt man sie an den Tisch zurück. Alle setzen sich darauf und lassen sich es wohl schmecken.

Ungefähr acht Tage vor der Hochzeit muß die Braut selbst alle weibliche Hochzeitgäste bitten, die sie zu haben wünscht; der Bräutigam aber bittet die

Mannspersonen. Diese versammeln sich frühmorgens am Hochzeitstage, welcher allemahl auf einen Sonntag angelegt wird, die letztern im Hause des Bräutigams, die erstern in der Wohnung der Braut. Die Brautjungfern, deren 2, auch 4 sind, und die Junggesellen müssen nothwendig mit Anbruch des Tages erscheinen, wenn auch viele von den Hochzeitgästen erst zu Mittage kommen sollten. Nun wird gefrühstückt; eine Suppe, etwas Fleisch und feines von geschrotetem Roggen- und Weizenmehl gemischtes Brod, oder was sie sonst haben, — denn bey allen ist dieß gewiß nicht, — den Brantwein mit eingeschlossen. Um 7, 8, auch 9 Uhr je nachdem die Gesellschaft weit von der Kirche entfernt ist, oder unter Weges sich aufzuhalten denkt, macht sie sich auf; die Braut mit ihren Mädchen und einigen andern Hochzeitgästen, auf kleinen Leiterwagen sitzend, von der Nationalmusik, einer Sackpfeife (Dudelsack) begleitet, und unter Vorreitung eines Hochzeitmarschalls. Dieser, ein unverheiratheter Bauernbursche, mit einem Bande um den Hut, Arm oder auf der Brust geschmückt, hat das Amt, die Gesellschaft nicht verdursten zu lassen. Um nun dieses Unglück zu verhüten, ist es seine Pflicht voranzusprennen, (wenn es anders nicht verboten wird, welches aber vor der Trauung, wegen der Kürze der Zeit sehr häufig geschieht,) aus jedem Krüge eine hölzerne Kanne voll Bier zu holen, diese der Braut entgegen zu bringen, und nachdem er drey Mahl im

Kreise herum geritten ist, zu überreichen: diese trinkt und gibt die Kanne weiter. Der Bräutigam, welcher mit seinen Begleitern zu Pferde ist, vereinigt sich, wenn anders sein Weg mit jenem zusammen trifft, mit der weiblichen Gesellschaft im ersten besten Krüge, wo es möglich seyn mag, und trinkt mit ihr ein Glas des lieben Brantweins: im entgegengesetzten Falle kommen sie erst bey der Kirche zusammen.

Die Braut, in deren Hause die Hochzeit anfängt und einen, auch wohl zwey Tage dauert, hat während dieser Zeit den vorbemeldeten Kranz abermals auf dem Kopfe, so lange, bis sie in des Bräutigams Hause gehaubt wird. Sie wird aber weder bey der Ankunft der Gäste nach Ehnlicher Art verfleckt, noch bey dem Wegfahren bedeckt; sie fahren vielfältig noch in der Nacht, bey dem Mondschein erkennt man die Braut von weitem durch die glänzende Krone. Alle Verwandte der Braut reiten Paarweise voraus; sie fährt und sitzt ihrer Schwiegermutter, oder unter dem Nahmen derselben einer Fremden, im Schooße; des Bräutigams Verwandte folgen ihr. Dem Bräutigam sowohl als der Braut werden für diesen Tag Aeltern erwählt, selbst wenn auch die ibrigen noch leben, welche das Brautpaar an den Altar führen. Während der Trauung tritt die Braut dem Bräutigam gern auf einen Fuß, um die Herrschaft nicht ganz zu verlieren. — Nach der Trauung wird im nächsten Krüge an der Kirche zur Gratulation aber-

maß tapfer getrunken, auch darf nun auf der Rückkehr kein einziger passirt werden, in welchem man nicht wenigstens Bier trinkt: in vielen wird sogar auch getanzt. Während ihrer Abwesenheit wird das Hochzeithaus mit Besemen gefehrt, mit grünen Zweigen geschmückt, auch wohl die Thüren, durch welche die Braut eingehen muß, mit grünen Ehrenpforten geziert. — Gegen 4 Uhr, im Sommer auch wohl um 5 oder 6, erscheint endlich wieder der Marschall, unter beständigem Klatschen mit der Peitsche, am Hause der Braut, oder am Hochzeitause, um die Ankunft der Braut zu melden, und eine Kanne Bier für sie abzuholen, die er ihr ebenfalls entgegen bringt und dabey drey mahl im Kreise vor ihr herum reitet. Wenn der Zug nahe am Hause ist, macht sich alles auf, und ein Paar von den Anverwandten des Bräutigams reiten zum Empfange der Braut schnell voraus, und wollen sie vom Wagen oder Schlitten abheben, welches sie aber durchaus nicht geschehen lassen muß, sondern sie springt flugs selbst herab. Alle im Hause versammelten Männer, die nur einer Flinte habhaft werden können, setzen sich jetzt in Bewegung *) und bewillkommen die Braut mit Freudenschüssen. An manchen

*) Nur sehr wenige Bauern dürfen auf specielle Erlaubniß des Herrn Feuegewehre im Hause haben, die bezeichnet seyn müssen. Es ist blos denen gestattet, welche für die herrschaftliche Tafel Wild schießen.

Orten setzt ihr jetzt die Schwiegermutter die Haube auf, welches anderswo erst spät am Abend geschieht und von der für die Braut erwählten Mutter verrichtet wird; der erwählte Vater des Bräutigams aber bindet ihr eine Schürze um, in welche sie dann die armseligen Gaben oder Geschenke der übrigen Hochzeitgäste empfängt, nachdem er sein Geschenk zuerst hineingelegt hat. Manche Schwiegermütter geben auch wohl bey der Haubung der Braut eine Maulschelle, die diese aber sogleich ihrem Bräutigam ziemlich nachdrücklich wieder abgibt. Nunmehr setzt sich das neue Brautpaar mit seinen Begleitern und Begleiterinnen zu Tische, wo die Braut zum ersten Male die Wirthinn machen, Brod auftragen und den Gästen Brauntwein reichen muß. Nachdem alle gesättiget sind, wird die Braut unter Musik und lautem Freudengeschrey zum Tanze geführt, der bis zum Abend fortgesetzt wird. Ist die Hochzeit am Hofe und wird sie von der Herrschaft ausgerichtet, wie es bey den Domestiken jedesmahl geschieht; so verrichten der Herr und die Frau die Ceremonie der Haubung als eine besondere Ehrenbezeugung. An einigen Orten wird der Braut bey dem Hauben nach Ehstnischer Art ein Kind in den Schooß geworfen.

Die Brautkammer ist allezeit, selbst bey der strengsten Kälte, die kalte Kleete *); dahin werden

*) So nennt man den Speicher, das Magazin oder Vorrath.

beide gebracht, aber nach kurzer Frist schon wieder geweckt, da sie sogleich fertig da stehen müssen. Nun gibt man ihnen ein Gefäß mit Wasser; beide waschen sich und werfen sich wechselseitig ein Tuch zum Abtrocknen zu. Einer von den Gästen wirft sogleich das Geschirr um. In einigen Gegenden werden 2 Gefäße hingesezt, von denen das eine der Bräutigam, das andere die Braut umstößt; der hurtigste dabei erhält das Lob eines fleißigen Arbeiters: auch muß der Bräutigam eine von zwey Mannspersonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, welches ein symbolisches Zeichen seyn soll, daß, wer zwischen den beiden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so soll zerbrochen werden. — Eine Hofhochzeit dauert zwey, höchstens drey Tage; gibt aber der Bauer den armen Hochzeitsmauß selbst, so wird gewiß bis zum Donnerstage gerauset, getanzt, gefressen und gesoffen, zumahl wenn es im Herbst ist, wo ihre meisten Hochzeiten gehalten werden, weil sie da Vorrath haben. Der Himmel weiß, wie roh es alsdann hergehen mag, da man gewöhnlich dergleichen Feste nur dann zu beobachten Gelegenheit hat, wenn die Luft-

ratshaus. Auf den Höfen ist ein großes Gebäude zum Fruchtansichütten, die Mehlkammer, wo auch die Hülsenfrüchte, der Hopfen u. dgl. aufbewahrt werden: bey den Bauern eine kleine elende Hütte, die nicht einmahl alle haben.

barkeiten auf den Höfen gehalten werden, wo die Leute doch immer in Furcht sind und ihrer Ausgelassenheit in etwas einen Zügel anlegen.

Der Nationaltanz ist äußerst einfach. Nicht immer von verschiedenem Geschlechte, mit unter auch zwey Weiber und zwey Männer, trippeln sie Paarsweise hinter einander, nach dem Takte der elenden Sackpfeife, in die Runde herum. Fühlt sich das Mädchen nur einigermaßen und will es sich in der Tanzkunst zeigen, so faßt es den Rand seiner Schürze zierlich mit zwey Fingern, und wehet den Takt dazu: in Ermangelung der Schürze nimmt es ein Tuch in die Hand, das denselben Dienst leisten muß. — Von Zeit zu Zeit walzt das erste Paar einigemal wie gelähmt herum, die folgenden thun dasselbe, und nur diejenigen Männer, welche sich schon ziemlich über die Sorgen hinweg getrunken haben, stampfen mechanisch bey dem dritten Pas mit den Füßen dazu. Dieß ist die einzige Abwechslung, aber bey weitem nicht alle machen sie mit; nur den lustigsten fällt es zuweilen ein, ein Paar mahl mit dazwischen zu walzen; aber auch diese kehren jedesmahl bald wieder zu ihrem schleifendem, trippelndem Gange in die Runde, und noch lieber zu dem geliebten Bierfasse zurück. Eben so wie der Tanz ist auch die Musik ein ewiges Einerley; dennoch lieben sie beydes fast eben so sehr als den Brantwein, denn es mag wohl nie eine Nacht vom Sonntage zum Montage verstreichen, da

alles Hofsgesinde zu Hause wäre: sobald alles schläft, stehlen sie sich fort und bringen die ganze Nacht mit andern jungen Leuten im Krüge tanzend und zechend zu, wobey es nicht immer auf das züchtigste hergehen soll. Dieß gereicht aber einem Mädchen bey ihrer Nation so wenig zur Schande, daß es jede, ihrem guten Nahmen unbeschadet, thun kann: indessen sind sie überhaupt in diesem Punkte eben nicht sehr delikant. — Ob man nun wenigstens bey dieser Gelegenheit wirkliche, nicht erzwungene Freude aus ihren Augen strahlen sehen, und in ihren Bewegungen wahrnehmen würde; dieß kann ich zwar nicht beurtheilen, aber ich muß es doch glauben, oder wenigstens vermuthen, weil es der einzige Fall ist, wo sie sich gleichsam frey fühlen, und gewiß sind, nicht von Deutschen beobachtet zu werden. Wo man auch übrigens ihre Freude sehen will, es sey am Aermesteste oder auf Hochzeiten, da verschleucht selbst der Tanz, diese so sehr geliebte Volksfreude, den Blick des aufmerksamen aber kaltblütigen Beobachters: nur der Mann, welcher sich von der Volksflaverey mästet, kann die Volksfeste, die er gibt, für Erholung von Sorgen, für Belohnung nach schweren Arbeiten halten; dem Uninteressirten dringt sich nur zu bald die Frage auf: ist das Vergnügen? Ich sah einen Mann mit kaltem Blute den täglichen Zeugen des harten Slavendrucks seyn und standhaft hörte ich ihn behaupten: „Diese Menschen empfänden dieß Uebel

„nur wenig, sie wären es von Jugend auf gewohnt, „es wäre nur einmahl ihr Loos,“ u. s. w. Kaum aber sah er ihre Freude, ihren Tanz, so ging er voll Unwillen mit Thränen in den Augen davon. — Jeder Schritt, jeder Sprung, jede Bewegung, jeder Blick verräth Schüchternheit, Mißtrauen, Besorgniß, Unmuth, Zwang; selbst die, welche zu viel getrunken haben, wissen sich zu mäßigen, wenn sie nicht mit ihren Mitbrüdern allein sind: jeder frohe Blick, jedes Lächeln ist daher erzwungen, und weder Trunk noch Tanz, ihre beyden höchsten Vergnügungen, verschleuchen völlig die trüben Wolken des finstersten Unmuths von ihrer Stirne. Unbekannt mit ihren Volksfesten, hofft man, wenn ein solches bevorsteht, sich doch auch endlich einmahl an ihrer Freude zu weiden und die Runzeln gekränkter, niedergedrückter Menschheit von ihren Gesichtern weichen zu sehen, nachdem man lange genug Zeugen ihrer Leiden war; aber selbst diese festlichen Tage verkündigen mit weit stärkerer Stimme als alles, was man sonst wahrnimmt, den nicht genug zu beklagenden Zustand, in welchem sie seufzen.

Weder bey ihren Hochzeit- noch Kindtaufmahlszeiten erscheint der Prediger: auch würde er ihnen ein sehr unwillkommener Gast seyn, da er kein Mann aus ihrer Nation ist und auch nichts bringt, sondern sich seine Amtsverrichtungen bezahlen läßt. Wer kein Leibeigener ist, der wird gefürchtet oder verabscheuet,

den sie wissen und sehen es, daß sie für alle arbeiten müssen und betrachten jeden als ihren Unterdrücker, wenn er auch in der That ihr wärmster Freund und Vertheidiger wäre. Kein Prediger besucht die Bauern in seiner Gemeine, außer wenn er zu einem Kranken gefodert wird, oder zu Lokalvisitationen und Dorfkathechisationen herumfährt: aber es ist in der That auch jedem, außer ihnen selbst, unmöglich, es in ihren schrecklichen, finstern, mit Rauch, Ungeziefer und Gestank erfüllten Hütten auszuhalten. — Mehrere Güter mit ihren Gebietern sind Eingepfarrte einer Kirche: die Gutbesitzer aber wählen allein den Prediger. Sein Gehalt besteht in einem oft ziemlich ansehnlichem kleinem Landgute nebst den dazu gehörigen Bauern, von welchen er jedoch keinen einzigen verkaufen oder sonst veräußern darf; in den gewöhnlichen Gebühren von Trauungen, Kindtaufen, Begräbnissen und Krankenberichten an den lieben Gott; in gewissen Gerechtigkeiten, d. h. Abgaben an Feldfrüchten, Flachs, Eyern, Wachs, Talg, Wolle u. dgl. und endlich in dem Gelde, was an Festtagen der Klingelbeutel einbringt und das nicht ganz unansehnlich ist, weil oftmal 3 bis 4000 Menschen in der Kirche zusammen sind. Einige wenige ausgenommen sind die Pfarreyen fast alle sehr einträglich, und manche bringen es auf 2000 und mehr Rubel; sie haben aber auch dafür ihre volle Arbeit und manche

Beschwerde, die ihre Herren Mitbrüder in Deutschland nicht kennen.

Die Leichenbegängnisse der Letten und Esten sind eben so einfach wie das Leben der ganzen Nation. Der Vater schlägt seinem Sohne und dieser jenem, ein Nachbar dem andern, ein Bruder dem seinigen, etliche tannene Bretter zusammen, und ohne ihnen die geringste Farbe zu geben, wird der Todte hineingelegt, auf einen Wagen gesetzt und langsam transportirt: einige Begleiter folgen, die Männer gewöhnlich reitend, zuweisen mit weißen Gürteln umgürtet. Geschiehet die Beerdigung (welches der gewöhnliche Fall ist,) an einem Sonn- oder Festtage, so ist der Prediger bey dem Einsenken gegenwärtig und spricht einige Worte nebst dem Segen; in der Woche verrichtet es gar oft der Küster. — Aber nichts ist schrecklicher als die barbarische Gewohnheit, die Todten so schnell als möglich zu begraben: man kann sich unmöglich überzeugen, daß sie, besonders bey der abscheulichen Gewohnheit, dem Sterbenden die Unterlage, oder das Spreukissen unter dem Kopfe wegzuziehen, jedesmahl wirklich todt sind. Es läßt sich keine vernünftige Ursache zu dieser Schauer erregenden Grausamkeit denken, als das Verlangen, den Todten sobald als möglich aus der Hütte zu schaffen, in welcher er schlechterdings bis zum Begräbnisse unter den Lebendigen bleiben muß.

Wey einer Lebensart, wie diese Nationen führen, bey der nahmenlosen Unreinlichkeit, bey den schlechten kraftlosen Nahrungsmitteln, bey ihrer Rohheit, bey Hunger und Kummer, müßte es befremden, wenn sich nicht eine Menge ansteckender Krankheiten unter ihnen fände. Faulfieber, Ruhr, Scharlachfieber, Krätze u. dergl. nehmen fast nie ein Ende, wozu sich noch in manchen Jahren eine pestartige Krankheit gesellet, die blaue Blatter genannt. Der Patient hat das heftigste Fieber, und es zeigt sich nur eine einzige bläuliche Pocke, die, wenn sie geöffnet oder von ungefähr aufgestoßen wird, den unvermeidlichen Tod nach sich zieht: geschieht dieß nicht, so hat der Kranke wenigstens Hoffnung zum Leben, und er wird zuweilen durch Zwiebeln oder Knoblauch, den man auf die Blatter bindet, kurirt, wenn man sie früh genug entdeckt. Außerdem sind Geschwüre, offene Schäden u. dgl. nichts Seltenes: aber man erschrickt und vergift das ganze Heer dieser Uebel, wenn man vernimmt, daß auch venerische Krankheiten bis zu diesen Völkerschaften gedrungen und unter denselben nur zu häufig anzutreffen sind, wie alle Aerzte dieß versichern. Wey ihrer Sorglosigkeit und Unflätcherey greifen dergleichen Uebel schnell um sich und zerstören mit unaufhaltsamer Wuth.

Nach allem bisher Gesagten entwirft sich der National-Charakter (wenn anders bey Völkern, die in der tiefsten Knechtschaft leben und keine Selbst-

ständigkeit haben, einer anzutreffen ist,) von selbst. Wie ist es unter solchen Umständen möglich, daß sie anders als faul, träge, mißvergnügt, muthlos und unmuthsvoll, dem Trunke ergeben, tückisch, diebisch, betrügerisch, widerspenstig, furchtsam, kriechend, unwissend, roh und mißtrauisch seyn können? — Durch nichts in der Welt kann man ihr Zutrauen gewinnen. Es müßte aber ein Wunder geschehen seyn, wenn es nicht so wäre, und ich bin fest überzeugt, daß sowohl die Ersten als die Letzten alle mögliche Anlage haben, ein fleißiges, geschicktes, muthvolles, sittsames Volk zu werden, sobald Kestands Erbübel, das schreckliche Sklavenjoch, ihnen abgenommen, und eine ihnen angemessene Verfassung, Kultur, Freyheit und Aufklärung zu Theil würde, welche aber ihre Erbherren auf alle Weise zu hindern suchen. Herstellung ihrer Menschenrechte, wenigstens Milderung des allzuharten Drucks, wozu nunmehr unter des menschenfreundlichen Alexander I. Regierung der Anfang gemacht worden ist, würde der erste Schritt zur Beglückung des ganzen Landes und von den erfreulichsten, segensreichsten Folgen für Herren und Knechte seyn.

Nachträge zum ersten Bande.

I.

Berichtigung.

Während des Abdruckes des ersten Bandes hat der Verfasser in Erfahrung gebracht, daß der als Gouverneur in Reval erwähnte, allgemein geschätzte Generalmajor von Langell den 6ten May des abgelaufenen Jahres 1808 zum allgemeinen Bedauern des Landes gestorben, und an seine Stelle der Herr Etatsrath Barpn von Uerküll von Fickel gekommen ist. — General-Gouverneur in Riga ist jetzt Se. Excellenz, der gegenwärtig in Finnland kommandierende Herr Generallieutenant und Ritter Graf von Buxhöfden. —

II.

Die auf dem letzten Landtage in Reval entworfene und von dem Monarchen angeblich bestätigte Verfassung des Bauernstandes in Ehstland ist nunmehr auch gedruckt erschienen, und bey Peter Hammer in St. Petersburg (auch in Riga bey Hartmann in Commission) zu haben, unter dem Titel: Provisorische Verfassung des Bauernstandes in Ehstland. Der Verfasser oder vielmehr Herausgeber dieser Schrift ist Herr Ewers auf dem Hofe Boimel unweit Dorpat. Es sind in derselben alle auf den Zustand der Ehsten und dessen projektirte Verbesserung Bezug habende neueste Urkunden und Altstücke gesammelt. Diese sind theils vom Jahre 1802, theils von 1804, und bestehen in den Verhandlungen mit dem Kaiser zur gesetzlichen Bestimmung des Zustandes der Bauern; in einer Anrede an das Landvolk über den Zweck der Reform; in der neuen Organisation des Kirchspiels- und Bauerngerichts und den Pflichten und Rechten derselben; in einer Verordnung für die Bauern zur Bestimmung ihrer Leistungen u. s. w. — In den Anmerkungen wird aber von Herrn Ewers lichtklar gezeigt, daß diese neue Verfassung um nichts besser als alle vorigen, nicht gerecht, nicht

billig ist, und daß, wenn auch einiges Willkürliche abgeschafft ist, dennoch im Ganzen wenig zur Milderung des Elendes der gedrückten Ebsten geschehen sey, indem nun der Erbherr von bösem Willen bey seinen Bedrückungen den Schutz und die Entschuldigung des strengsten Rechtes für sich hat. Besonders ist in dieser Schrift das Schiefe, Halbwahre, das Widersprechende, Harte, Empörendgrausame, das in Ebstland noch immer Statt findet, durch die Vergleichung mit der neuen Verfassung der besser berathenen Letzten, recht deutlich dargestellt und durch den frappantesten Contrast sonnenhell erwiesen.

Dieser neuen provisorischen Verfassung zufolge bestehen die Erleichterungen, welche man den Ebsten hat zu verschaffen geglaubt, vorzüglich in folgenden zwey Punkten: 1) Man hat ihre willkürliche Behandlung bey ihren Leistungen einzuschränken gesucht. Allein es ist deutlich gezeigt, daß diese noch immer weit ihr Land, Einkommen und Kräfte übersteigen. 2) Man hat eine Gerichtsbarkeit angeordnet, durch welche die Rechte der Bauern festgestellt werden sollten, und diesen erlaubt, gegen widerrechtliche Bedrückungen zu klagen. Aber in allen Instanzen wird der Bauer wie bisher noch immer von Edelleuten gerichtet, die Bauern=Assessoren sind bloß pro forma da und ihre Wahl hängt bloß vom Edelmann ab. Die Strafen, womit die Uebertretung der Satzungen bedroht ist, sind so leicht, daß sie den Mann von bö-

sem Willen durchaus nicht hindern werden, sich jede Bedrückung zu erlauben. Nach dieser Verfassung ist der Gewinn, den der Herr aus einer ungerechten Forderung zieht, weit größer, als die Strafe, der er sich aussetzt; und endlich ist der Beweis dem Kläger sehr erschwert. Dabey hat der Erbherr noch die Hauszucht in seiner Gewalt, kann noch immer die Bauern verkaufen, von gutem Lande auf ein schlechtes Grundstück versetzen und was der Ungerechtigkeiten und Inconsequenzen mehr sind.

Hier findet sich also abermals ein Vertheidiger der unterdrückten Menschheit und der gekränkten und verletzten Rechte des Menschen. Die Erbarmlichkeit einer Verfassung ist hier aufs neue aufgedeckt, worauf sich der Stolz und Egoismus als auf ein Werk freywilliger Verzichtleistung und Großmuth nicht wenig zu Gute that, und welche der Eigennutz und falsche Ruhmsucht sich nicht scheute, in Deutschen Zeitschriften, als meisterhaft und menschlich, laut und öffentlich zu rühmen! — Wenn der edle, menschenfreundliche Alexander diese Schrift zu lesen würdigt; so wird er gewiß selbst die Verhältnisse seinen Ebstnischen Unterthanen zu ihren Großherren auf eine Art festsetzen, welche der Würde der Menschheit, der Aufklärung unserer Zeiten und dem Vortheil des Staats angemessen ist. Warum sollen die Ebsten der Gnade, der Großmuth ihrer Dränger zu verdanken haben, was sie von der Gerechtigkeit des Kaisers erwarten

können? warum die dünnen Brocken essen, die ihre Herren ihnen vorwerfen, während diese ihren Schweiß verprassen? — Uebrigens ist das Buch in einem ernstesten Tone geschrieben: die Diction ist edel, die Sprache freymüthig und ganz der großen Sache würdig, für welche der Verfasser spricht. Auch das Aeußere ist überaus sauber und elegant, der Druck auf dem schönen Velinpapier äußerst gefällig und das Ganze zu einer Lectüre für Große geeignet.

Jetzt rollirt, meinen neuesten Nachrichten zufolge, auch das erste Product der neuen Gesetzgebungs-Commission in Lief- und Ehestand, eine neue Kirchenordnung für die Protestantischen Gemeinden, worüber auch noch in- und ausländische Gelehrte ihre Meinung und Gutachten bis zum April einsenden sollen.



Verbesserungen.

Seite	39	Zeile	4	statt	Hepsal	lies	Hapsal.
"	42	"	20	"	nicht	l. noch.	
"	64	"	7	"	Jugelecht	l. Jegelecht.	
"	65	"	5	"	Paunküll	l. Paunkull.	
"	72	"	13	"	Katbarinne	l. Katharinen.	
"	85	"	2	"	Bauern	l. Bauen.	
"	93	"	17	"	160	l. 1600.	
"	127	"	12	"	Stränling	l. Strömring.	
"	133	"	14	"	Feuerbeden	l. Feuerbaten.	
"	—	"	20	"	1752	l. 1782.	
"	142	"	9	"	gereitet	l. gerettet.	
"	263	"	1	"	Mariehospitäl	l. Marinehospitäl.	
"	293	"	13	"	46	l. 546.	
"	328	"	6	v. u.	weit	l. mit.	
"	341	"	1	"	längst	l. längs.	
"	342	"	5	"	Umfuge	l. Uufuge.	
"	398	"	2	"	Klenten	l. Kleeren.	
Ebenselbst	"	"	20	"	Disponent	l. Disponant.	
Seite	411	"	5	v. u.	je	l. ja.	
"	428	"	15	"	Leinen	l. Leimen.	
"	448	"	3	v. u.	Brache	l. Breche.	
"	460	"	5	"	Bähne	l. Bähnen.	
"	466	"	8	v. u.	Schleuten	l. Schleeten.	
"	467	"	13	"	Thierhaut	l. Thierhaut.	
"	472	"	3	"	sogleich	l. zugleich.	
"	480	"	18	"	ihren Meinungen	l. ihrer Meinung.	
"	486	"	5	"	Badestube	l. Badestuppe.	
"	491	"	18	"	abnehmen	l. abzunehmen.	
"	492	"	7	v. u.	er mir	l. es mich.	
"	498	"	4	"	andern	l. andere.	
"	519	"	4	v. u.	könnten	l. könnte.	

Nachricht an den Buchbinder.

Die beyden Kupfer von Oberpählen, No. 1 u. 2.
zu S. 305 u. 309. — Die Wiege, No. 3. zu S. 443.
— Die Kujen, No. 4. zu S. 463. — Das 5te Ku-
pfer zu S. 467. — Das Letzte vor den Titel.

